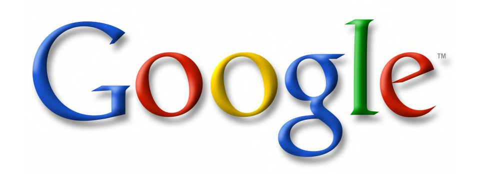

Google




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Denkwürdigkeiten

aus dem

Leben des k. k. Hofrathes

Heinrich Gottfried von Bretschneider.

1739 bis 1810.

Mit Benützung sehr selten gewordener Quellen zum erstenmale vollständig herausgegeben

von

Karl Friedrich Linger.



Wien und Leipzig.
Verlag von J. Eisenstein & Co.
1892.

Druck von Holzwarth & Ortony in Wien

Vorrede.

Der im Jahre 1739 zu Gera in Sachsen geborene und im Jahre 1810 im Schlosse zu Krimitz gestorbene k. k. österreichische Hofrath Heinrich Gottfried von Bretschneider ist ganz in Vergessenheit gerathen, und zwar mit Unrecht, denn ihm gebührt ein Platz unter den merkwürdigen Männern und Schriftstellern Deutschlands.

Die „Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie“ (Leipzig 1822. Neue Folge, I. B., S. 445) enthält nachfolgende Charakteristik Bretschneider's: „Soldat, Gubernialrath,*) Bibliothekar in Ofen und in Lemberg, Rathgeber und Vertrauter Kaiser Josefs II., Reiseabenteurer, Dichter, Romanschreiber, Kupferstich- und Gemäldesammler, Recensent, Satyriker,**) ein Peregrinus Proteus in hundert Farben und doch dabei ein redlicher Freund der Wahrheit, wie er sie erkannte, geschworener Feind aller politischen und pfäffischen Gaukelei, die er schonungslos entlarvte, ein Encyklopädist, ohne mit D'Alembert und Diderot in Verbindung zu stehen, ein Lichtleiter (sic) und Wohlthäter seines Zeitalters in Wort und Schrift, ein Deutscher im Wesen und Denken und daher Feind der napoleonischen Gewaltstreiche 2c., angefeindet von Tausenden, geliebt von allen, die ihn genau kannten, gesucht wegen seines Witzes, gefürchtet von allen

*) Bei seiner Pensionierung im Jahre 1801 erhielt Bretschneider den Hofrathstitel.

**) Ist noch hinzuzufügen: „Freimaurer und Kochkünstler.“

Narren und Heuchlern, ein Mann, dem, seit er in Frankfurt am Main 1769 mit seinen satyrischen „Papilloten" aufgetreten war, bis zum schmählichen Fürstenhof in Erfurt, wo Napoleon deutsche Fürsten antichambrieren ließ — nichts was ihm einer Rüge würdig schien, ungeahndet entging."

Diese Charakteristik erregte in mir eine lebhafte Begierde, die ausführliche Biographie Bretschneider's, sowie seine im Drucke erschienenen Werke kennen zu lernen und ich war daher bestrebt, alles zusammenzusuchen, was auf ihn Bezug hatte. Nach vieljährigen Bemühungen gelang es mir endlich, mich in den Besitz jener bereits sehr selten gewordenen Bücher zu setzen, welche authentische und ausführliche Angaben über Bretschneider's Lebenslauf enthalten, so wie auch dessen eigene Werke zu erlangen.

Aus jenen Werken, welche ich in dem Quellen-Verzeichnisse ausführlich anführe, habe ich durch die Benützung der darin enthaltenen zerstreuten Mittheilungen, Briefe und Aufsätze Bretschneider's, dessen vorliegende Lebensbeschreibung zusammenzustellen und zum erstenmale zu einem Gesammtbilde zu vereinigen versucht. Hauptsächlich jedoch wurde ich zu dieser Arbeit durch die hochinteressanten Aufzeichnungen Bretschneider's selbst und die Worte des gelehrten Professors Meusel*) bewogen, welcher in seinen „Historischen und literarischen Unterhaltungen", Seite 93, sagt:

„Eine ziemlich vollständige Biographie Bretschneider's ließe sich dann verfertigen, wenn sich Jemand die Mühe geben wollte, alle von dem Herrn von Göckingk**) mitgetheilten Materialien,

*) Johann Georg Meusel (geb. 1743, gest. 1820) war 1766 Privat-Docent in Halle, 1769 Professor der Geschichte in Erfurt und 1779 zu Erlangen, wo er als Geheimer Hofrath starb. Er schrieb zahlreiche historische und literarische Werke und war ein warmer Freund Bretschneider's.

**) Leopold Friedrich Günther von Göckingk war 1748 zu Gröningen, einem Dorfe bei Halberstadt, geboren, wo sein Vater Gutsbesitzer war. Er war der Dichter der bekannten „Lieder zweier Liebenden." Er starb 1826.

besonders die vielen Briefe, gehörig zu benutzen. Die Reisebeschreibung selbst ist aber als ein Stück einer solchen Biographie anzusehen, wäre folglich mit zu verarbeiten".

Das habe ich gethan mit der Absicht, eine möglichst ausführliche Biographie des merkwürdigen Mannes zu liefern und ihn der Vergessenheit, in die er ganz unverdient gefallen ist, wieder zu entreißen.

Bretschneider's Lebensschicksale waren abenteuerlich genug, weshalb er sich selbst einen „Abenteurer wider Willen" nannte. Karl Julius Weber, der Verfasser des „Demokritos", urtheilt über Bretschneider: „Er ist nicht nach Würden gekannt, zwar ein Abenteurer, aber ein Mann von hohem Geiste, die Geißel aller Heuchler und Thoren und ein echter Deutscher." *)

Was die merkwürdigen Schicksale Bretschneider's anbelangt, so wollte er sie in einer ausführlichen Selbstbiographie schildern, wurde aber an ihrer Beendigung durch Krankheit und zuletzt durch seinen Tod verhindert. Er hatte nur seine Jugendjahre und einen Theil seines Militärlebens bis 1757 geschrieben, jedoch das Letztere nicht vollendet und sein Manuscript bricht dabei jäh ab.**) Es mußten daher die von ihm nicht selbst geschilderten Lebensereignisse vom Jahre 1761 bis 1772 aus seinen Briefen an Nicolai, aus den Mittheilungen, welche Meusel und Göckingk darüber gemacht haben, sowie auch aus andern Werken bis zu jener Zeit, wo er in den Jahren 1772 und 1773 seine abenteuerliche Reise nach

*) K. J. Weber: „Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen". Stuttgart, 1834. II. Band, S. 660.

**) Professor Meusel fand das Manuscript unter den Papieren, welche ihm der Sohn Bretschneider's, der nachmalige k. k. österreichische Feldmarschall-Lieutenant und Theresienritter, nach dem Tode seines Vaters überlassen hatte. Meusel veröffentlichte dasselbe 1818 in seinen „Historischen und literarischen Unterhaltungen," Seite 91 bis 150.

Historische und literarische Unterhaltungen, theils selbst verfaßt, theils herausgegeben von Hofrath und Professor Meusel zu Erlangen. Coburg, bei Meusel und Sohn, 1818.

L. F. G. Göcking, Friedrich Nicolai's Leben und literarischer Nachlaß. Berlin, 1820.

C. J. Weber, Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Stuttgart, 1834.

Der Freimaurer, Illustrirte Monatsschrift für die gesammte Freimaurerei. „Der Ritter vom gekrönten Raben.“ „Aus dem Leben eines freimaurerischen Don Quixote“, von Gustav Brabée. Jahrgang I. Nr. 12, Seite 147 und Jahrgang II. Nr. 1. Seite 10.

Wilhelm Herbst, Goethe in Wetzlar. Gotha, 1881.

Friedrich Abecken: Goethe in den Jahren 1771 bis 1775. 2. Auflage. Hannover, 1868.

Franz Gräffer, Kleine Wiener Memoiren. Wien 1845.

Robert Keil, Wiener Freunde. Wien, 1883.

Zur Selbstbiographie Bretschneider's.

Die erste Idee Bretschneider's, seine Selbstbiographie zu schreiben, entsprang im Jahre 1776, als er die Stelle eines Vice-Kreishauptmannes im Temesvarer Banate erhalten hatte. Er schrieb am 12. November desselben Jahres aus Wien an Nicolai: „Was liegt mir übrigens daran, ob ich hier in Deutschland unter Kreuz- und Gänseblumen oder unter wildem Spargel begraben liege? Aber ehe ich dort noch ruhe, will ich sorgen, daß beobachtende Menschen sich aus meinen seltsamen Schicksalen belehren können und sie aufsetzen. Sie, mein Freund, sollen bis zu jenem Zeitpunkte, wo sie publicis Juris werden könnten, Depositär davon werden."

In einem andern Briefe an Nicolai vom 23. December 1777 aus Werschetz schreibt Bretschneider unter Anderem: „Meine Lebensbeschreibung soll keine Seele als Sie haben; allein, Freund! ich beschwöre Sie bei den Hindinen, die in dem „Hohen Liede Salomonis" herumlaufen, mißbrauchen Sie mein Vertrauen nicht. Seit Adam Bernd's*) Lasterlauf wird nichts Interessanteres gefunden werden, denn ich habe mir es zur Regel gemacht, nichts zu verhehlen."

Es blieb aber nur beim Vorsatze und erst im Jahre 1783, als Bretschneider Bibliothekar in Ofen war, begann er seinen

*) Adam Bernd. Eigene Lebensbeschreibung. Leipzig, bei Gleditsch. 1738—1741. 3 Theile in 8°.

Vorsatz auszuführen und schrieb darüber an Nicolai den 10. Februar obenerwähnten Jahres: „Ich weiß, daß ich ungekannt aus der Welt gehen werde. Ich bin so gleichgiltig dabei, daß ich die ganze Nachwelt auffordere, nach 50 Jahren noch Böses von mir zu reden. Aber doch sehne ich mich — ich weiß selbst nicht aus welchem Instinct — wenigen Freunden so bekannt zu werden, daß sie mich nach meinem Tode noch mit dem Wunsche einer sanften Ruhe beehren; und darum will ich Ihnen, ohne mich mit einem längeren Gallimathias zu belästigen, ein „Abrégé des mémoires d'un aventurier malgré lui“ nach und nach in etlichen Briefen zuschicken. Nach meinem Tode können Sie mir ein Ehrengedächtniß daraus zusammenstoppeln. Zur Titelvignette bitte ich mir einen Aschenkrug aus, in dem irgend ein Ex-Jesuit, oder sonst ein Feind der Aufrichtigkeit, wie in einem Chocoladetopf quirlt, denn schwerlich wird mein kostbarer Ueberrest dieser irdischen Hülle sich auch nach dem Tode viel Ruhe versprechen können.“

Im Jahre 1783 begann er diese Arbeit und in einem Briefe aus Krakau an Nicolai vom 29. December 1794 äußerte er, „er arbeite daran in Bruchstücken, weil er einige Hauptepochen seines Lebens wegen der Briefschaften und der Schreibtafeln, die er beschrieben habe, wegarbeiten müsse.“ Diese Aeußerung betraf seine merkwürdige Reise nach Holland, England und Frankreich in den Jahren 1772 und 1773, und welche er im Jahre 1801 vollständig beendigt hatte.

Nach dieser Unterbrechung nahm er seine eigentliche Selbstbiographie, welche aber kaum bis auf seine Jünglingsjahre reichte, wieder auf, und schrieb darüber aus Karlsbad am 10. Juli 1810 an Professor Meusel: „Es wären schon neun Bogen seiner Selbstbiographie in der Handschrift fertig.“ Er setzte hinzu: „Es wird darauf losgeschrieben, ehe der Eifer verraucht, und ich bin so glücklich, zu erlangen, was ich zur Autorschaft unumgänglich brauche: Einsamkeit, heitere Aussicht, Bequemlichkeit, Küche nach meinem Geschmack u. s. w. Dies alles gewährt mir nun der Graf Wrtby.“

Am 6. October 1810, nicht lange vor seinem Tode, schrieb er an Nicolai: „Von meinem Leben ist leider noch nicht mehr als zwanzig Bogen aus der Feder" u. s. w.

Nach dem am 1. November 1810 erfolgten Tode Bretschneider's erhielt sein Freund, der Professor Meusel in Erlangen, von dem General v. Bretschneider, dem Sohne Bretschneider's, sämmtliche nachgelassene Papiere seines Vaters. Das Manuscript der Selbstbiographie Bretschneider's war aber nicht 20 sondern nur 9 Bogen stark und endigte mit einigen Vorfällen nach der Schlacht bei Leuthen, folglich 1757. Außerdem enthielten noch eine Anzahl Blätter durcheinander theils Erzählungen seiner Erlebnisse, Bemerkungen und Aufsätze über hervorragende und ihm bekannt gewordene Personen.

Die Bruchstücke der Selbstbiographie Bretschneider's gab Professor Meusel in seinem, im Jahre 1816 erschienenen Werke: „Vermischte Nachrichten und Bemerkungen historischen und literarischen Inhalts" und 1818 in seinen „Historischen und literarischen Unterhaltungen", heraus. Auch in dem von Bretschneider 1769 herausgegebenen „Papilloten" finden sich einige selbstbiographische Aufsätze.

Erstes Kapitel.

Geburtsjahr. — Eltern. — Erste Kindheit.

Ich will einmal meine Sachen nacheinander hererzählen, so wie ich mich ihrer erinnere, und weder mich noch Andere schonen. So lange ich lebe, werde ich dafür sorgen, daß meine Beichte nicht gedruckt wird, und wenn ich todt bin, mag sich die cara posteritas über mich lustig machen so viel sie will. Mir scheint es halt, daß meine Begebenheiten keine Alltagsbegebenheiten sind, und wenn Einer oder der Andere etwas zu seiner Erbauung oder Belehrung darin findet, so darf er darum nicht glauben, daß ich mir auf diese Aussicht etwas zu Gute thue. Meine Lebensgeschichte ist gewiß so reich an Begebenheiten und Zufällen und zugleich so lehrreich für den Beobachter und Philosophen, daß ich ihr sicher Beifall von der erleuchteten Gattung Menschen versprechen könnte. Zur Sache:

Ich bin am 6. März 1739 zu Gera im Voigtlande geboren. Mein Vater war pensionirter königl. Preußischer und Sächsischer Rittmeister, hatte die Feldzüge gegen Karl XII. mitgemacht, lebte erst auf seinem Rittergute zu Weyda und zuletzt in Gera, dem Geburtsorte seiner Frau, der Tochter des dortigen Bürgermeisters, hatte acht lebendige Kinder, eine Tochter und sieben Söhne, von denen ich der Jüngste war. Mein Vater war schon tief in die Sechszig und meine Mutter vierundvierzig Jahre alt.

Zur physischen und moralischen Menschenkenntniß gehört eine genaue Untersuchung der Regungen des Kindes in den ersten

Jahren und davon weiß ich gute Rechenschaft abzulegen, denn ich kann mich zurückerinnern bis in mein zweites Lebensjahr und habe darüber Zeugnisse. Meine Schwester, die damals etwa 15 Jahre alt war, beschäftigte sich mit meiner Wartung mehr, als meine Mutter. Ich erinnere mich noch wie heute, daß meine Schwester tanzen lernte, daß ich auch auf meinem erhabenen Kinderstuhle meinen Betrachtungen über die kleine Geige des Tanzmeisters und über seine schwarze Perrücke nachhing. Wir fanden in den Rechnungsbüchern meiner Schwester, daß sie in den ersten Monaten des Jahres 1741 tanzen gelernt hat. Es ist gewiß, daß ich als Kind ehrlich und aufrichtig und keiner Lüge fähig war, so lange bis ich Lügen und Trügen an erwachsenen Personen bemerkte, und zugleich wozu es gut war. Da wußte ich mich ganz bald darein zu schicken, nur durfte mir Niemand mit der Beschwörungsformel entgegenkommen: „Heinrich, sage mir die Wahrheit!“ Ich glaube, daß ich zum Menschenforscher geboren war, denn ich beobachtete alle Handlungen der einzelnen Individuen, die mir in den Wurf kamen, mit außerordentlicher Aufmerksamkeit, schon in den ersten Kinderjahren und lernte sie bald richtig beurtheilen. In meinem sechsten und siebenten Jahre besaß ich schon viel Erfahrung, die ich in älteren Jahren bestätigt fand. Seit meinem zwölften Jahre habe ich wenig mehr in diesem Artikel lernen können, denn die Belesenheit unterstützte meine Erfahrungen. In meinem vierten Jahre schickten mich meine Eltern in eine Schule, in der ich anfangs nur einen Zuschauer abgeben sollte. Ich äußerte bei meinem ersten Eintritte Lust zu schreiben; man wollte mich durch Willfährigkeit gewinnen und gab mir Tinte, Feder und Papier, welches ich vollkritzelte. Nun lobte man meine Kritzelei und sagte, daß das Kind recht schön schreiben könnte. Ich erinnere mich aber noch heute, wie verdächtig mir dieses Lob vorkam, wie ich meine Lobredner in Verlegenheit setzte, von ihnen zu verlangen, daß sie mir das Geschriebene vorlesen sollten, und wie ich fest überzeugt war, daß sie das nicht könnten.

Manche dergleichen Vorfälle, wie der mit dem Schulmeister, überzeugten mich schon sehr früh, daß Menschen oft das sagen,

was nicht wahr ist, und daher lernte ich lügen, so lügen, daß ich in meinen früheren Kinderjahren oft schon ganze, aus dem Stegreif erdachte Original-Erzählungen an Mann brachte, die nicht weniger werth waren, als die Muster, denen ich sie nachahmte — den Märchen meiner Amme. Es waren meistens Gespensterhistorien. Einst wollte ich gesehen haben, daß sich ein Pantoffel in eine Katze verwandelt habe. Meine weiblichen Aufseher nahmen das Ding ernsthaft und fingen an, sich zu fürchten; aber mein Vater, der dazu kam, lachte sie aus, ohne das mindeste Mißvergnügen über meine gute Anlage zur Erfindungskunst zu äußern. Er war Soldat und sagte in der ihm gewöhnlichen Sprache: „Seht Ihr nicht, Ihr alten Hexen! daß der Junge Euch zum Narren hat; er ist zehnmal gescheiter, als Ihr." Das war Aufmunterung für mein Genie. Aber wirklich hatte mich die gütige Natur mit einem Kopfe versehen, der sich schon in den frühesten Jahren leicht zu helfen wußte.

Lesen und Schreiben lernte ich spielend und geschwind, nur nicht in der Regel. Buchstabiren haßte ich, und faßte gleich die Silben zusammen. Mein erster Lehrer war ein guter Mann, der mich zwar ganze Seiten lesen ließ, aber nach dem Lesen mußte ich das Gelesene auch noch buchstabiren. Das ging Alles ganz gut; denn bei aller meiner eigenmächtigen Lernung kam ich doch immer weiter, als meine Mitschüler.

Zweites Kapitel.

Im Herrnhuter-Erziehungshause zu Ebersdorf. Hungerleiden. — Kleine Diebstähle aus Hunger.

Nunmehr aber kamen Stunden und Zeiten, wo meine Entschlossenheit und Munterkeit gar mächtig gedämpft wurde. Damals war die Herrnhuterei in ihrem Wachsthum, und mein älterer Bruder, der in Halle studirt hatte, zierte diese Gemeinde als Mitglied und war in Diensten des Grafen Reuß zu Ebersdorf, aus

denen er etliche Jahre darnach als Hofrath zu dem Grafen Heinrich dem XII. nach Schleiz ging. Mein Vater hatte, nach mancherlei erwählten Religionssystemen, Geschmack an der mystischen Theologie gefunden, und ließ sich also um so leichter von meinem Bruder bereden, mich in das Herrnhutische Erziehungshaus nach Ebersdorf zu schicken, wo mein Bruder damals wohnte. Er hegte die gute Meinung, daß mich der Heiland ergreifen würde, worin er sich aber irrte.

Hier muß mir der Leser eine Abschweifung erlauben, und zwar auf Kosten meiner meisten Collegen, der Sebstbiographen. Ein großer Theil dieser Herren klagt über ausgestandene Noth und Unrecht. Meistens ist aber diese Noth nichts anderes, als daß es ihnen nicht so erging, wie sie wünschten; aber die Noth, die ich in meinem Leben erduldet habe, ist etwas Reelles — Hunger und mitunter Ungezieser, schon als Knabe; Arbeiten, wie sie sich für einen Bauernknecht schicken u. s. w., wie die Folge lehren wird; und dazu war der Anfang in jenem Herrnhutischen Erziehungshause gemacht, wo ich mich nie satt gegessen habe und zuletzt, aus Mangel an Nahrung, so matt und hinfällig wurde, daß ich nicht mehr mit den andern Knaben spazieren gehen konnte, sondern zu Hause bleiben mußte und da alle Brotrinden zusammensuchte, die Andere weggelegt hatten. Meine Bedürfnisse forderten vielleicht mehr als bei Andern, denn außer mir und etwa noch einem halben Dutzend Knaben klagte zwar Keiner, aber gewiß war nach einer Mahlzeit kein einziger Teller eines Zöglings zu sehen, der nicht ganz rein abgeleckt war wie polirt. Es mag sein, daß mein außerordentliches Wachsthum an diesem ungewöhnlichen Appetit schuld war, denn ich war immer sehr groß für mein Alter, und bin, des Hungers ungeachtet, den ich hier und in der Folge in meinem Soldatenstande ausgestanden habe, doch so geschwind groß geworden, daß ich in meinem achtzehnten Jahre schon sechs Fuß maß; aber dabei blieb ich auch stehen. Daß ich damals nicht satt zu essen bekam, das ist zuverlässig, und daß der Hunger selbst meine kindische Blödigkeit und den Kleinmuth besiegte, in die ich durch die allgemeine Verachtung gefallen war, bezeugt folgendes

Beispiel: Wir bekamen zum Frühstücke Butterbrod. Ich hatte bemerkt, daß oft ein Stück größer war, als das andere und stellte mich einst an die Thüre, erwartete den Aufwärter mit dem Teller, bemächtigte mich des größten Stückes, und behauptete dieses Recht auch in der Folge bei allem Murren und Drohungen meiner Stubengesellen. Damit war mir aber nicht geholfen; der Hunger plagte mich Tag und Nacht, und ich kam dadurch auch noch in den Ruf eines Vielfraßes. Ich hatte wahrgenommen, daß in dem Zimmer des Oekonomen ein Schrank stand, in dem Brote lagen. Dies brachte mich auf den Anschlag, in der Nacht aufzustehen, bei der großen Nachtlampe, die in unserem Schlafsaal hing, einen Wachsstock anzuzünden und mich unter dem Vorwande, auf den Abtritt zu gehen, zu den Broten zu schleichen. Diese waren so groß, daß ich ihnen anders nicht beikommen konnte, als daß ich mit den Nägeln die Krume herausgrub und tiefe Löcher hineinarbeitete. Das trieb ich manche Nacht und wurde nie entdeckt.

Einst fand ich in dem nämlichen Schrank kleines Geld, vielleicht in allem ein Paar Groschen. Dessen bemächtigte ich mich, und kaufte mir bei einem dicht an unserem Hause wohnenden Bäcker Semmeln. Nun wußte ich auch, wozu Geld zu brauchen war und stahl, wo ich etwas fand, wurde bisweilen entdeckt und sank so bis zur tiefsten Verachtung Anderer und der größten Fühllosigkeit meiner selbst herab. Eine üble Gewohnheit, Kinder, die Strafe verdienen, mit Hunger zu bestrafen und sie vor dem Tisch stehen zu lassen, wenn die Andern essen, vermehrte meine Leiden und meinen Stumpfsinn. Endlich wirkte der Mangel an Nahrung sichtbar auf meine Gesundheit. Ich wurde zwar nicht förmlich krank, aber doch so schwach, daß es mir sauer wurde, eine Treppe zu steigen, oder andere Bewegungen zu machen, wozu ich doch sonst viel Neigung hatte. Damit erwarb ich mir nun auch den Titel eines trägen, phlegmatischen Knaben, aus dem gar nichts werden könnte; und das glaubte ich am Ende selbst und ließ alles gehen, wie es ging, ohne mich im mindesten anzustrengen.

Es war da eine löbliche Gewohnheit, im Sommer Spaziergänge zu machen, die sich oft eine Stunde und noch weiter er-

streckten. Einer der Vorgesetzten nahm z. B. zehn bis zwölf Knaben und führte sie in einen Wald oder auf eine Wiese, wo wir mit einander spielten oder uns in Partien zerstreuten und nach einiger Zeit wieder zusammenfanden. Eine kleine Begebenheit kann zum Beweise dienen, wie sehr ich meine Kameraden an Klugheit übertraf, obgleich ich der Jüngste von Allen war: Unser Vorgesetzter hatte uns einst auf eine Wiese geführt, die an einem Flusse lag. Es war im hohen Sommer; er überließ uns uns selbst und legte sich im Schatten schlafen. Wir fanden am Ufer einen Kahn, setzten uns alle hinein, banden ihn los und folgten dem Strome, der uns zwar ein Stück mit sich fortführte, aber endlich doch glücklich an das gegenseitige Ufer trieb. Da stiegen wir aus und überlegten, was zu thun sei, um wieder auf die andere Seite zu kommen, wo unser Mentor noch schlief. Ein Bauer, der in der Gegend auf dem Felde arbeitete, mengte sich in unsere Berathschlagungen und rieth uns, eine Viertelstunde weit am Ufer zurück zu gehen, wo eine Brücke sei, sagte aber dabei, daß die Person einen Dreier Brückenzoll entrichten müsse. Wir machten uns also auf den Weg, überlegten aber auf der Reise weislich, wie es anzufangen sei, ohne Geld über die Brücke zu kommen? weil sich, nach der strengsten Untersuchung in allen unseren Taschen nicht mehr als zwei Dreier fanden, und wir brauchten doch deren zehn. Mir fiel gleich der Gedanke sehr aufs Herz, wenn es aufs Ausreißen ankam, daß ich, als der Jüngste und Schwächste, gewiß nicht würde nachkommen können. Ich machte also den Vorschlag, man sollte mir die zwei Dreier einhändigen, Einer nach dem Andern die Brücke passieren und den Zolleinnehmer auf mich, der ich der Letzte sein wollte, verweisen. Dies wurde genehmigt und ging ganz vortrefflich. Es war eine Frau, die den Zoll einnahm. Sie ließ die ersten neun oder zehn Knaben, die sich auf den Letzten beriefen, mit aller Höflichkeit über die Brücke wandern und forderte endlich von mir, der ich etwas später nachkam, das Brückengeld. Ich fragte, was die Person zahle, gab ihr das, was sie forderte, einen Dreier und wußte es geltend zu machen, daß ich nicht schuldig sei, für meine Kameraden zu bezahlen, und daß es ihre eigene

Schuld sei, wenn sie sich nicht von ihnen habe bezahlen lassen. Die Frau mußte am Ende selbst lachen und entließ mich mit der Drohung, daß sie die Sache weiter suchen würde, dessen ich mich aber nicht erinnere, wohl aber dessen, daß ich mir für den ersparten Dreier eine Semmel kaufte.

Ich schrieb endlich an meinen Vater einen Brief, der meine ganze Noth aufdeckte. Dieser fiel aber den Brüdern in die Hände, und weil sie sich vor meinem Vater, der ein harter Mann war, fürchteten, so trauten sie sich zwar nicht mich zu strafen, sie nahmen mir aber den Brief und hudelten mich von nun an doppelt.

Ich lenke nun wieder ein, um wieder auf meine früheren Schicksale zu kommen.

Ich war sechs Jahre alt, als ich in dieses Haus kam, und in den ersten drei Tagen wußte ich schon, worauf es hier ankam, nämlich auf Heuchelei; und diese hätte ich, wie meine Kameraden, auch gerne ergriffen, damit es mir wohl ginge: aber ein Rest meiner mit auf die Welt gebrachten Aufrichtigkeit ließ es nicht zu; ich konnte es niemals sagen, daß ich Gnade gekriegt hätte.

Meine natürliche Lust und Anlage verursachte, daß ich in diesem Hause durch Zuhören die Anfangsgründe der lateinischen Sprache eroberte; denn ich ließ mich nie auf's Auswendiglernen oder Anstrengung ein, und man ließ mich gehen. Der Heiland und die Gnade waren hier das Hauptwerk, und da ich mich darauf nicht einließ, wurde ich unter die Verworfenen gezählt und so herabgesetzt, daß ich zuletzt selbst glaubte, schlechter als die Anderen zu sein. Der Hunger machte mich kleinmüthig; ich legte mich dabei auf's Stehlen, um mir Brot bei dem Nachbar Bäcker kaufen zu können. Die Vorgesetzten wurden meiner satt, und mein Herr Bruder, der Aeltesten Einer unter den Brüdern, drang bei den Eltern darauf, mich hinwegzunehmen.

Drittes Kapitel.

Weitere Erlebnisse im Ebersdorfer Erziehungshause. — Frömmeleien. — Behandlung Derjenigen, bei welchen die Gnade zum Durchbruch kam. — Die Schnürleibchen. — Austritt.

Es war im Jahre 1745, da die größten Tändeleien mit dem Lämmlein, Kreuzluft-Vögelein und mehreren dergleichen Kindereien in der Gemeinde Mode waren, wenigstens in dem Orte, wo ich mich befand Wir hatten alle Tage Früh und Abends etliche Andachtsstunden, in denen Große und Kleine auf den Knieen lagen und nach Beschaffenheit ihrer Herzensumstände die Gnade wirken ließen oder sie erst erwarteten. Kam sie nun bei Einem oder dem Andern zum Durchbruch, so stand er auf und sagte: „Er habe Gnade gekriegt“, wurde von Allen geküßt und war nun ein Kind des Heilands und der Gemeinde. Wenn man sich vorstellt, daß ein solcher Neophit nun gleich zärtlich geliebkoset und von allen Weltkindern mächtig distinguirt wurde, so kann ich noch immer nicht begreifen, warum ich mich nie zu diesem Schritte bequemen und Gnade heucheln wollte. Ich hatte Verstand genug einzusehen, wozu es gut war und sah täglich, wie viel Verachtung auf Denen lag, die über diesen Punkt zauderten. Nach und nach wurden alle meine Kameraden von der Gnade ergriffen, ich aber blieb immer kalt, fühlte nichts von dem, was ich nach der Beschreibung der Anderen fühlen sollte, und war nach kurzem Aufenthalte in diesem Hause auch schon überzeugt, daß ich es nie fühlen würde, und daß Alle nur so etwas zu fühlen vorgaben, ohne daß ich mich entschließen konnte, ein Gleiches zu thun.

Es war auch damals eine niederträchtige Gewohnheit, den besuchenden Brüdern, die in unsere Zimmer kamen, beim Eintritte die Füße zu küssen. Zu dieser bequemte ich mich gleich anfangs nicht, ob es gleich alle übrigen Bekehrten und Unbekehrten ohne Anstand thaten. Ich lief zwar mit zu, wenn aber Andere nieder-

fielen, um dem Bruder Klemens oder dem Bruder Schaukirch, und wie diese Patrone alle hießen, die Schuhe zu belecken, so blieb ich doch allein aufrecht stehen. Diese Absonderung fiel in die Augen und wurde sehr übel genommen. Man nannte mich verstockt und begegnete mir verächtlich. Dies war aber gerade das Mittel, mich wirklich verstockt zu machen. Mit freundlichen Worten hätte man mich vielleicht auf meine ganze Lebenszeit zum Heuchler bekehrt; aber die höhnischen Seitenblicke, mit denen man mich bestrafte, verursachten, daß ich ein verstockter Sünder blieb. Doch wagte man es auch nicht, mich über diese Unterlassungssünde geradezu mit Worten zu bestrafen, sondern begnügte sich nur, mich überhaupt alle mögliche Verachtung fühlen zu lassen.

Dies hatte ich dem Umstande zu danken, daß mein Bruder in demselben Orte wohnte und in einem gewissen Ansehen stand. Er ließ mich bisweilen des Sonntags zu sich kommen; allein er befragte mich um diese Dinge nicht, und ich war theils zu furchtsam, mich ihm zu eröffnen, theils zu schlau, weil ich mir im Voraus einbildete, daß er mehr die Partei meiner Vorgesetzten, als meine eigene nehmen würde, wiewohl ich mich, wie man in der Folge sehen wird, in dieser Meinung täuschte.

Die Herren, denen unsere Bildung anvertraut war, waren meistens schlechte Helden, ausgenommen den Baron Ranzau und einen gewissen Richter, die Beide mit uns Kindern nicht viel zu thun hatten. Ich war, nebst zwei Grafen Reuß und zwei Baronen Zeschwitz auf einem Zimmer, war der Jüngste unter ihnen, aber, ohne es damals zu wissen, auch der Klügste unter den Fünfen. Ich weiß nicht, wie ich auf das Studium der Menschenkunde gekommen bin, das ich schon damals trieb. Ich war sehr aufmerksam auf die Handlungen meiner Vorgesetzten, verglich sie oft mit dem, was sie über dieses oder jenes sagten und in Kurzem war das Resultat davon, daß ich die meisten Bewohner des Hauses für Heuchler hielt.

Ein Mann unter Andern, den ich anfangs hochschätzte, verlor in meinem Herzen alle Achtung, als er einen falschen französischen Thaler mit Quecksilber bestrich, um einen reisenden Krämer-Juden

damit zu betrügen. Er nahm sich vor einem so kleinen Knaben, wie ich war, nicht in Acht, schwatzte von der Sache mit einem Andern und glaubte gewiß nicht, daß ich das Schändliche dieser Handlung vollkommen einsah, ohne sie mit der Nation des Betrogenen zu entschuldigen, die dem Heilande so übel mitgespielt hat. Dergleichen Beispiele, ob ich sie gleich nach ihrem wahren Werthe beurtheilte, verdarben meinen, von Natur ganz rechtschaffenen, offenen Charakter. So weit ich mich meiner ganz ersten Kinderjahre zurück erinnere und so genau ich mich schon in meinen Jünglingsjahren darüber geprüft habe, so gewiß kann ich versichern, daß ich mich keines Instinctes oder der mindesten natürlichen Anlage zu Lügen, Stehlen, Verstellung und dergleichen zu erinnern weiß: aber eine geschwinde Anhänglichkeit an diese Laster wandelte mich an, sobald mich Beispiele Anderer, besonders meiner Eltern und Vorgesetzten, dazu gleichsam berechtigten. Nur zum Geiz konnte ich mich nicht bequemen, ob ich gleich desfalls lehrreiche Beispiele vor mir hatte, und daran mag der üble Einfluß Schuld sein, den dieses Laster auf mein Commodum hatte, weil ich in Vergleichung mit anderen Kindern, deren Eltern nicht reicher waren als meine, weniger bekam und geringer gehalten wurde. Verstellen konnte ich mich schon meisterlich, so klein ich war, und deßwegen wäre es mir auch nicht unmöglich gewesen, bis zur Heuchelei zu avanciren, allein, weil dieses Laster anhaltende Aufmerksamkeit erfordert und keine Intervallen, so paßte es nicht zu meinem Temperament.

Mein Vetter Spangenberg, der jetzt Oberstlieutenant in Braunschweigischen Diensten ist, der auch in diesem Erziehungshause war, stand mit mir in gleicher Verdammniß und ließ wenig Spuren empfangener Gnade blicken; aber er war drei oder vier Jahre älter als ich und nahm sich die verächtliche Begegnung der Heilandskinder weniger zu Herzen, hatte auch keinen so guten Appetit als ich. Einst kam ihm die Lust an, mit Gnade zu prahlen. Er lief im ganzen Hause herum und sagte Jedem, der ihm begegnete, nicht in der gewöhnlichen sanften Sprache des Frommen, sondern ganz leichtsinnig und munter: „Wißt Ihr, was Neues? Ich habe Gnade gekriegt!“ Der Hauschirurg Eckart, der diese

Neuigkeit nicht gleich für baare Münze annehmen wollte, antwortete ihm: „Was! Sie haben Gnade gekriegt? Sie sehen mir darnach aus." — „Herr! Wenn er's nicht glauben will, so kann er mich — —" „Schöne Gnade," sagte Freund Eckart. Und wirklich bekam mein Herr Vetter Schläge — aber niemals Gnade.

Ich könnte Beschreibungen von der ganzen damaligen Einrichtung in Ebersdorf machen; ich könnte die Charaktere meiner damaligen Lehrer und verschiedener meiner kleinen Kameraden zeichnen, denn ich erinnere mich noch alles dessen, was ich sah und dachte. Allein dies würde zu weit führen. Nur Folgendes, was wesentlich zu meiner Lebensgeschichte gehört, sei mir zu erzählen erlaubt: Wir hatten unter Andern einen alten Candidatum Theologiae; er hieß Stoi, und war noch der Beste, so wie er der Einfältigste war. Abends setzte er sich zu uns und erzählte Märchen von verwünschten Prinzessinen und dergleichen mehr. Die Märchen nun glaubte ich zwar schon damals nicht, aber ich hörte sie gerne und dies gab mir den ersten Anlaß, ein Buch, das ich in Abwesenheit der Andern gefunden hatte, zu lesen und das war mein erstes Buch — „Der Kaiser Octavianus mit seinem Weibe und Kindern." Als ich etwas über die Hälfte gelesen hatte und eben den Zweikampf des Ritters Florenz mit dem Riesen im Holzschnitte sehr aufmerksam betrachtete, nahm mir mein Vorgesetzter, der schon vorhin genannte Bruder Schaukirch, den ich deswegen vom Herzen haßte, das Buch. Sollte man es wohl glauben, daß ich damals schon über die Religion nachdachte? Ich war ein kleiner Skeptiker; die Hauptsache ließ ich an ihren Ort gestellt sein, ohne zu entscheiden; aber Alles, was die Herrnhutischen Brüder und meine Kameraden von innerlicher Regung, von Gnade und eingegossener Liebe zum Heiland vorgaben, hielt ich schon damals für erlogen, für Verstellung, deren Nutzen für meine Lage ich wohl einsah, die ich mich aber nicht überwinden konnte, nachzumachen.

Um jene Zeit (1748) gaben Fresenius in Frankfurt, Benner in Gießen und noch Andere, Bücher gegen die Herrnhuter

heraus, die meinen Vater bewogen, mich von Ebersdorf nach Hause zu berufen. Die nächste Veranlassung dazu war Folgendes:

Die jungen Grafen, die mit mir auf dem nämlichen Zimmer wohnten, hatten Schnürbrüste, vermuthlich, weil sich bei ihnen Ansatz zum Auswachsen zeigte. Um mir eine Qual anzuthun, verfiel Einer der Herren Vorgesetzten auf den Einfall, mich auch in eine von den Schnürbrüsten einzuzwängen, unter dem Vorwande, daß ich lernen müßte, mich gerade zu halten; und da schnürte er mich so fest zusammen, daß ich kaum Athem schöpfen konnte. Gleich nach dieser Heldenthat mußten wir in eine öffentliche Andachtsstunde gehen, welcher mein Bruder auch beiwohnte. Er wurde an meinem Gesichte gewahr, daß mir etwas fehlen müsse, ging also früher zu uns Kindern und führte mich hinaus, wo ich ihm dann mit tausend Thränen meinen Zustand erzählte, und auf der Stelle von meinem Panzer erlöst wurde und dabei die Genugthuung bekam, eine derbe Zurechtweisung meines Peinigers mit anzuhören. Da nun meine Eltern ohnehin gegen die Herrnhuter gestimmt waren, und da mein Bruder den Haß dieser Leute gegen mich entdeckt hatte, so entließ man mich und meine Mutter holte mich von diesem Orte ab, der nur sieben Meilen von meiner Geburtsstadt entfernt ist.

Viertes Kapitel.

Rückkehr nach Gera. — Besuch des dortigen Gymnasiums. — Ein Examen rigorosum. — Ob der römische Feldherr Sertorius ein schlechter Mensch gewesen sei? — Schwänzen der Schule. — Lesereien. — Fatalitäten mit Büchern. — Elendes Leben im elterlichen Hause. — Tod des Vaters. — Die schlechten Brüder. — Mittel, Geld zu erlangen. — Handel mit Mineralien. — Ein Deutschthümler.

Als ich nun mit tausend Freuden wieder daheim ankam, brachte ich keine anderen Kenntnisse mit, als: Lesen, Schreiben, ein wenig Decliniren und das Einmaleins bis auf sechsmal zehn ist sechszig. Meinen Vater freute es inzwischen doch, daß ich viel Wißbegierde blicken ließ und alles, wovon ich den Sinn begreifen

konnte, sehr geschwind auswendig lernte. Er ließ mich also in verschiedene Schulen gehen, die mir alle wegen ihrer Methode ekelhaft wurden und in denen ich nichts lernte, bis er mich nach ein paar Jahren in das öffentliche Gymnasium that, wo es gerade um nichts besser war, und wo ich noch dazu besser Gelegenheit bekam, die Schule zu schwänzen.

Es traf sich gerade, als ich eingeführt wurde, daß Examen abgehalten wurde, und daß mich mein zweiter Herr Bruder, Regierungssecretär, öffentlich prostituirte, und als Schulen-Inspector, welches Amt er nebenbei bekleidete, mir die paar Groschen versagte, die den Schülern ausgetheilt wurden, unter dem Vorwande, ich hätte es nicht verdient, und das verdroß mich sehr. Die ältesten Schüler wurden in ein **Examen rigorosum** genommen, und Jedermann, der zuhören wollte, zugelassen. Ich ging auch mit hinein, mit Groll im Herzen gegen meinen Bruder, der, unter uns gesagt, wie die fernere Erzählung lehren wird, ein General-Schurke war. Da examinirte denn Herr Rector Hauptmann, und ließ den Plutarch übersetzen, und zwar die Lebensbeschreibung des Q. Sertorius, die ich erst ein paar Tage vorher Deutsch gelesen und die mich sehr interessirt hatte. Clarissimus Hauptmann, da die Rede von dem weißen Rehe des Sertorius war, prallte am Ende mit der Sentenz heraus: „Es war also dieser Sertorius ein großer Feldherr, aber ein schlechter Mensch."

Mir fuhr's heraus, daß ich fast ganz laut sagte: „Das war er nicht." D. Pfeiffer, der Präses, und ein gewisser Assessor Wendler kehrten sich um und fragten, was ich dagegen einzuwenden hätte? Ich schwieg ein paar Minuten. Da aber meines Bruders und des Rectors Geschrei, mich hinauszujagen, zu ernsthaft wurde, so bat ich mir das Wort aus, und D. Pfeiffer befahl, mich anzuhören. Darauf wiederholte ich in deutscher Sprache das ganze Leben des Sertorius und lobte seinen Kunstgriff mit dem Reh als eine erlaubte Kriegslist. *) Damit erwarb ich auf einer Seite viel Ehre und auf der andern viel Haß. Ich kann den

*) Es geschah dies bei dem Feldzuge des Sertorius in Lusitanien, dessen Bewohner ihn zu ihrem Feldherrn gegen die Römer unter dem

Assessor Wendler nicht vergessen, der mit dem Ausspruche finalisirte: „Da Jesus zwölf Jahre alt war, lehrte er im Tempel u. s. w.“ Und so ging es mehrmals, daß ich gescheiter sein wollte, als mein Lehrer, und mir damit Haß und Neid zuzog.

Ich halte es für zu wichtig für die Beobachter, als daß ich nicht hier ein Wort über das Lesen, oder vielmehr über die aufgeschlossenen Begriffe, die die Kinder, wenn sie es anfangen, mitbringen müssen, einschalten sollte. Im Laufe meines Lebens sind mir wenigstens zwanzig Personen aufgestoßen, welche mir betheuert haben, daß sie den „Don Quixote“ niemals haben lesen können, weil er gleich anfangs von ganz unbekannten Dingen geredet habe. Diese ganz unbekannten Dinge können doch nichts anderes gewesen sein, als die Namen der Ritter, die bei dem Auto-da-Fé zum Vorschein kommen. Ich war ein Knabe von acht Jahren, als ich den „Don Quixote“ zuerst las, und ich kann versichern, daß er mir so viel Vergnügen machte, daß ich gar nicht aufhören konnte, bis er geendet war, und ihn, Kleinigkeiten ausgenommen, die mir meine geringe Weltkenntniß versagte, ganz verstand. Die Ursache war wohl diese, weil ich die Sachen nahm nach ihrer Benennung; wenn geredet wurde von einem Don Esplanian u. s. w., nun so dachte ich, dies ist ein Ritter gewesen, der so geheißen hat, welcher Heldenthaten mag verrichtet haben, die du nicht zu wissen brauchst.

So habe ich alle Schwierigkeiten und das, was ich nicht verstand, beseitigt, und wenn mir ein Buch sehr gefiel, beim zweiten oder dritten Lesen immer mehr Kenntnisse mitgebracht, die ich inzwischen aus mehreren Büchern und dem Umgang mit Menschen geschöpft hatte. Ich muß also den Spruch der Bibel, der da sagt,

---

Consul Metellus erwählt hatten, denen er eine republikanische Verfassung gab und die ihm deswegen und wegen seiner Feldherrntalente innigst anhänglich waren. Er bediente sich dabei ihres Aberglaubens und ihrer Leichtgläubigkeit, um diese Anhänglichkeit zu verstärken. Unter andern zu diesem Zwecke angewandten Mitteln brauchte er ein weißes Reh, das er zahm gemacht hatte und das ihm allenthalben nachlief. Doch nähere Umstände möge man in Plutarch's Biographien nachlesen.

„Es sei denn, daß Ihr werdet wie die Kinder, sonst könnt Ihr nicht in das Himmelreich kommen“, den Herren und Damen, die den „Don Quixote“ recht wollen verstehen lernen, an das Herz legen.

Das Schwänzen der Schule, wovon ich vorhin sprach, benutzte ich dazu, daß ich Tag und Nacht alle möglichen Romane, Reisebeschreibungen und Märchen, die ich nur auftreiben konnte, mit rasender Begierde las. Alle meine kindischen Spiele wurden nach solchen Mustern regulirt, Schiffbrüche und Wohnungen auf unbewohnten Inseln, Ritterkämpfe und Stiergefechte nachgeahmt und mit einem Worte alles gelesen und alles gespielt, oft allein für mich oder auch mit Anderen, wenn ich einen andern Jungen finden konnte, der aus Geschmack oder Dummheit mit mir spielen wollte. Der Fortgang meiner Leserei war: 1. Kaiser Oktavianus, den ich in Gera endigte. 2. Eulenspiegel. 3. Simplicius Simplicissimus. 4. Einzelne Stücke aus dem Philander von Sittewald. 5. Insel Felsenburg. 6. Galantes Sachsen. 7. Robinson Crusoë. 8. Alle andern Robinsonaden. 9. Alle Abenteuer vom Dresdner Thürmer. 10. Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier. 11. Tausend und Eine Nacht. 12. Acerra philologica. 13. Tugendschule u. s. w. Diese Bücher und unzählige andere, die ich von meinem achten bis zum zwölften Jahre gelesen habe, verwickelten mich, bei dem Schaden, den sie mir auf andere Art verursachten, in ein Labyrinth, das mir abermals viel Kummer verursachte. Ich mußte diese Bücher von Leuten borgen, die Andere dagegen zum Lesen haben wollten; da gab ich denn, weil ich keine eigenen hatte, die Bücher des Einen dem Andern, und am Ende konnte ich' sie nicht wiedergeben, so daß ich manches Haus und manche Gasse meiden mußte, um meinen Bücher-Gläubigern aus dem Wege zu bleiben. Wahr ist es, daß sich mein Verstand durch das Lesen dieser Bücher ungemein schärfte, sie machten mich aber mit vielen Dingen bekannt, die ich damals nicht hätte wissen sollen und mir Begierden nach Abenteuern in den Kopf setzten.

Meine Erziehung wurde auf alle Art vernachlässigt. Meine Eltern wohnten nicht in einem Hause, und kamen sehr selten zusammen. Die Mutter, die ihr eigenes Vermögen hatte, sollte mich

eigentlich nach einem Vertrag, den sie mit dem Vater gemacht hatte, von ihren Mitteln erziehen. Sie war sehr geizig, und es war ihr ganz gleichgiltig, wie ich lernte, oder ob ich gar nichts lernte, wenn es sie nur nichts kostete. Von einer Grammatica Marchica, die sie mir anschaffen sollte, kaufte sie sich bei mir selbst mit einem Drittel los, und ich hatte übrigens Freiheit, umzugehen mit wem ich wollte und hinzugehen wohin ich wollte. Lesen war doch immer meine Hauptsache, und meines Vaters Bibliothek enthielt Manches, das mir behagte. Er sah es auch gern, daß ich las. Ueberhaupt war er weit discreter als meine Mutter. Doch auch er war geizig. Beide redeten von einander niemals in sehr zärtlichen Ausdrücken.

Ich hielt es mit dem Vater, weil man doch besser bei ihm speiste, und weil er überhaupt großmüthiger dachte als die Mutter. Doch diese Großmuth äußerte sich auch mehr in Worten, als in der That. Er bewunderte gute Handlungen, aber selten sah ich sie ihn ausüben. Ich erinnere mich, daß er mir in den ersten Wochen, als ich von Ebersdorf zurückgekommen war, befahl, einen Brief an meinen ältesten Bruder in meinem Namen zu schreiben, und ihn darin einen Kopfhänger, der mich fälschlich böser Laster beschuldigte, zu nennen. Nun aber dünkte ich mich selbst der angeschuldigten Laster nicht ganz unschuldig, weil ich ihm wirklich bisweilen etliche Dreier zu Semmeln entwendet hatte, und konnte mich also zu diesen Ausdrücken nicht entschließen. Diese Ehrlichkeit schien meinem Vater etwas sehr Außerordentliches und machte großen Eindruck auf ihn. Ich bekam nun in Gera satt zu essen, hatte aber — weil man mich mir selbst überließ und man auch meine Wege nicht wohl wissen konnte, weil meine Mutter, wenn ich nicht zu Hause, mich beim Vater glaubte, und so vice versa — andere Bedürfnisse, welche ein älterer Bruder, der auch bei der Mutter war, mir auf meine Kosten verschaffte. Diese Bedürfnisse waren, theils die Bücher zu bezahlen, die ich ihren Eigenthümern nicht zurückgeben konnte, theils neue Romane anzuschaffen, Instrumente, Waffen und dergleichen zu meinen Spielereien nach den Mustern, die ich las, und endlich, bisweilen, aber selten, etwas

Näscherei, welche aber nicht in Zuckergebackenem und anderen Süßigkeiten, sondern meistens in solchen Speisen bestand, wovon man mir zu Hause auf einmal nicht so viel gab, als ich zu brauchen glaubte, z. B.: Bratwürste oder Holländer Käse. Mein älterer Bruder, der noch lebt und jetzt invalider Oberlieutenant im österreichischen Dienste ist, machte sich meine Begierde nach Dem oder Jenem, das ich gern gehabt hätte, sehr wohl zu Nutzen. Er ist acht Jahre älter als ich, mithin beredete er mich leicht, meinen Eltern, besonders meinem Vater, zu dem ich, als der Kleinste, öfters kam als er, allerlei zu entwenden, wogegen er mir Alles versprach, was ich gern gehabt hätte; und so betrog er mich nicht nur, sondern verdarb auch meine Sitten und war noch oft so hinterlistig, mich zu verrathen, wenn er ein Mittel sah, selbst aus der Schlinge zu kommen. Ich erinnere mich, daß er mich einmal sehr begierig auf ein Sprachrohr machte, das an einem Orte zu verkaufen sein sollte. Das Geld dazu mußte ich stehlen. Ich wollte es aber nicht eher hergeben, bis ich das Sprachrohr sah. Dies konnte er nicht bewerkstelligen. Er stahl mir also das Geld und schickte meinem Vater einen Theil davon, mit einem Briefe, daß er es bei mir gefunden habe.

Im Jahre 1750 starb mein Vater und mit seinem Tode tritt eine neue Epoche meines Lebens ein. Zufolge seines sehr übel berechneten letzten Willens waren meine zwei ältesten Brüder meine Vormünder. Da kam ich in gute Hände! Der Aelteste war Hofrath in Schleiz, also abwesend; der zweite übernahm meine Erziehung; die Mutter gab mir den Tisch, wovon weiter unten das Mehrere.

Meinen beiden älteren Brüdern mißfiel es äußerst, daß sich der Vater in seinen alten Tagen mit Kinderzeugen abgegeben hatte, und sie hielten uns jüngere für sehr überflüssig. Wilhelm, mein eigentlicher Vormund, der zugleich Talente bei mir witterte, die ihm mangelten, haßte mich von ganzem Herzen und zeigte mich allen Menschen in dem verächtlichsten Lichte. Ich erinnere mich keines freundlichen Wortes von ihm. So lang er lebte, sperrte er mich zu seinem Bedienten in eine Kammer und beschloß, einen

Schreiber aus mir zu machen, weil ich einen zierlichen und festen Buchstaben schrieb. Gehudelt wurde ich von allen Seiten. Die Mutter rückte mir alle Augenblick vor, daß sie mir nur aus puren Gnaden das Essen gebe. Wilhelm prügelte mich, wenn er Motion brauchte, und ich verachtete ihn. Geld zu meinen Nebenausgaben bekam ich niemals, weder von meiner Mutter, noch von meinem Vormund. Um mich also mit meinen Kameraden, die zum Theil vom Hause aus reichlich mit Spielgeldern versehen waren, in ein gleiches Verhältniß zu setzen, ersann und gebrauchte ich allerlei Mittel, die ich leicht unter zwei Rubriken bringen kann oder nach der jetzigen Modeschreibart würde ich diese Mühe nicht nöthig haben, denn sie würden von selbst in zwei Abtheilungen zerfallen, in erlaubte und unerlaubte. Bei den letzten will ich mich nicht aufhalten; es waren meistens Kunstwerke auf Kosten meiner Mutter und Anderer. Aber die erlaubten sind Beweise der zeitigen Anwendung meiner Industrie-Anlagen. Es war der Handel. Erstlich der Bücherhandel, der sich zu meiner Liebhaberei schickte; zweitens ein nicht zu verachtender Verlag von Naturalien. Ich war mit einem Arzt, Namens Hanisch, bekannt, der Naturalien, besonders inländische, d. i. Voigtländische, sammelte. Damals lebte auch ein gewisser Hoppe *) in Gera, der unter dem bekannten Lesser in Nordhausen Geschmack an der Naturkunde gefunden und eine schöne Sammlung zusammengebracht hatte. Hoppe hatte unstreitig mehr Einsichten in diesem Fache als alle Voigtländer in der damaligen Zeit, und machte täglich neue Entdeckungen von Mineralien, Versteinerungen und seltsamen Gewächsen, die in der Gegend von Gera wuchsen, und deren sind nicht wenige.

Ehe ich wieder auf mich selbst komme, muß ich mich über die seltsame Nachlässigkeit der jungen Welt beklagen. Es sind jetzt 60 Jahre und darüber, daß eine Menge Menschen in Gera wußte, wo bei Tieschirtz der vortreffliche weiße Talg gegraben wird, der alle Schminke der Welt übertrifft und den Gypsbildern einen unbeschreiblichen Glanz gibt, oder wo bei Schwara die Gryphiten

*) Joh. Tobias Hoppe, Specereihändler in Gera.

am Tage liegen, die in Ansehung ihrer Figur einzig sind. Ich könnte die Orte noch mit verbundenen Augen finden; und als ich vor acht Jahren in Gera war, wollte kein Mensch mehr etwas davon wissen. Damals sammelten manche Liebhaber und ich, der ich die Orte wußte, trug ihnen zu, ließ mich dafür bezahlen, und gab auch unter der Hand den Stücken selbst erfundene Namen, die noch keinen hatten oder wenigstens uns unbekannt waren.

Die Exempel meiner Abenteuer, die ich täglich las, machten mir ein paar mal Muth durchzugehen, aber da mir keiner von den Zufällen, die in Romanen vorkommen, aufstoßen wollte, mußte ich immer wieder umkehren. Ich ging fast nicht mehr in die Schule, ausgenommen in die Privatstunde des Professors Mahner. Alle Grundlage zur lateinischen Sprache habe ich diesem Manne allein zu danken. Er verstand die Kunst, jungen Leuten etwas beizubringen, und zwar im ganzen Umfange dessen, was dazu gehört. Mein Herr Bruder ließ mich in meinem Erker machen, was ich wollte, und sah es gern, daß ich nicht in die Schule ging, denn ich sollte nichts lernen, als etwa ein Amt erfordert, wozu keine Studien nöthig sind.

Vor meinem vierzehnten Jahre ging ich wohl noch manchesmal in die Schule. Mein Rector war auch ein großer Stylist und Rechtschreiber, allein ich habe doch nichts gelernt. Der gute Mann war so für das Deutsche, daß er keine fremde Sylbe in seinen Ausarbeitungen litt. Der selige Philipp von Zesen*), den er

*) Philipp von Zesen, geboren 1619 zu Priorau bei Bitterfeld, gestorben 1689, war Comes Palatinus und Rath mehrerer sächsischer Fürsten, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen: „Wohlsetzende und Stifter" der deutschgesinnten Genossenschaft. Er schrieb unter Andern: Hochdeutsche Sprachübung, Hamburg 1643; mehrere historische Romane; Hochdeutsches helikonisches Rosenthal, dann noch sehr viele andere Werke. Er und seine Anhänger (Zesenianer) suchten besonders die Ortographie zu reformiren und schrieben die fremden Wörter mit deutschen Buchstaben, wie: Fantom, Filosofie 2c., auch waren sie strenge Puristen. Zesen nannte sich auch Caesius. Seine sehr zahlreichen Schriften und Dichtungen findet man ausführlich in Friedrich Raßman's literarischem Handwörterbuche der ververstorbenen deutschen Dichter. Leipzig 1826.

nur verdolmetscht „Pferdelieb von Himmelblau“ nannte, war sein Mann. Seine Ortographie war künstlich. Er derivirte z. B. das Wort „möglich“ von mögen, mögen kam aber nach seiner Meinung von Magen her, weil derselbe viel vermöge, und also mußte möglich mit einem „ä“ (mäglich) geschrieben werden. Als ich (später) in Ungarn ein wenig slovenisch (slowakisch) lernte, glaubte ich in dem Worte moge das Stammwort gefunden zu haben und schrieb es meinem alten Lehrmeister; er aber blieb bei seiner Meinung und schickte mir eine sehr weitläufige Schutzschrift für dieselbe zu. Es fällt mir bei dieser Gelegenheit ein, daß er das „H“ gern aus allen Sprachen verbannen wollte. „Il non est littera“ war sein tägliches Sprichwort. Ueber Harschdörffer (G. P. Harsdörffer) seufzte er, dieser große Mann hätte es am ersten durchsetzen können, wenn er sich nicht vor seiner Frau und Familie gefürchtet hätte; er war schon im Begriffe, dieses Werk auszuführen, als es seiner jüngsten Tochter einfiel, daß sie alsdann Jungfer Arschdörffer heißen würde, und sie sich mit der übrigen Familie, ihn daran zu verhindern, vereinigte. Dies war noch eine Anekdote, die ich meinem Herrn Rector zu danken und die ich behalten habe, weil sie mir schon damals gefiel.*)

Fünftes Kapitel.

Eintritt in sächsische Kriegsdienste beim Chevauxlegers-Regimente Graf Brühl i. J. 1753. — Garnison zu Piaseczno in Polen. — Hungerleiden.

Endlich, im Jahre 1753, in meinem vierzehnten Jahre, da ich schon die Höhe von 74 Zoll sächsisches Maaß hatte, folgte ich, aus Ueberdruß der Vorwürfe meiner Mutter und der verächtlichen Behandlung meines Bruders Wilhelm, dem Winke eines alten Jägers, der mich nach Wilsdruf zu der sächsischen Garde du Corps

*) Siehe „Papilotten.“ S. 215.

brachte, wo mich der Rittmeister Ponikau für das Brühlische Chevauxlegers-Regiment, das in Polen stand, anwarb, dem Jäger seinen Zubringerlohn auszahlte und mich in das Jammerthal aufnahm, in dem ich bis 1759 geschwitzt und gefroren, mehr aber als Beides, gehungert habe. Wohl zu merken, daß mein Vater in sächsischen Militärdiensten gestanden hatte. Sein Bruder war Vice-Präsident des Kriegscollegiums in Dresden, auf dessen Vermittlung unsere ganze Familie von Kaiser Karl VI. im Jahre 1717 geadelt wurde, wovon mein Vater nie Gebrauch machte. Ich aber fing in meiner Miltärzeit an, mich dessen zu bedienen, weil ich einer vidimirten Abschrift des Diplomes habhaft wurde. Dieser Herr Oheim Vice-Präsident war vor kurzem gestorben. Man erinnerte sich seiner noch, so oft man meinen Namen hörte, konnte meinen Aufzug nicht mit der Verwandschaft zusammenreimen und — ließ es dabei bewenden. Dieser Oheim war mit den ersten sächsischen Familien verwandt, denn er hatte zwei Frauen, beide aus großen Häusern.

Nun in Dresden wurde ich zu dem Obersten Goeßnitz geführt, der mich mit Freuden aufnahm und zu Ende des Aprils (1753) mit andern Rekruten nach Polen schickte, und nun geht die Hungerszeit an. Zwar schon in Wilsdruf war Hunger mein Loos, und die Paar Groschen Löhnung in den ersten Tagen vernascht; aber da gab es doch Erdäpfel, die alle andern Speisen vertraten. Allein, auf dieser Reise war nach täglichem Marsch des Abends Brod und Wasser meine Kost; das Erste hatte ich während der letzten Tage vor dem Löhnungstage auch nicht.

Ich kam beim Regimente an. Der Stab stand in Warschau, und die Leibcompagnie, zu der ich kam, drei Meilen davon zu Piaseczno. Da war es recht hübsch, und ein oder zwei lumpige Ducaten monatlich hätten mich selig gemacht. Ich hatte 1200 Thaler väterliches Vermögen, litt Hunger wie ein Wolf, und konnte mich nicht eher überwinden, meinen Herrn Bruder um etwas anzusprechen, als nach dem Feldzuge 1757.

Das war aber noch nicht alles, was mich drückte. Mein Herr Hauptmann, Namens Stockmann, ein grober Bauer, fragte mich,

wie ich ankam, ob ich von der Familie des Vize-Präsidenten sei? — Ja. — Nun so ist Er mit meiner Frau verwandt. Er rief sie, eine geborene Kyau. Sie fragte mich aus; alles traf zu, und nun dachte ich, ist dir geholfen. Point de tout! Man fragte nicht mehr nach mir, und meine Herren Comilitonen glaubten in dieser Entfernung eine Abneigung des Hauptmanns und seiner Frau zu finden, und überließen mich mir selbst. Außer ein paar Mahlzeiten habe ich von dieser Seite nie etwas Gutes empfangen. Und so mußte ich, außer dem Exerzieren zu Roß und zu Fuß, auch noch Pferde putzen, Heu binden, Hafer tragen, ich vierzehnjähriger Bursche, und verrichtete alles so gut, wie der vierzigjährige Reiter. Gute Worte zu geben war nie meine Sache und meine Herren Mit-Chevauxlegers wollten auch noch etwas mehr, wenn sie für mich arbeiten sollten. Meine Wäsche zerriß, alle fünf Tage mußte ich auf die Wache und bei allem dem entfuhr mir nie ein klagendes Wort. War mir doch bei Hunger und Kummer wohler, als bei meiner Mutter und dem Herrn Bruder Wilhelm, meinem resp. Herrn Vormund.

Meine Löhnung bestand alle fünf Tage in zehn Groschen. Damit wurden zwei Mahlzeiten bestritten; am Dritten trockenes Brod gespeist; am Vierten Schlehen abgebrüht mit heißem Wasser; am Fünften richtig gehungert. O, du köstliche Frucht, du göttliches Geschenk für arme hungrige Menschen, du edle Patate (Kartoffel), wo warst du damals? In ganz Deutschland, aber nicht in Polen! Hätte ich diese gehabt, so war ich ein Fürst!

Doch blieb ich gesund und wuchs heran, wie eine Ceder auf Libanon. — Und du verfluchter Stolz, Eigensinn oder Ambition, die mir nicht zuließ, jemand um etwas anzusprechen, warum überwandest du in mir Hunger und alle Leiden, die mich drückten, und erlaubtest mir nie, meine Noth jemand zu klagen oder nach Hause zu schreiben um Geld?

Derft, ein braver Dragoner, mein Landsmann, trat einmal in die Wachstube, da ich eben Gefreiter war, mit der Ankündigung: „Ich habe gestern einen Hasen geschossen; er steckt schon am Spieß, wer will mir ihn helfen verzehren?“ Alle riefen laut

und boten sich an. „Nein," sagte er, „auf Euch ist's nicht gemünzt", und ich, der ich damals hungerte wie ein Wolf, konnte mich nicht entschließen, nur einen Spaß daraus zu machen und seine Einladung anzunehmen, weil es nur zu deutlich schien, daß er mich meinte, und ich meines Magens trauriges Bedürfniß nicht bloßgeben wollte. So ging es auch in meinen Quartieren, wo oft gutherzige Weiblein meine Umstände witterten und mir ein Schüsselchen mit Kapusta (Kraut) und Speck auf meinen Tisch setzten, welches ich nie anrührte, sondern mich anstellte, als ob ich in einem andern Quartier mit einer Kameradschaft speiste. Das war nun freilich übertrieben, und, wie ich selbst bekennen muß, Narrheit — aber, was kann der Narr dafür, daß er ein Narr ist?

So lebte ich; mein Geist blieb dabei munter, wenngleich der Körper litt, und daß es besser mit mir werden würde, war eben nicht in meine Seele geschrieben. Ich ließ es darauf ankommen. Indessen hatten meine Kenntnisse und witzigen Einfälle meinen Kameraden Respect für mich eingeprägt und bei den Meisten Zuneigung erzeugt. Was aber das Schlimmste war — nicht ein Buch zum Lesen. So sind drei Jahre meines Lebens verflossen, die besten leider! ohne Nahrung für den Geist und mit sehr schmaler Nahrung für den Leib. Nicht einen deutschen Kalender konnte ich auftreiben. Ein wenig Polnisch lernte ich und das ist Alles. Doch auch das Gute will ich nicht verschweigen.

Sechstes Kapitel.

Die schöne Sophie. — Das Portiunkula-Fest.

In der Nachbarschaft meines Quartiers wohnte eine fremde Witwe, die sich auf kurze Zeit ein kleines Häuschen gemiethet hatte. Sie war etwas besser gekleidet, als die Weiber der Bürger und Bauern des Ortes, übrigens aber in den Umständen, daß sie ihr Brot mit gemeinen Arbeiten auf dem Felde und in den Häusern

verdienen mußte. Sie hatte eine Tochter von 15 Jahren, zu fein für schwere Arbeit. Die Mutter schonte sie, hielt sie sehr eingezogen und beschäftigte sie nur zu Hause mit Nähen und Stricken. Dieses Mädchen hieß Sophie, war eine Blondine mit großen blauen Augen, wohlgebrüstet, fein von Gliedern und zart von Haut — ein rarer Bissen für einen Cadetten! — Wir machten uns bekannt miteinander; erst durch Zeichen und Geberden, darnach mit Worten und Werken, und endlich so, daß wir gewisse Merkmale verabredeten, woran ich sehen konnte, ob die Mutter zu Hause war oder nicht; und doch blieb unser Umgang bis auf den Zeitpunkt, den ich erzähle, sehr unschuldig. Ich liebte das Mädchen von ganzem Herzen und hatte Respect für ihre Schönheit; auch fehlte es mir an Muth, weil ich kein Geld hatte, und meine Schöne weder mit Putz beschenken, noch mit Leckerbissen füttern konnte. Unsere Vertraulichkeit schränkte sich darauf ein, daß sie mich polnisch lehren und ich ihr Buchstaben malen wollte, weil sie nicht schreiben konnte. Ein Kuß auf den Raub war alles, was ich eroberte. Unterdeß lernte ich nicht viel polnisch und sie noch weniger schreiben. Doch ist es nöthig, zu erwähnen, daß sie mich einst bat, ihren Namen in ein Gebetbuch zu schreiben. Ich that noch mehr; ich schrieb noch meinen Namen, Datum und Jahrzahl dazu, umfaßte es gar schön mit einem Herzen, alles recht nett und zierlich.

Am 1. August 1756 kündigte mir die Schöne an, daß sie am künftigen Tage abwesend sein werde, weil sie mit ihrer Mutter und andern andächtigen Schwestern schon diese Nacht nach Warschau wallfahrten würden, um die geistlichen Früchte des Portiunkula-Festes ganz früh einzuernten. Dagegen ließ sich nichts einwenden. Ich wollte aber mein Liebchen abends mit der Mutter abwandern sehen, und postirte mich zu dem Ende an mein Fenster, wo ich bis 10 Uhr vergebens aufpaßte. Endlich erschien das Töchterlein — aber ganz allein. Sie schloß die Hausthüre hinter sich zu, verweilte zwischen meinem und ihrem Quartier mit einer sichtbaren Schüchternheit und warf manchen Blick nach meinem Fenster. Ich verstand den Wink, eilte zu ihr und erfuhr, daß die Mutter plötzlich krank geworden sei und ihr befohlen habe, sich einer Gevatterin anzuschließen, die

sie mit nach Warschau nehmen würde. Ich begleitete sie zu der Wohnung dieser Dame, bei der sich mehrere fromme Matronen zur Pilgerschaft versammelten, aber — zu meinem, und ich hoffe auch zu meiner Sophie Vergnügen, waren sie schon allesammt abgewandert, nachdem sie sich mit Dr. Brown's geistreichen Mitteln gestärkt hatten. Was war nun zu thun? Sie, ohne erst ihre Mutter zu fragen, ich, ohne Urlaub zu nehmen — wir schlossen Arm in Arm und wanderten in einer der herrlichsten Sommernächte immer nach Warschau zu, hörten vor uns die andächtige Karawane der Weiber die schönsten geistlichen Lieder singen und eilten gar nicht sie einzuholen. Wir wurden müde, setzten uns — legten uns — Amor bedeckte uns mit seinen Flügeln, und so übereilte uns die Morgenröthe. — Ich begleitete meine „Braut" bis M * * ., und kam doch noch zurück, ohne daß man meine Abwesenheit bemerkt hatte.

Hier endet sich nun der erste Aufzug meiner Liebesgeschichte, und es zeigte sich, wie in den Shakespearischen Schauspielen, eine Intervalle von 33 Jahren. Denn ich sah von nun an das Mädchen nicht mehr. Ich wurde auf die Stabswache nach Warschau commandirt, blieb da vier Wochen, und als ich zurückkam, waren Mutter und Tochter verschwunden. Sie sollten, wie es hieß, bald wieder zurückkommen; aber wir marschierten im November dieses Jahres (1756), als des ersten des siebenjährigen Krieges, zu der österreichischen Armee.

Ich muß zu meiner Schande bekennen, daß sich diese ganze Begebenheit fast völlig aus meinem Gedächtnisse verlor. Der mühselige Feldzug von 1757, die Bataillen bei Kolin, Breslau und Leuthen gaben wenig Anlaß zu sanften Empfindungen. Im Jahre 1759 wurde ich Officier. Nach dem Frieden ging ich in andere Dienste und das Andenken an diese alte Liebe erlosch nach und nach so in mir, daß ich auch selbst, als mich mein Schicksal nach Polen führte, nicht ein einziges Mal mehr an die gute Sophie gedachte. *)

*) Bretschneider sah sie jedoch wieder im Jahre 1788, als er eine Reise nach Warschau machte und auch seine natürliche Tochter fand, wie wir später sehen werden. A. d. H.

Siebentes Kapitel.

Auf der Stabswache in Warschau 1756. — Ein glückliches Ereigniß.

Im Sommer 1756 war ich auf der Stabswache in Warschau, und duldete viel von Hunger, Hitze, Mangel an Wäsche und der Krankheit meines Pferdes, das sehr in Drüsen lag. Da hatte ich an einem Sonntage noch einen einzigen Szosdak, d. i. sechs Kreuzer, zu verzehren, und ging damit ganz langsam, denn es war sehr heiß, nach der Krakauer Vorstadt, wo eine Garküche sein sollte, die meiner Barschaft angemessen war. Der König war damals in Warschau; man durfte daher nicht den gewöhnlichen Weg durch das sächsische Palais gehen. Ich schlich also durch einen Umweg, in der Gegend, wo jetzt die protestantische Kirche steht, und sah da ein feines Haus, jedoch nur mit dem Erdgeschoß, mit zwei großen Zimmern einander gegenüber. Ich hatte damals schon 78 Zoll sächsisches Maß (denn von 1757, da ich 18 Jahre alt war, bin ich nicht mehr gewachsen, sondern mit 80 Zoll sächsisch oder 6 Fuß preußisch stehen geblieben), also konnte ich gar schön durch die Fenster dieses Hauses, welche offen waren, in jedem der zwei Zimmer eine lange, gedeckte Tafel erblicken, auf der allerlei Geschirr stand, auch Confect und Kuchen. Indem sich meine Augen an diesem Anblick weideten, kam ein Mann an die Thür und redete mich an: „Wollen Sie etwa speisen, Herr Cadet? Kommen Sie nur herein!“ Nun schien mir der Mann ein Traiteur, und ich antwortete: „Ja, einen Teller Suppe und ein Stück Fleisch möchte ich wohl gerne haben.“ „Kommen Sie nur herein, Sie sollen bedient werden.“ Ich ging ganz furchtsam mit meinen sechs Kreuzern hinein, und siehe! in einem Augenblick stand ein großer Suppentopf mit einem silbernen Vorleglöffel vor mir; dann kam Rindfleisch und fünf oder sechs Speisen, ehe ich dazu kommen konnte zu sagen, es sei mir zu viel. Notabene, er hatte mir meinen Namen

abgefragt, und da ich endlich zum protestiren gelangen konnte, antwortete er kurz: „Ihre Einwendungen helfen alle nichts, Herr von Bretschneider! Sie haben Essen gefordert und Sie müssen essen. Hier ist kein Haus, wo man nur mit einer oder zwei Speisen vorlieb nimmt,“ u. s. w.

Der dienstfertige Herr Traiteur hatte inzwischen brav Bier eingeschänkt, und nun kam noch eine Flasche Wein, die er in meiner Gegenwart öffnete, und da hatte ich kaum ein Paar Gläser im Leibe, so wurde ich laut und sagte: „Wer zum Teufel wird Ihnen das Alles bezahlen? Sie sehen ja wohl, daß sich meine Barschaft nicht weit erstrecken kann!“ „Ja, da sieht's übel aus. Ich will gehen und Ihnen was Gebackenes holen, denn ich muß ohnehin meine Gäste in einem anderen Zimmer bedienen, und da rathe ich Ihnen, machen Sie sich in der Stille fort, und kommen Sie nur alle Tage um Ein Uhr: Sie werden alle Zeit Ihr Couvert finden; auch einen Kameraden können Sie mitbringen, wenn er so guten Appetit hat wie Sie.“ — Aber, Herr, wie kommen Sie zu so viel Gastfreundschaft für mich?“ — „Haben Sie niemals zu Hause von einem gewissen Helwing gehört?“ „Nein!“ — „Freilich ist dies Alles vor Ihrer Geburt geschehen. Ihr Herr Vater hat mich als eine Waise aufgenommen; ich habe Lesen und Schreiben mit Ihren Brüdern Fritz und Ernst gelernt, bin endlich förmlich Lakai im Hause geworden. Ihres Herrn Vaters Bruder, der Vicepräsident, kam einmal nach Weyda; ich gefiel ihm und wurde ihm überlassen. Von da kam ich als Hoflakai an den Hof; der bin ich eigentlich noch und habe den Abhub der königlichen Tafel gepachtet, d. i. alle Speisen, die abgetragen werden, übernehmen meine Leute und tragen sie hieher; und nach drei Uhr kommen fast alle Hofbediente und speisen hier nach Accord. Sie werden das sehen, denn ich verlasse mich darauf, daß Sie alle Tage kommen.“

Und ich folgte und freute mich des Freundes, von dem ich nichts mehr habe erfahren können, so viel Mühe ich mir auch darum gegeben habe. Das ist aber auch das einzige Glück, das mir aufgestoßen ist, seit ich in Polen war.

Achtes Capitel.

Abmarsch aus Polen ins Feld. — Schlacht bei Kolin 1757. — Oberst von Benkendorf. — Ein merkwürdiges historisches Factum. — Verwundung und Gefangenschaft.

Im November 1756 kam die Ordre zum Marsch, und zwar zu der kaiserlichen Armee und fürs erste in die Winterquartiere in Ungarn. Da kam ich in das Trentschiner Comitat, in ein protestantisches Dorf, das Widrne heißt, bekam nichts umsonst, weil ich nicht, wie die Anderen, die Bauern darum ansprechen konnte, war aber doch, was die Kost anbelangt, besser daran, als in Polen. Im Jahre 1757, zu Ende des Aprils oder anfangs Mai, wurde ins Feld marschiert, und nun gibt es viel zu erzählen.

Bei Proßnitz wurden zuerst Zelte aufgeschlagen, welches ich noch nicht gesehen hatte. Da war große Noth, denn ich war schon ganz matt vor Hunger. Doch führte mich das Glück zum Feldprediger Reichel, der mich bat, ihm etwas abzuschreiben, und mir einen Gulden dafür bezahlte, der mehr Werth bei mir hatte, als hundert Gulden zu anderer Zeit, wenn mein Magen befriedigt war.

So ging es bis zu der Bataille bei Kolin. Aber vorher passierte etwas, welches die Basis zu meiner Beförderung legte. Man erinnere sich noch meiner Schulbegebenheit mit dem Plutarch: Ich bin geduldig und still bis zu einem gewissen Punkte; wenn der aber eintritt, dann bin ich nicht Herr über mein Maul; wenigstens entwischt mir da öfters eine Exklamation ganz unvorsätzlich und unwillkürlich. Wir standen bei dem Nadasdy'schen Corps *) und sollten, wo mir Recht ist, dem Herzog von Bevern einen Transport abnehmen. Dieser (der Herzog) ließ aber ein Dutzend

*) Die Reiterei des Nadasdy'schen Corps bestand aus den sächsischen Chevauxlegers-Regimentern: Prinz Carl, Graf Brühl, Prinz Albrecht und 1000 Mann Commandierter von der deutschen Cavallerie. A. d. H.

Kanonen aufpflanzen, gerade auf unsere vier sächsischen Regimenter und anstatt gerade vor zu attaquieren, standen wir still und ertrugen die Verwüstungen des groben Geschützes, das Pferde und Menschen hinwegraffte. Da fuhr mir laut der Ausruf heraus: „Um Gotteswillen, warum geht's denn nicht vorwärts?!" — und diese paar Worte hatte der damalige Oberst, nachmals General Gößnitz, gehört und zu meinem Besten im Gedächtniß behalten, wie das Weitere zeigen wird.

Was für Fatiguen ich noch vor der Koliner Schlacht erduldet habe, würde den Leser wenig erbauen. Ich ritt in diese Bataille nicht herzhafter, als jeder Andere, mit einer gewissen Gleichgiltigkeit, die mein leerer Magen bewirkte. In der weiteren Darstellung handelt es sich um ein historisches Factum, über welches schon viel geschrieben worden ist, das aber keinen Augenzeugen mehr aufweisen kann als nur mich, der ich das, was ich erzählen werde, mit dem theuersten Eide beschwören kann:

Am 17. Juni 1757 defilierten wir Tag und Nacht Gott weiß wohin und zu welchem Zwecke. Wenn ein Reiter eingeschlafen war und sein Pferd ruhte aus, so war vielleicht sein Vormann 50 oder 60 Schritte weiter und das machte in der Nacht viel Verwirrung. Endlich marschierten wir (am 18. Juni) auf einer gestreckten Anhöhe auf und standen da ruhig.

Wir standen an diesem heißen Tage von Früh bis Nachmittag en ordre de bataille, zwar auf einer Anhöhe, aber doch ein wenig gedeckt von dem ausgedehnten Gipfel des Berges, hinter dem wir den Feind so wenig sehen konnten, als er uns. Auf dem rechten Flügel donnerten die Kanonen so ununterbrochen, daß wir nur wenig von dem kleinen Feuer vernehmen konnten. Gleich neben uns wurde ein Dorf angezündet, das die Croaten besetzt hatten, wir aber standen ganz ruhig, ohne alle Beschäftigung. Vor mir, der ich in Reih' und Glied stand, war gerade ein schattenreicher Baum, unter dem der Oberst von Benkendorf, vom Prinz Carl'schen (Chevauxlegers) Regimente, seine Mittagstafel aufschlug. Dieser Umstand hat sich tief in mein Gedächtniß eingeprägt, weil mir damals, ich war 18 Jahre und drei Monate alt, der Schinken,

den der Oberst verzehrte, und der Flaschenkeller, den er leer machte, wichtiger schien als alles Andere.

Kaum war er fertig mit seiner Bouteille, siehe! da passierte ein Adjunct des Feldmarschalls Daun die Fronte herunter, und brachte allen Brigadiers und Regiments-Commandanten die Ordre, sich zu retirieren, mit Benennung des Ortes, wo wir uns wieder stellen sollten. Kaum war er vorbei, so ritt der Oberst Benkendorf ganz auf die Anhöhe, kam mit entflammtem Gesichte zurück und schrie laut: „Der Feind ist im Anmarsche, retiriere sich meinetwegen, wer da will; was aber ein braver Kerl ist, der folge mir!", und so folgten wir ihm auch, weil wir alle brave Kerls waren. Wir sächsischen Regimenter brachen auf die preußische Infanterie ein und hauten sie zusammen. Das österreichische Regiment Saint Ignon, das neben uns stand, folgte unserem Beispiele, und so nach und nach das ganze Nadasdy'sche Corps. Die Bataille wurde gewonnen. Hätten wir dem Adjutanten gefolgt, so wäre sie verloren gewesen.

Nun ist das große Problem: Ob der Oberst Benkendorf, wenn er nicht soeben mit der letzten Bouteille fertig geworden wäre, den kühnen Schritt würde gewagt haben? Ich sage quod non, weil es mich noch immer wurmt, daß der Mann in der äußersten Beklemmung meines Magens mir vor der Nase aß und trank, ohne die mindeste Notiz von mir und meiner Noth zu nehmen. Also ist der Sieg bei Kolin, so wie tausend andere große Begebenheiten dieser Welt, der Bouteille zuzuschreiben.

Mein ganzer Sinn und Trieb war nun aufs Beutemachen gerichtet, nicht etwa um Gold und Silber, sondern um preußisches Commißbrot zu erbeuten, dergleichen sehr vieles auf dem Schlachtfelde lag. Nachdem wir die Infanterie durchbrochen hatten, hielt ich mich da noch auf bei einem Jäger, der ein Officierspferd führte, das ich ihm abnahm; aber ich konnte meinen eigenen Gaul nicht zum Stehen bringen; indeß flog nun eine Kugel dicht an meinem Kopfe vorbei und drehte mir den Hut um, der ein eisernes Casquet hatte und unter dem Kinn zugebunden war. Da rief ein Dragoner von uns, er hieß Reich: „Sieh! Diese Canaille, der Jäger schoß

nach ihm." Ich ergriff meine Pistole und schoß den Jäger durch die Schulter, hatte aber kaum losgebrannt, so war ich von fünf oder sechs preußischen Kürassieren umringt, die mir gemeinschaftlich auf den Kopf hieben, auf dem mein Hut noch saß, und ich stürzte vom Pferde und wußte nichts mehr von mir.

In diesem Zustande mag ich etwa eine halbe Stunde gelegen sein, ohne alle Empfindung. Auf einmal erwachte ich. Ich fühlte ein wenig Schmerzen am Kopfe, aber ich war stockblind. Welcher Jammer! Ich erinnerte mich nun der Bataille, hörte auch rechts und links noch schießen, glaubte, daß mir die Augen aus dem Kopfe geschossen wären und wagte es endlich, daran zu greifen. Da fand ich denn zu meinem großen Troste, daß sich nur Blut vom Kopfe herab, als ich auf dem Rücken lag, in meinen Augen festgesetzt hatte, und mit Staub zu einer Paste geronnen war, die sich ganz sauber abschälen ließ, demnach sah ich auf einmal wieder, hatte darob große Freude und stand auf.

Von der einen Seite sah ich noch immer Einzelne zu drei oder vier Mann und weniger plänkeln, und es wäre unmöglich gewesen, rückwärts zur österreichischen Armee zu kommen. Ich ging also nach dem Dorfe, wo der König noch auf der kleinen Brücke stand und Ordres gab, und wo an einem Bache die preußischen Blessierten verbunden wurden. Ich ging hin, sprach mit den Feldscherern, die mir den König wiesen und sah ihn fortreiten.

Es war schon fast Abend. Nun ging ich auch über die Brücke mit den andern Preußen, unter denen bisweilen der Rest eines Regiments, mehr aber noch kleine Partien und sehr viele einzelne Blessierte und Gesunde waren. Endlich wurde mich ein Hußarenofficier gewahr, der einen Trupp führte und mich examinierte, ob ich ein Deserteur sei? Sobald er hörte, wie es war, übergab er mich einem Feldwebel, der sechs oder acht Infanteristen führte, daß er mich mitnehmen sollte. Da fand ich noch einen Kriegsgefangenen, einen jungen Burschen in meinem Alter, von den Kaiserhußaren; er hieß Preiß. Wir marschierten zusammen ganz langsam; denn bei dem Feldwebel und seinen Leuten herrschte Furcht und Müdigkeit, und ich erwartete jeden Augenblick das Nachsetzen der Oesterreicher, das

ich mir so gewiß einbildete, als den Tag am Himmel, und was wäre aus der ganzen Armee geworden, wenn dies geschehen wäre?

Wir kamen an ein Dorf. Nun wurde berathschlagt, ob hineingegangen werden soll? Der Feldwebel votierte dagegen und meinte: die Bauern würden alle Preußen todtschlagen. Ich erbot mich, mit dem Hußaren Preiß in das Dorf zu gehen, weil wir Oesterreicher wären und böhmisch verständen (denn ich konnte polnisch), um Nachricht herauszubringen, wie es da aussehe. Dies wurde genehmigt. Wir fanden alle Einwohner geflüchtet, was uns aber nicht zuwider war. Auf dem Herde eines großen Bauernhofes war noch Kohlenfeuer; wir zündeten Stroh an, durchsuchten das Haus und entdeckten hinter aufgethürmtem Stroh eine Thüre, die uns zu der Milchkammer führte, worin Milch, Rahm, Butter und ganze Laibe Brot waren, von dem wir einen Theil auf die Seite brachten.

Mein Kamerad Preiß hatte die Absicht, zu unserem Feldwebel mit seinem Commando wieder umkehren zu wollen; ich belehrte ihn aber eines Besseren. Wir gingen hinter das Bauernhaus, setzten uns ins Korn und speisten aus einem großen Milchnapf nach Herzenslust und da ich in meinem Herzen fest überzeugt war, daß die Unserigen in ein paar Stunden dem Feinde auf den Hacken sein müßten — denn soviel Zeit gab ich ihnen zum Abfüttern — so schliefen wir ganz sanft auf der Stelle ein und erwachten nicht eher, als bis es schon völlig Tag war. Aber noch war kein Oesterreicher zu sehen und nur einzelne Preußen zu Roß und zu Fuß, davon uns einige Truppen aufjagten und zum Weitermarschieren nöthigten, aber auch wieder von uns getrennt wurden, so daß wir gegen 7 Uhr in Nimburg eintrafen, wo der König von Preußen sich noch aufhielt.

Unter dem Thore fragte uns der Unterofficier, ob wir Deserteure oder Kriegsgefangene wären? und wir waren ehrlich genug, uns zu den Letzteren zu bekennen. Wir wurden sofort in ein Haus gebracht, das ein langes Vorhaus hatte, oder war es vielleicht ein Stall; genug, es wurden da alle Kriegsgefangenen versammelt, vielleicht 80 Mann. Sie holten aus der Scheune Stroh und

machten eine Streu, auf der wir uns lagerten und erwarteten, ob man uns Brot bringen würde, was jedoch am ersten Tage nicht der Fall war. Ich erwischte, wie auf dem Raub, ein Glas Branntwein von einem Soldatenweibe, und schlief ein, bekam aber eine Art Wundfieber, weil mich niemand verband, und mein Kopf hatte doch offene Wunden und Contusionen. So lag ich in einer Betäubung bis nach Mitternacht. Da kam mein Kamerad **Preiß** und meldete mir ins Ohr: „Die Kriegsgefangenen hätten ein Loch durch die Scheune gefunden und machten sich fort.“ Die Schildwache gab wirklich wenig Acht. Aber ich war nicht im Stande, mich nur aufzurichten, phantasierte und wünschte dem **Preiß** glückliche Reise.

So wie es schon Tag war, erwachte ich aus meiner Lethargie und machte mich auf, das Loch quaestionis zu suchen. Aber in dem Augenblick wurde Generalmarsch geschlagen und der Ueberrest der Gefangenen, der noch in 20 oder 24 Mann bestand, von einem Commando Infanterie übernommen und fortgetrieben. Derer in der Nacht Entkommenen wurde nicht gedacht, nicht gefragt, ob Mehrere oder Wenigere dagewesen wären.

Neuntes Kapitel.

Eintritt in preußische Kriegsdienste. — Eintheilung bei dem Infanterie-Regimente Prinz von Preußen. — Friedrich der Große mit gezogenem Degen. — Kriegsbegebenheiten. — Das als Mann verkleidete Bauernmädchen. — Examen desselben durch Friedrich den Großen. — Tod Winterfeld's bei Görlitz. — Eine fürchterliche Kanonade. — Schlacht bei Breslau am 22. November 1757. — Uebergabe der Stadt Breslau an die Oesterreicher. — Rückkehr zum sächsischen Chevauxlegers-Regimente Graf Brühl.

Mittags wurde uns Brot und Fleisch gereicht, und nun ging die Buhlerei um meine werthe Person an und dauerte bis zum Abend fort. Ich war 18 Jahre alt und hatte sechs Fuß preußisch Maß. Der Prinz **Franz von Braunschweig** bot mir viel Geld; allein mich konnte niemand überreden, als der gute, liebenswürdige Prinz **von Preußen**, der mich zu seinem Regi-

mente nahm, mit dem ich den fatalen Marsch durch das böhmische Gebirge machte, bei Böhmisch-Leipa etliche Tage im Lager stand, und endlich an dem Tage, da Zittau verbrannt wurde, bei dieser Stadt eintraf.

Da wäre nun freilich viel zu erzählen, von dem, was ich ausgestanden, von unserem Gefecht mit den Kroaten und von dem ganzen Marsche überhaupt, allein ich müßte sehr weitläufig werden. Ich kann zwar über mein Gedächtniß nicht klagen; ich erinnere mich so ziemlich aller Begebenheiten der damaligen Zeit; aber ich muß auch gestehen, daß sich leider! auch nach fünfzig und mehreren Jahren immer noch der Magen und seine erduldeten Unbehaglichkeiten mehr im Gedächtniß präsentieren, als die Publica, die den Leser angenehmer interessieren würden. Mit einem Worte, in meinem ganzen preußischen Dienst oder bis an die erste Breslauer Bataille war meine Kost meistens Commißbrot, Wasser und etwas Salz, kalte Schale, außer den fetten Feldern bei Liegnitz und bei Breslau, die immer in den ersten paar Stunden rein ausgeplündert wurden. Das Gemüse ist dort vortrefflich. Ich muß aber auch eingestehen, daß ich den Hunger und die harte Bürde einer schlechten Kost im preußischen Dienste nicht so schwer empfunden habe, weil der Mangel Alle in gleichem Maße traf. Ich sah an der böhmischen Grenze den Prinzen von Preußen zu Pferde an einer trockenen Semmel nagen, die seinen Zähnen viel zu schaffen machte.

Nach dem Abmarsche aus der Gegend von Zittau blieb das Regiment Prinz von Preußen beim Könige und da mir, so lang ich auf dem Erdboden Menschen erforsche, keiner von meinen gleichzeitigen Weltbürgern vorgekommen ist, der meine Verehrung so vollkommen besitzt, als Friedrich der Große, so muß ich aus den wenigen Tagen, die ich unter seiner unmittelbaren Anführung gestanden habe, Alles melden, was ich als ein fleißiger Beobachter von ihm selbst wahrgenommen habe.

Er führte uns dem Feldmarschall Daun entgegen und ließ die Armee aufmarschieren bei — und forderte seinen Gegner mit ein paar Kanonenschüssen heraus: allein es meldete sich Niemand gegenüber, so daß wir endlich abmarschierten. Da es sich nun traf,

daß das Regiment Prinz von Preußen einen Theil der Arriergarde ausmachte, und der König den ganzen Tag dieses Marsches bei derselben blieb, so hatte ich Gelegenheit genug, diesen seltenen großen Mann recht in der Nähe zu betrachten.

Erstlich hab' ich mit meinen Augen gesehen, daß er diesen ganzen Marsch mit gezogenem Degen machte. Ich habe irgendwo gelesen, daß Friedrich II. sich niemals mit gezogenem Degen gezeigt haben soll. Hier habe ich ihn gesehen, wie er mit der Spitze seines bloßen Degens z. B. den Artilleristen zeigte, wo sie hinfeuern sollten; bei welcher Gelegenheit ich auch, nur zwei Schritte von ihm, hörte, daß er den Kanonieren, welche auf ein Gebüsch im Thal, worinnen Kroaten staken, vom Berge herunterfeuerten, zurief: „Haltet ein, die Lumpenhunde sind die Kugeln nicht werth!"

Wir marschierten bis Görlitz unter dem Könige. Da übernahm der Prinz von Bevern das Commando über das Corps, welches nun nach Schlesien marschierte, unter demselben das Regiment Prinz von Preußen. Bei der letzten Wachparade, ehe sich der König von uns trennte, war ich zufällig zugegen, weil ich die Ordonnanz hatte bei dem Oberstlieutenant Schwerin vom Regimente. Da brachte man vor den König ein Bauernmensch, das lange Zeit in Mannskleidern bei einem Officier als Reitknecht gedient hatte und erst entdeckt worden war.

Der König fragte sie: Warum sie sich verkleidet habe? Darauf antwortete sie: Sie habe als Viehmagd bei Bauern gedient und immer schwierige Arbeit bei schlechter Kost und geringem Lohn verrichten müssen; die Reitknechte der Officiere, die im Dorfe einquartiert gewesen, wären viel besser daran, und da sie sich auf die Pferdewartung verstände, habe sie, statt des rückständigen Lohnes, sich eines ganzen Anzuges ihres Brotherrn bemächtigt und sei ihm entlaufen, habe auch bald Dienste gefunden und seit vier Jahren bei verschiedenen sächsischen und preußischen Officieren, die sie nannte und ihre Atteſtate vorzeigte, gedient und ihre Schuldigkeit so gut als ein Mann gethan und wäre nur durch einen Zufall entdeckt worden, da sie, vom Pferde geschlagen, vom Feldscherer und seinen Gehilfen mit Gewalt wäre entblößt worden.

Darauf sagte der König: „Das ist nicht wahr, Du bist ein Spion." „Herr," sagte sie, „ich weiß nicht, was das ist, aber ich bin meiner Seele ein ehrlicher Kerl, obgleich ich kein Mann bin." „Ich werde Dich ins Zuchthaus setzen lassen." „O nein! Das könnte ich nicht ausstehen. Lieber lassen Sie mir 25 Prügel aufzählen und schicken mich zu einer anderen Armee, wo mich niemand kennt, damit ich wieder dienen kann." Dem König gefiel die Munterkeit des Mädchens, das nichts weniger als eine Schönheit war. Er rief einen Feldjäger, der sie fortführen mußte; und es ist mir sehr wahrscheinlich, daß sie der König selbst zum Spion gebraucht hat.

Winterfeld blieb bekanntlich bei Moys-Görlitz *). Wir sahen die ganze Affaire und ich insbesondere, wie sein Leichnam, ich weiß nicht, ob schon todt oder noch lebendig, nach Görlitz getragen wurde. Von hier aus ging der Marsch auf den Prinzen von Braunschweig-Bevern gegen Schlesien zu. Bei Liegnitz standen wir eine Zeit lang, und da war es, wo ich den schrecklichsten und gefährlichsten Tag meines Lebens aushalten mußte.

Dies war die unter der Bezeichnung bei Verschdorf (Vertsdorf?) bekannte Kanonade. Der Zweck dieses fürchterlichen Kanonenfeuers ist heute noch ein Räthsel. Als es Nachmittags anfing, so sagten unsere Leute, der Prinz Karl von Lothringen, der die österreichische Armee commandierte, habe nach der Mittagstafel im Rausche Ordre zu dieser Verwüstung gegeben. Es war ein ununterbrochenes Kanonenfeuer, dem wir, das Regiment Prinz von Preußen und mehrere, gerade entgegengestellt wurden. Es dauerte etwa vier Stunden und tödtete oder verwundete eine Menge der Unsrigen und den Oesterreichern, welchen unsere Kanonen, unter denen wir standen, und die uns über den Köpfen feuerten, nichts schadeten. Es war schrecklich anzusehen, wie die Leute da zusammenstürzten, wie Arme und Beine weggeschossen wurden unter fürchterlichem Geschrei der Blessierten.

Ich ließ mich verleiten und ohne auf meine Sicherheit zu denken, half ich einen Blessierten, dem der Arm weggeschossen war, hinter

*) Moys bei Görlitz, Gefecht am 7. September 1757, wo Winterfeld blieb.

ein Bauernhans tragen; aber kaum hatte der Feldscherer seine Hand an den Blessierten gelegt, so kam ein Kugel durch dies Haus und riß dem Armen auch noch den Kopf weg. Da machte ich mich geschwind wieder zum Regiment. Auch einem Soldatenweib, das eben einem Musketier ein Glas Branntwein einschenken wollte, riß, nur drei Schritte von mir, eine Kugel den Kopf weg. Desgleichen auch einem Hauptmanne von uns, der sich an einen Baum angelehnt hatte, zerschmetterte eine Kugel, die den Baum spaltete, den Kopf. Das war ein unbeschreibliches Gaudium, als sich diese schreckensvolle Scene endigte, für die, die sich noch gesund umarmen konnten. Der Erfolg war, daß beide Theile auf die grausamste Weise Menschen verloren, ohne den mindesten Nutzen.

Von hier ging der Marsch nach Breslau, bei welcher Stadt wir ruhig standen bis zum 22. November (1757), als die Breslauer Schlacht vorfiel, der ich aber nicht beiwohnte, indem ich commandirt war, Montirungsstücke aus dem Zeughause zu fassen. Da fand ich für gut, keineswegs mich an das Regiment (Prinz von Preußen) anzuschließen, welches in der Nacht durch die Stadt marschierte, sondern ich blieb in der Stadt, welche Tags darauf mit Capitulation den Oesterreichern übergeben wurde, wo ich denn auch wieder zu meinem Regimente (dem sächsischen Chevauxlegers-Regimente Graf Brühl) kam und sehr freundlich aufgenommen wurde.

Zehntes Kapitel.

Wieder in der sächsischen Armee. — Die Witwe und ihre schöne Tochter. — Schlacht bei Leuthen. — Ritt aus Breslau. — Remonten-Commando nach Leipnik in Mähren. — Eine Gespenstergeschichte. — Krankheit. — Avancement zum Officier 1759. — Feldmarschall Lascy. Der gefüllte Becher.

Ich hatte mich eines preußischen Collets von der Cavallerie bemächtigt, das mir lieber war, als die Infanterie-Montur, hatte mir außerdem Manches zu meiner Equipage aus dem Zeughause,

welches förmlich geplündert wurde, zu eigen gemacht, bekam ein Pferd und wurde in der Vorstadt einquartiert, und zwar bei der Witwe eines Kräutlers, die eine blutjunge, sehr schöne Tochter hatte.

Es liegt außer meinem Plan, die Leser mit meinen Liebesgeschichten zu unterhalten; aber in dieser ist etwas, das meinen Charakter von der guten Seite schildert, und wer wird so was übergehen?

Das Mädchen liebte mich ebenso wie ich es liebte, was der scharfsinnigen Mutter nicht entging. Die Alte, ein treuherziges Weib, hielt mir folgenden Sermon, der auch seine Wirkung nicht verfehlte:

„Herr Soldat! Sie sind, so viel ich sehen kann, kein gemeiner Mensch und ich habe ein großes Vertrauen zu Ihrer Ehrlichkeit. Ich sehe wohl, daß ich mit aller Wachsamkeit den Umgang mit meiner Tochter nicht verhindern kann; denn sie ist gebrannt und liebt Sie. Nun bedenken Sie, daß Sie das Mädchen nur unglücklich, nicht aber glücklich machen können, und daß Sie eine ganze Familie ruinieren, wenn Sie sich des Vortheils bedienen, den Sie über uns haben. Ich bin auch jung gewesen und kenne die Schwachheiten unseres Geschlechts. Mir scheint es, daß Sie nicht nur ein edler Mann sind, sondern auch Verstand genug haben, um einzusehen, daß Sie die Person, die Sie Ihrer Liebe werth schätzen, so ganz vorsätzlich ins Unglück bringen wollen. Meiner Tochter sage ich nichts, denn sie liebt Sie und wenn das ist, da ist gut predigen! Geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie mein Kind nicht ins Elend bringen wollen, und ich verlasse mich so fest darauf, daß ich Euch Beide gar nicht mehr beobachten werde."

Mir und dem Mädchen schossen die Thränen aus den Augen. Ich gab der Alten die Hand und versprach ihr, was ich auch ehrlich gehalten habe. Hingegen muß ich sagen, daß dieses Weib nicht das mindeste Mißtrauen mehr gegen mich blicken ließ.

Bald hernach, am 5. December (1757), folgte die Bataille bei Leuthen, der ich nicht beigewohnt habe, weil ich noch nicht equipiert war. Alle unsere Bagage retirierte durch die Stadt. Dies sah ich wohl, aber ich sah auch, daß die meisten Wagen wieder

zurück kamen und die Fuhrleute vorgaben, nicht durchkommen zu können, weil die Preußen Alles besetzt hätten. Das glaubte ich aber nicht und es war auch nicht der Fall. In meinem Quartier war noch ein Fahnenschmied vom Regimente, auch beritten, er hieß Müller. Den trieb ich heraus und schied von meinem schönen Gärtnermädchen, nicht ohne Thränen.

Es mochte vier oder halb vier Uhr sein, als wir aus Breslau ritten. Wir passierten eine Art Schlachtfeld, wo viele Todte lagen, auch Koffer und Bettsäcke. Wir hielten nicht für rathsam, uns dabei aufzuhalten, und erlangten gegen 9 Uhr ein schönes Dorf, wo wir uns einquartierten. Hier fühlte ich Schmerzen am Knöchel und legte mich auf die Streu. Etwa nach einer halben Stunde kam der Bauer, uns zu verkünden, daß eine große Armee hinter ihrem Dorfe aufmarschiere und schon die Compagniepfähle einschlage, um über Nacht da zu bleiben. Da machte ich mich auf, und schlich mich dahin, wo ich sie konnte reden hören, und siehe da! es waren Oesterreicher, welche nun kamen, um das ganze Dorf zu plündern und wozu sie den Anfang wirklich machten. Mein Bauer, der seiner Nachbarn Untergang sah, fiel auf die Kniee und bat ihn zu retten, was auch geschah. Denn Müller nahm seinen Karabiner auf die Schulter, stellte sich, als wenn er Schildwach stände, und wies alle Plünderer damit ab, daß der blessierte General Nostitz hier läge. Keiner unterstand sich, diesen Herrn zu turbieren. Das Haus blieb verschont und da die Armee eines Tages abmarschierte, folgten wir ihr bis Großburg im Breslauischen Kreise, wo unser Regiment stand. Hier übergab mir der Major Stockmann ein kleines Commando Unberittener und etwas Geld. Diese Leute führte ich bis Leipnik in Mähren, wo der Stab von unserem Regimente in die Winterquartiere kam.

Da ging mirs gut, nur daß ich nach dem neuen Jahre (1758) ein hitziges Fieber bekam. Mein Wirth war ein Schlosser, der eine junge Frau hatte, welche dagegen protestierte, als man mich ins Spital bringen wollte, und wahrlich, sie hat mich gewartet und gepflegt, wie eine Mutter, aber doch konnte sie das nicht verhindern, was mir widerfuhr. Ich phantasierte schrecklich, und in einer Nacht,

da sie eingeschlafen und mein Krankenwärter Babriskowski im Bierhause war *) . . . .

In diese Zeit fällt auch nachfolgende Geschichte, welche Bretschneider in seinen „Papilloten" unter dem Titel: Eine Gespenstergeschichte **) erzählt:

Ich wurde im letzten Kriege (im siebenjährigen Kriege) in einer Regimentsangelegenheit in ein Städtchen in Mähren beordert und kam Abends um sechs Uhr daselbst an. Man legte mich zu einem Metzger ins Quartier, der an demselben Tage Schafe geschoren hatte, wovon die Wolle noch im Hause lag. Ich ging gleich nach meiner Ankunft zum General und da ich wußte, daß er mich zum Abendessen behalten würde, so befahl ich meinem Reitknecht, der krank war, nicht auf mich zu warten, sondern sich nach dem Abfüttern niederzulegen. Um 11 Uhr, da ich nach Hause kam, führte mich der Wirth in mein Zimmer, das zu ebener Erde lag und so klein war, daß ich aus meinem Bette mit einem Stocke leicht alle vier Wände desselben berühren konnte.

Als ich etwa eine Viertelstunde im Bette lag, so hörte ich im Halbschlaf, daß Jemand mit den Händen an meiner Thüre rieb, wie Einer, der im Finstern an einem unbekannten Ort ist, mit der flachen Hand an den Wänden reibt, um nicht zu fallen. Ich ermunterte mich und rief das dem Soldaten so gewöhnliche „Wer da!". Anstatt der Antwort öffnete sich meine Thüre, die ich für abgeschlossen hielt, und es zeigte sich vor derselben eine lange menschliche Figur, die nach wiederholtem Anrufen erst mit einem Beine über die Schwelle trat, hernach ganz langsam mit dem übrigen Körper nachsetzte.

Da ich aus dem Bette aufspringen wollte, kam mir ganz zufällig meine Kugelbüchse in die Hand, die neben dem Bette an der Wand hing und tüchtig geladen war. Ich ergriff sie, zog den Hahn auf, schrie unaufhörlich: „Halt, antworte, oder ich schieße" und hielt auch meine Büchse so vor mir in Anschlag, daß der Lauf den Geist beinahe berührte. Allein weder Rufe noch

*) Hier endigt auf einmal das Manuscript Bretschneider's.
**) Papilloten. Frankfurt a. M. 1769. S. 36—39.

Drohungen konnten ihn bewegen, mir zu antworten, sondern er fing wieder an mit den Händen an der Wand reibend fortzuschleichen und ging nach dem Ofen zu. Ich wurde bestürzt, da ich mir vorstellte, daß ein lebendiger Mensch schwerlich so lang aushalten würde, dem ein aufgezogenes Gewehr gleichsam an der Brust steht, und faßte den Vorsatz, nicht eher loszudrücken, bis sich das Ding mir nähern würde.

Der Wirth aber, der mein Rufen gehört hatte, kam zum Glück und beleuchtete das Gespenst; es war ein alter Bettler, der taub und stumm war, und der den Wirth den Abend vorher gebeten hatte, daß er ihm ein Nachtlager in der Wolle gestatten möchte, die noch im Hause lag. Dieser Mann war im Hemde und hatte nach Art der mährischen Bauern weiße Hosen an; er war aufgestanden, um in den Hof zu gehen, hatte jedoch aus Irrthum meine Stubenthüre ergriffen. Ich stelle mir den Alten noch vor, wie bestürzt er wurde, als der Wirth mit dem Lichte kam; er weinte, da er die Gefahr sah, in der er sich befunden hatte.

Im Jahre 1759 wurde Bretschneider Officier. Die nachfolgenden Erzählungen Bretschneider's sind in seinem Nachlasse auf einzelne zerstreute Blätter von seiner Hand geschrieben und von Professor Meusel in dessen „Literarischen Unterhaltungen“, Coburg 1818, sowie auch in dessen „Vermischten Nachrichten und Bemerkungen 2c.“, Erlangen, 1816, mitgetheilt worden.

Ich war Lieutenant bei einem kursächsischen Chevaux-legers-Regimente und auf Ordonnanz bei dem damaligen Feldzeugmeister Lascy, unter dessen Commando wir standen. Das Hauptquartier war zu Hoflößnitz in den Weinbergen bei Dresden, von wo wir schleunig aufbrachen und gegen Torgau marschirten (1760). Als wir am ersten Abend ins Hauptquartier kamen, stand der Feldzeugmeister noch lange Zeit mit den um ihn versammelten Ordonnanzen vor seiner Hausthüre und ließ uns da, abgesessen von unseren Pferden, seine Befehle erwarten. Er studierte die Dispositionen seines Corps in der Landkarte und war ebenfalls zu Fuß, so gestellt, daß er mir den Rücken kehrte, etwa zwei

Schritte hinter mir, der ich, den Zügel meines Pferdes am Arme hängend, gegen die Straße Front machte und die Bagage vorüberziehen sah. Auf einmal erblickte mich ein besoffener Unterofficier von der Infanterie, der neben einem Rüstwagen ging, und rief mir zu: „Herr Officier, Sie sind von den Sachsen, die bei uns standen, als wir bei Trautenau unter Harsch und de Ville campierten; aber jetzt, ja jetzt stehen wir unter dem Lascy — den kann der Teufel holen, wenn er will. Er ist kein Soldat, sondern nichts als ein Putzmeister. Auf dem Exercierplatz da läßt er sich sehen; aber Sie werden erfahren, vorm Feind ist er keine Pfeife Tabak werth." Alles das mußte Lascy hören, aber der Unterofficier konnte ihn nicht sehen, weil ich und mein Pferd dazwischen standen. Da half kein Winken, Abwehren, Zurufen: er möge seines Weges gehen. Der Besoffene kehrte sich an nichts, sondern fuhr in dem Tone immer fort: „Ja, Herr Officier, Sie kennen ihn nicht, aber ich kenne ihn, denn er war Oberst bei uns. Die Kaiserin denkt, weil sein Vater ein großer General war, so würde ers auch sein; aber er ist nichts als ein Haarkräusler, ein Mahlausbringer (Fleckausputzer) u. s. w." Ich stand wie auf Kohlen — aber General Lascy war so discret, nichts gehört zu haben, oder die Lection in der Stille zu verdauen. —

Das Städchen B** in Schlesien hat nichts Merkwürdiges. Nur die Ruinen eines alten Bergschlosses, das Herzog Bolko*) erbaut haben soll, beschäftigten meine Neugierde, als ich im siebenjährigen Kriege durch diesen Ort marschierte und übernachtete. Ich dachte nicht daran, ihn jemals wieder zu betreten. Mein Wirth, ein reicher Pfefferkuchenbäcker, die man sonst „Lebzelter" nennt, nebst seiner alten dicken Hausfrau erwiesen mir nicht nur am Tage meines Aufenthaltes in B** alles Gute und traktierten mich mit Wildpret und Fischen, sondern gaben mir auch noch Pfefferkuchen und Wachslichter mit auf die Reise.

*) Wahrscheinlich Boleslaus I., Herzog von Schlesien, der viele Städte erbaute und 1204 starb.

Zwei Jahre darnach wurde ich commandiert, Remonten zu übernehmen, und es traf sich, daß mich meine Marschroute wieder über B** führte. Ich hatte mein gutes Quartier noch nicht vergessen, und da ich täglich einen Unterofficier zum Quartiermachen vorausschickte, so vergaß ich auch nicht auf der letzten Station vor B** anzuordnen, daß man mich bei dem gastfreien Lebzelter einquartieren möchte. Meinen Marsch richtete ich so ein, daß ich zu Mittag in B** eintreffen konnte und befand mich schon um 11 Uhr nicht weit mehr von dem Städtchen.

Siehe da, da kam mir ein Mann mit einem blauen Mantel entgegengeritten, nahm ganz ehrerbietig seinen Hut ab, und declamierte eine Art von Bewillkommnung, woraus ich bemerkte, daß dies mein ehemaliger Hauswirth war, der Lebzelter, dem ich für diese Galanterie freundlich dankte, und mich wichtig genug glaubte, zu vermuthen, daß blos meine werthe Person der Gegenstand eines so höflichen Benehmens sei. Indessen nahm der gute Mann seinen Platz an meiner Seite und kehrte mit mir um, zeigte aber in seinen Reden und in seinem ganzen Thun und Lassen eine so große Verlegenheit und ein so schüchternes Wesen, daß ich ihn darüber fragte.

Da wurde er noch verlegener; er wollte reden und brachte nichts heraus. Ich vermuthete also irgend eine Ursache, die ihn bewegen mochte, eine Einquartierung zu verbitten, einen Todesfall oder etwas dergleichen und redete ihm zu, keine Umstände zu machen. Hierauf erfolgte ein tiefer Seufzer und eine Bitte um eine Privat-Audienz, die ich ihm sofort in Gnaden gewährte. Ich ließ meinen Remontenzug langsam vorgehen und ritt mit dem Manne seitwärts, wo sich folgender Auftritt abspielte:

Mein Hospes (Wirth) schlug, als wir allein waren, seinen Mantel auseinander und präsentierte mir einen silbernen Becher, der mit alten Thalern und Schaumünzen angefüllt war und bat mich vor allen Dingen diesen Becher von ihm anzunehmen, weil er sich nicht getraue, ehe dies nicht geschehen sei, sein Anliegen vorzutragen. Ich dachte mir freilich dabei: „Der Mensch ist wahnsinnig“, doch wollte ich ihn nicht bis zur Wuth reizen und

übernahm einstweilen den Becher, worauf ich folgende Ovation anhörte, nicht ohne Zittern und Zagen des Declamators:

„Mein Herr Lieutenant! Sie waren vor zwei Jahren bei mir im Quartier, und haben gesehen, daß ich ein altes Weib habe, das aber brav und rechtschaffen ist, ich habe ihm Alles zu verdanken, denn es hat mich, der ich ganz arm war, als Witwe geheiratet und mich zum Universalerben eingesetzt. Ich erkenne das Alles mit aufrichtigem Herzen an und wollte wünschen, daß ich auch meine andern Glieder zwingen könnte, dankbar zu sein; aber ich weiß nicht, warum ich, trotz meinen Grundsätzen, von Tag zu Tag mit den ehelichen Pflichten sparsamer werde, und mit einem Worte, mehr Vergnügen empfinde, ein junges Mädchen zu umarmen als meine Frau, die doch wahrlich verdient, daß ich für sie thue, was ich kann. Nun trug es sich zu, daß vor zwei Jahren, wie der Herr Lieutenant bei uns im Quartier standen, ein junges Mädchen bei uns diente, welche sich gefallen ließ, die ehelichen Pflichten mit meiner Frau zu theilen, aber freilich ohne ihren Consens. Der Umgang mit diesem Mädchen fiel in die Epoche des damaligen Durchmarsches. Die Folgen dieses Umganges wurden sichtbar und ich, der ich nicht glauben konnte, daß der Herr Lieutenant jemals diese Gegend wieder betreten würden, gab ihr den Rath, den Herrn Lieutenant als Vater des Kindes anzugeben. Das Kind ist auf diesen Namen getauft, Niemand, auch selbst nicht meine Frau, zweifelt daran. Nun kommen Sie, können mich unglücklich machen auf ewig — hier stehe ich als ein armer Sünder und erwarte mein Urtheil. — Lassen Sie Gnade für Recht ergehen und —"

„Was soll ich thun?" erwiderte ich, „das Kind für Meines erkennen? Herr, daraus wird nichts; und wenn Sie noch mehr Becher lieferten, so würde ich mich nicht dazu verstehen. Aber weil die Umstände so sind, wie Sie erzählen, Sie außerdem ein ehrlicher Mann zu sein scheinen, auch Verstand haben, wie dieser Becher bezeugt, so verzeihe ich Ihnen, aber mit Bedingungen. Ich will die ganze Sache ignorieren, das heißt auf Deutsch: ich will mich anstellen, als ob ich nichts davon wüßte; nur muß mich Niemand fragen oder mir etwa die Geschichte erzählen, denn in diesem Falle

Zwei Jahre darnach wurde ich commandiert, Remonten zu übernehmen, und es traf sich, daß mich meine Marschroute wieder über B** führte. Ich hatte mein gutes Quartier noch nicht vergessen, und da ich täglich einen Unterofficier zum Quartiermachen vorausschickte, so vergaß ich auch nicht auf der letzten Station vor B** anzuordnen, daß man mich bei dem gastfreien Lebzelter einquartieren möchte. Meinen Marsch richtete ich so ein, daß ich zu Mittag in B** eintreffen konnte und befand mich schon um 11 Uhr nicht weit mehr von dem Städtchen.

Siehe da, da kam mir ein Mann mit einem blauen Mantel entgegengeritten, nahm ganz ehrerbietig seinen Hut ab, und declamierte eine Art von Bewillkommnung, woraus ich bemerkte, daß dies mein ehemaliger Hauswirth war, der Lebzelter, dem ich für diese Galanterie freundlich dankte, und mich wichtig genug glaubte, zu vermuthen, daß blos meine werthe Person der Gegenstand eines so höflichen Benehmens sei. Indessen nahm der gute Mann seinen Platz an meiner Seite und kehrte mit mir um, zeigte aber in seinen Reden und in seinem ganzen Thun und Lassen eine so große Verlegenheit und ein so schüchternes Wesen, daß ich ihn darüber fragte.

Da wurde er noch verlegener; er wollte reden und brachte nichts heraus. Ich vermuthete also irgend eine Ursache, die ihn bewegen mochte, eine Einquartierung zu verbitten, einen Todesfall oder etwas dergleichen und redete ihm zu, keine Umstände zu machen. Hierauf erfolgte ein tiefer Seufzer und eine Bitte um eine Privat-Audienz, die ich ihm sofort in Gnaden gewährte. Ich ließ meinen Remontenzug langsam vorgehen und ritt mit dem Manne seitwärts, wo sich folgender Auftritt abspielte:

Mein Hospes (Wirth) schlug, als wir allein waren, seinen Mantel auseinander und präsentierte mir einen silbernen Becher, der mit alten Thalern und Schaumünzen angefüllt war und bat mich vor allen Dingen diesen Becher von ihm anzunehmen, weil er sich nicht getraue, ehe dies nicht geschehen sei, sein Anliegen vorzutragen. Ich dachte mir freilich dabei: „Der Mensch ist wahnsinnig“, doch wollte ich ihn nicht bis zur Wuth reizen und

übernahm einstweilen den Becher, worauf ich folgende Ovation anhörte, nicht ohne Zittern und Zagen des Declamators:

„Mein Herr Lieutenant! Sie waren vor zwei Jahren bei mir im Quartier, und haben gesehen, daß ich ein altes Weib habe, das aber brav und rechtschaffen ist, ich habe ihm Alles zu verdanken, denn es hat mich, der ich ganz arm war, als Witwe geheiratet und mich zum Universalerben eingesetzt. Ich erkenne das Alles mit aufrichtigem Herzen an und wollte wünschen, daß ich auch meine andern Glieder zwingen könnte, dankbar zu sein; aber ich weiß nicht, warum ich, trotz meinen Grundsätzen, von Tag zu Tag mit den ehelichen Pflichten sparsamer werde, und mit einem Worte, mehr Vergnügen empfinde, ein junges Mädchen zu umarmen als meine Frau, die doch wahrlich verdient, daß ich für sie thue, was ich kann. Nun trug es sich zu, daß vor zwei Jahren, wie der Herr Lieutenant bei uns im Quartier standen, ein junges Mädchen bei uns diente, welche sich gefallen ließ, die ehelichen Pflichten mit meiner Frau zu theilen, aber freilich ohne ihren Consens. Der Umgang mit diesem Mädchen fiel in die Epoche des damaligen Durchmarsches. Die Folgen dieses Umganges wurden sichtbar und ich, der ich nicht glauben konnte, daß der Herr Lieutenant jemals diese Gegend wieder betreten würden, gab ihr den Rath, den Herrn Lieutenant als Vater des Kindes anzugeben. Das Kind ist auf diesen Namen getauft, Niemand, auch selbst nicht meine Frau, zweifelt daran. Nun kommen Sie, können mich unglücklich machen auf ewig — hier stehe ich als ein armer Sünder und erwarte mein Urtheil. — Lassen Sie Gnade für Recht ergehen und —“

„Was soll ich thun?“ erwiderte ich, „das Kind für Meines erkennen? Herr, daraus wird nichts; und wenn Sie noch mehr Becher lieferten, so würde ich mich nicht dazu verstehen. Aber weil die Umstände so sind, wie Sie erzählen, Sie außerdem ein ehrlicher Mann zu sein scheinen, auch Verstand haben, wie dieser Becher bezeugt, so verzeihe ich Ihnen, aber mit Bedingungen. Ich will die ganze Sache ignorieren, das heißt auf Deutsch: ich will mich anstellen, als ob ich nichts davon wüßte; nur muß mich Niemand fragen oder mir etwa die Geschichte erzählen, denn in diesem Falle

müßte ich die Wahrheit sagen und das Mägdlein, das sich meines Beischlafs rühmt, gerichtlich vernehmen lassen. Zweitens will ich eine Schrift aufsetzen, die Sie ab- und unterschreiben müssen, denn ich muß von Ihnen ein schriftliches Bekenntniß haben, damit ich den Bastard in die Enge treiben kann, wenn er sich unterstehen sollte, Ansprüche an den angemaßten Vaternamen zu machen." Und so kamen wir in dem Hause des Mannes an, wurden von der Hausfrau ganz wohl empfangen, und nur diese allein unterstand sich, bei dem Abendessen mit boshaftem Lächeln des ehemaligen Stubenmädchens zu erwähnen, jedoch ohne Anspielung auf mich.

Daß mich der Hausherr während der ganzen Zeit meines Daseins nicht aus den Augen ließ, daß er bisweilen blutigen Schweiß schwitzte, wenn er befürchten mußte, daß mich jemand fragen möchte, und daß er das Mädchen mit dem Bankert einstweilen auf die Seite geschafft hatte, das kann man wohl denken.

Ich marschierte ab, ohne daß mich ein Mensch gefragt hat und passierte in dem Städtchen B** für den Vater eines Kindes, dessen Mutter ich weder gekannt noch erkannt habe.

Elftes Kapitel.

Austritt aus den sächsischen Kriegsdiensten und Eintritt als Stabsrittmeister in das Freicorps des preußischen Generals Gschray. — General Gschray und sein Sohn, der Chevalier von Gschray. — Schändliches Benehmen desselben gegen seine Geliebte.

Im Jahre 1761 wurde Bretschneider durch Verdrießlichkeiten, über welche jedoch nirgends Näheres zu finden ist, bewogen, seinen Abschied aus dem sächsischen Kriegsdienste zu nehmen. Mit dem Entschuß, sich zur alliirten Armee in Niedersachsen zu begeben und dort sein Glück zu versuchen, traf er in Nordhausen den preußischen General Johann Michael Gschray an, der im

Jahre 1761 die Bewilligung vom Könige von Preußen erhalten hatte, ein aus sechs Compagnien Cavallerie und sechs Compagnien Infanterie bestehendes Freicorps zu errichten. Dieser, dem Bretschneider's imposante Gestalt gefiel, beredete ihn, bei seinem Freicorps Dienste zu nehmen und Bretschneider wurde im Juli 1761 als Stabsrittmeister beim Corps angestellt. Bevor wir Bretschneider's weitere Erlebnisse erzählen, scheint es uns nicht unpassend, den Aufsatz mitzutheilen, welchen er über den General und dessen Sohn, der sich damals als Hauptmann ebenfalls beim Corps seines Vaters befand, schrieb:

Mandarin und Cartouche in Frankreich, der Banknotenschmied Price in England, Lips Tullian und der baierische Hiesel in Deutschland haben bei allen ihren üblichen Uebelthaten noch immer Anspruch auf unser Mitleid. Ihre Tapferkeit, Festigkeit, Thatkraft oder feiner Verstand und manches andere Talent erwecken in uns den Wunsch, daß diese Leute ihre Gaben zum Guten möchten angewendet haben. Sogar Räuber und Spitzbuben zeigen oft Gefühle von Ehre und Gutherzigkeit, die wir bewundern. Daß es aber außerdem noch Menschen gibt, für die wir ganz und gar nichts anderes fühlen können, als die tiefste Verachtung, davon kann ich ein Beispiel anführen von einem Menschen, den ich persönlich gekannt habe, und die Begebenheit, die ich von ihm erzählen werde, mag entscheiden, ob ich ihm zu viel thue.

Sein Vater war der im ersten baierschen Kriege unter Karl VII. wohlbekannte Parteigänger Joh. Michael Gschray, der sich vom baierischen Eisenamtmann, das ist: Gerichtsdiener oder Häscher, bis zum preußischen Generalmajor emporschwang und als solcher starb, wiewohl er in diesem Dienste nie etwas geleistet hat. Er errichtete zwar im Jahre 1761 für den König Friedrich II. ein Freicorps, wurde aber, noch ehe er es ganz zusammenbrachte, mit den Meisten seiner Leute von dem französischen Obersten Grandmaison überfallen und gefangen genommen. Damals war er schon siebenzig Jahre alt und stocktaub. Seine Gefangenschaft endigte mit dem Hubertsburger Frieden 1763. Der Feldmarschall Seckendorf, dem ich im Jahre 1763 einen Besuch

zu Meuselwitz im Altenburgischen abstattete, weil er ein guter Freund meines Vaters gewesen war, erzählte mir: Gschray, der Vater, sei unter seinem Commando gestanden und sei ihm sehr brauchbar gewesen, weil er als ehemaliger Eisenamtmann alle Wege, Stege und Schlupfwinkel des Landes gekannt und viel Bravour und Vaterlandsliebe gezeigt habe. Sein Corps habe anfänglich nur aus baierischen Häschern, Fleischhackerknechten und Mühlburschen bestanden, die er aus eigenem Antriebe zusammengebracht und mit gutem Erfolge gegen den Feind angeführt habe, bis ihn der Feldmarschall Seckendorf zum Hauptmann gemacht und seinen Haufen Leute zu einem ordentlichen Freicorps reguliert hat. Als Karl VII. gestorben war, zog ihn der Graf und Marschall Moriz von Sachsen in französische Dienste und gab ihm ein Regiment Freiwilliger. Aber nach dem Tode des Marschalls achtete man seiner nicht mehr in Frankreich. Er war taub, des Französischen ganz unkundig, und in Friedenszeiten zu nichts zu gebrauchen. Er wurde abgedankt und sein Regiment aufgelöst.

Dieser Mann hatte verschiedene Kinder, die er, während seines französischen Dienstes, in Paris ganz anständig erziehen ließ. Von diesen Kindern wurde der jüngste Sohn, um sich den adeligen Familien Frankreichs gleich zu stellen, „Chevalier de Gschray“ genannt. Er war ein bildschöner junger Mensch, dabei aber der lüderlichste, niederträchtigste Bube, der jemals gelebt hat. Sein Vater gab ihm eine Compagnie bei seinem Regiment, und in Straßburg, wo dieses stand, glänzte er, wegen seiner körperlichen Vorzüge, in den besten Gesellschaften.

Da verliebte sich in ihn eine junge liebenswürdige Gräfin von Leiningen, aus einem der besten Häuser in Deutschland, die schon versprochen war mit einem Prinzen von Löwenstein. Jedermann sagte, daß auch der Chevalier Gschray sterblich in sie verliebt sei, und nach ihrer Jugend und Schönheit zu urtheilen, konnte man dieses auch vermuthen. Ueberdies besaß sie auch hunderttausend Gulden eigenthümliches Vermögen. Bei so bewandten Umständen war es dem Herrn Bräutigam nicht zu verdenken, daß

er auf die Copulation drang. Es wurde auch wirklich der Tag angesetzt. Aber an eben diesem Tage war sie verschwunden, und wurde erst um zehn Uhr im Quartier und im Bett ihres geliebten Chevaliers wieder gefunden. Ihre Verwandten schickten Botschaften, die den Spectakel mit ansahen und aus dem Munde der Gräfin die entscheidende Erklärung hörten, daß sie sich mit dem Manne, der an ihrer Seite lag, unzertrennlich verbunden habe, nie von ihm scheiden und dieses Geständniß noch an dem nämlichen Tage durch priesterliche Copulation bestätigen werde. Die Gesandtschaften gingen ab und zu. Alles vergebens! Das Liebespaar blieb im Bette und nahm, unter wechselseitigen Liebkosungen, in dieser Positur Besuche und Glückwünsche entgegen.

Der Bräutigam, Prinz Löwenstein, klagte seine Noth mit Herzbeklemmung einem gewissen Hauptmann Choupé vom nämlichen Regiment, und dieser, der seinen Mann kannte, nahm es auf sich, Alles in Ordnung zu bringen. Er näherte sich von der Seite, wo der Chevalier lag, dem Bette, ließ ihm da hundert neue Louisd'or sehen und flüsterte ihm ins Ohr, daß diese den Augenblick sein Eigenthum wären, wenn er die Gräfin wollte sitzen lassen. Nicht allein, daß der Schurke gleich einwilligte, sondern er stieß das schöne Geschöpf, das sich mit tausend Thränen zu seinen Füßen warf, zur Thüre hinaus und übergab sie selbst den Weibern, die da standen, um sie in Empfang zu nehmen.

„O Schlingel! o Barbar! dem keiner gleich gewesen.
Ach möchte Deinen Schimpf ein jeder Welttheil lesen.“

Diese Geschichte ist nun für Menschen von Gefühl wunderbar genug, aber das ist doch auch nicht minder wunderbar, daß der Herr Prinz Bräutigam sich durch alles Geschehene nicht beirren ließ, die Dame zu heiraten, und am allerwunderbarsten, daß die Heirat gut ausfiel.

Noch einen Zug aus dem Charakter des Chevalier Gschray muß ich erwähnen. Als er geboren wurde, war sein Vater lange schon Officier. Er wußte folglich aus eigener Erfahrung gar nichts von dem ersten Amte seines Vaters. Er hatte in Paris die beste Erziehung mit mehreren Söhnen aus guten Häusern genossen,

und doch fand er, mit Ausschluß aller Anderen, nur allein an dem Umgange mit Strickreitern, Gerichtsdienern, Gefangenwärtern, Profoßen und dergleichen Leuten sein Vergnügen und suchte sie auf.

Zwölftes Kapitel.

Der Branntweinbrenner Fischer und die schöne Rittmeisterin. — Ueberfall und Gefangennahme des Gschray'schen Corps durch die Franzosen.

Wir nehmen nun den Faden von Bretschneider's Erlebnissen wieder auf.

In Nordhausen wurde Bretschneider bei dem reichen Branntweinbrenner Franz Christian Fischer einquartiert und erzählt darüber, wie folgt: *)

Als ich im Jahre 1761 zu ihm (Fischer) ins Quartier kam, gab er mir ein sauberes Parterre-Zimmer, das nur einen Eingang hatte. Er wußte schon, daß ich täglich beim General (Gschray) speiste und bedauerte, daß wir nicht miteinander krapulieren könnten. Er gab mir aber einen Schlüssel zu seinem Keller, und führte mich dahin, um mir die besondern Weinsorten zu zeigen, die eine sehr vollständige Sammlung ausmachten. Daneben standen auch ganze Fässer mit gesalzenen und marinierten Meerfischen, deren ich mich, so wie des Weines, nach Belieben bedienen konnte. Ueberdies erbot er sich, wenn ich etwa des Abends gute Freunde einladen wollte, immer ein Mahl bereit zu halten, das mir keine Schande bringen sollte; und er hielt Wort. Sobald ich den Buben qua talem erkannte, machte ich wenig Umstände mit ihm, und warf ihm oft seine Schandthaten vor, die er auch keineswegs von sich ablehnte, sondern als noble Handlungen defendierte.

Franz Christian Heinrich Fischer war ein Wasserbrenner zu Nordhausen, der oleum vitrioli brannte &c. und damit viel Geld gewonnen hatte, wovon er einen Theil verwendete, seine

---

*) Meusel, Vermischte Nachrichten, S. 151.

Begierden zu befriedigen und den andern, ein ansehnliches Capital zu erwerben. Beides ist ihm gelungen. Sein Aeußeres war bäuerisch, sowie seine Sprache und seine Sitten. Er hatte rothe Haare, wusch sich sehr selten und würde nirgends zugelassen worden sein, hätte ihm nicht sein Geld die Fähigkeit erworben, überall zu erscheinen. Sein Weib hatte er zum Trunke verführt und sie mit ihrer vollen Zufriedenheit von aller Theilnahme an häuslichen Geschäften entfernt. Seiner einzigen Tochter hielt er eine sogenannte Gouvernante. Er selbst that, was ihn gelüstete, und seine Lüste waren Laster. Jetzt aber wird er in einer Figur erscheinen, nicht etwa sauberer wie gewöhnlich, denn auch bei solchen feinern Geschichten blieb dieser an sich häßliche Tölpel in seiner Unzierde und in seinem Schmutze immer der Nämliche.

Ein Kamerad von mir, Rittmeister Baron A***), heiratete ein Fräulein aus einem der ältesten und besten Häuser Deutschlands, welches aus Grafen und Freiherren besteht, und brachte es zum Regiment nach Nordhausen. In diese junge Frau verliebte ich mich sterblich, unterstand mich aber nicht, das Geringste davon merken zu lassen; denn erstlich war sie kaum noch einen Monat mit ihrem Manne verheiratet und nach allem äußeren Scheine liebten sich die beiden jungen Leute vom ganzen Herzen. Zweitens war die Dame sehr gut erzogen und vermied Alles, was irgend einen Dritten verleiten konnte, etwas von ihr zu hoffen. Drittens hatte sie eine feine Denkungsart und einen Anstand, der die Männer in Respect setzte und erhielt. Sie hatte viel gelesen und einen richtigen Geschmack. Nimmt man dazu, daß sie eine der ersten Schönheiten war, nur etwa 17 Jahre alt, daß sie Musik und Sprachen verstand und sich sehr anständig zu putzen wußte, so wird man zugeben, daß ihr nichts von alledem abging, was man sonst bei Anderen nur einzeln findet.

Ich hätte es nie gewagt, nur im mindesten etwas blicken zu lassen, was den Zustand meines Herzens verrathen konnte. Doch vernachläßigte ich die Bekanntschaft nicht, und war fast täglich bei

---

*) Arnim. Siehe Lebensgesch. d. Gen.-Majors v. Gschray. S. 98.

diesem Paare, machte Freundschaft mit dem Manne, wie es der feinste Wohlstand erfordert. Ich erzählte ihnen einmal, daß mir mein Wirth die Offerte gemacht habe, mir und guten Freunden ein Nachtessen zu geben, und setzte einen Tag fest, wo wir den Herrn Fischer gemeinschaftlich beschmausen wollten. Dieser wurde von mir avertiert und er gab uns nicht nur ein prächtiges Nachtessen, sondern auch zugleich eine Musik von Dilettanten, die nicht schlecht war, und wir lebten da recht lustig bis zwei Uhr nachts. Es war an einem Donnerstag. Am Sonntag darauf war ich beim General, und es war die Rede von einer Landkarte, die ich besaß und die der General sehen wollte. Ich eilte nach meinem Quartiere, um sie zu holen; es war schon ganz finster.

Als ich nun meine Zimmerthüre aufschließen wollte, fand ich, daß sie von innen verriegelt war. Es war kein anderer Ausgang aus dem Zimmer; ich vermuthete Diebe, und fing an zu lärmen und meine Leute zu rufen. Da näherte sich von innen die Stimme meines saubern Herrn Hauswirths und bat mich, stille zu sein. Das Geheimniß entwickelte sich nun sogleich in meinen Gedanken und ich merkte, daß der Schandbube sich seines Hausschlüssels bedient und irgend ein H . . lein in mein Zimmer geführt habe. Ich öffnete also zwar die Thür, jedoch mit der Vorsicht, daß ich den Herrn Franz Christian Heinrich herausließ, aber das weibliche Geschöpf sanft zurück ins Zimmer schob, mit meinem Schlüssel die Thür innen verschloß, den Schlüssel zu mir steckte, mich meines Feuerzeugs bediente und Licht machte.

Da hatte denn die Schöne ihr Angesicht in alle Tücher gewickelt, die sie bei sich hatte, und weinte bitterlich.

Nach vielen Vorstellungen und Drohungen, das ganze Haus zusammenzurufen und sie zu verrathen, ließ sie den Schleier fallen und oh! deutsche Musen! und eben auch Ihr liederliches Gesindel aus dem Olymp! helft mir meinen Schrecken zu beschreiben! es war, kaum kann ich es der Feder anvertrauen — es war das schöne, liebe, mit so vielen Vorzügen begabte Weiblein (dem ich eine ganze Seite meiner Erzählung gewidmet habe), die ganz neugebackene Ehefrau des Barons A . . . . , vor deren Tugend

ich zitterte und sie selbst mit so viel Ehrfurcht behandelte, ich, damals ein Jüngling von 22 Jahren.

Die Dame konnte kein Wort vorbringen, weinte bis zum Schluchzen, und ließ sich von mir, der ich auch kein Wort reden konnte, nach Hause führen. Das alles geschah am Sonntag, den dritten Tag nach dem Abendessen, bei dem Fischer die Frau, und sie ihn zum ersten Male gesehen hatte.

Als ich später nach Hause kam, war es mein Erstes, den Faun Franz zu verhören und ihn vor allen Dingen zu ermahnen, daß er mir nur sagen möchte, wie er in so kurzer Zeit sich an eine solche Person wagen und sie gewinnen konnte?

„Harre! das will ich ihm gleich soge.“

„Nun so sag die Wahrheit, denn es ist mir unbegreiflich, wie ein solches Ungeheuer wie Ihr, ein so wohl erzogenes Frauenzimmer in so kurzer Zeit zu der größten Schandthat, die zu erdenken ist, bewegen konnte?“

„I nu, da die Leute den Abend bei mir speisten, merkte ich, daß ihre Finanzen nicht im besten Zustande sein mochten. Ich nahm ein Röllchen von 25 Dukaten, und drückte es beim Abschiednehmen der Frau in die Hand. Sie nahm es an und das war mir genug. Am Sonnabend, da ihr Mann auf der Wache war, ging ich zu ihr ins Haus. Sie bat mich, ihr hundert Dukaten vorzuschießen. Ich versprach sie, wenn sie den Sonntag auf dem Platze, den ich ihr benannte, erscheinen würde. Sie kam, hat das Geld empfangen und Sie erschienen ebenfalls — aber zu zeitlich, denn mein Geld ist zum Teufel, ohne daß ich etwas dafür genossen hatte.“ —

Erst am Dienstag erhielt ich ein französisches Billet von der Dame, worin sie mich bat — sie zu verdammen, aber nicht ganz, sondern sie auch anzuhören und zu ihr zu kommen, weil ihr Mann auf der Wache sei. Da hörte ich denn Folgendes:

„Werden Sie mir wohl glauben, daß der schändliche Exceß, den Sie von mir wissen, aus großer Liebe zu meinem Manne herrührt! Ich bin eine Tochter aus der R . . .'schen Familie, in der ein Vertrag errichtet ist, kraft dessen kein Fräulein mehr als

4000 Gulden Heiratsgut empfängt, und das hat auch mein Mann richtig erhalten und sogleich für Pferde, Equipage und Hausgeräthe verwendet. Nun hatte er sich eingebildet, eine so große und reiche Familie werde ihre Kinder unterstützen, und verlangte von mir, Geld von meinen Verwandten zu fordern. Obgleich ich wußte, daß dies nicht helfen konnte, habe ich doch seinen Willen gethan, aber es sind von allen Seiten abschlägige Antworten gekommen. Nun spürte ich an meinem Manne eine Kälte, die mir unerträglich wurde, denn ich liebe ihn vom Herzen. Fischer drückte mir beim Abschiede nach der Abendmahlzeit 25 Dukaten in einer Rolle in die Hand. Ich nahm sie, ohne zu wissen oder daran zu denken, was ich that. Am Freitag, als mein Mann zum Mittagessen kam, legte ich ihm die 25 Dukaten unter sein Couvert, und gab vor, sie von einem Verwandten mit der Post bekommen zu haben. Da war denn augenblicklich das alte gute Einvernehmen wieder hergestellt; er wurde so zärtlich wie vorher, und machte mich so glücklich, daß ich, um dieses Hilfsmittel ferner zu gebrauchen, von Fischer hundert Dukaten borgte, die er mir in Ihrem Zimmer zahlte. Ihre Erscheinung brachte mich aus aller Fassung und setzte mich in den Kummer, den ich noch beweine; denn der Schein ist gegen mich."

Also stimmte die Aussage der beiden Inquisiten darin überein, daß der Herr Gemal, Baron von A . . ., für diesmal noch hörnerlos zu erklären sei, und ich enthalte mich alles Urtheilens: **Nam de occultis ecclesia non judicat.**

Der Generalmajor Johann Michael Gschray, ein vom Schergen bis zum General emporgestiegener tollkühner und glücklicher, dabei aber auch gewissenloser, unmoralischer Mensch, freute sich, an Bretschneider eine gute Erwerbung gemacht zu haben. Dieser hingegen bereute seinen Schritt, den er wahrscheinlich nothgedrungen gethan hatte, nur gar zu bald, indem er nicht lange nach dem Eintritte in diese Laufbahn erkannte, unter was für wüste Menschen er gerathen war; indeß kam er bald aus dieser verdrießlichen Lage, obgleich nicht auf die erfreulichste Art.

Generalmajor Gschray stand nämlich mit seinem Oberstlieutenant von Thürriegel deshalb in Zwiespalt, weil dieser ein ehrlicher Mann war und die Betrügereien aller Art, welche Gschray in Bezug auf die Montirung und Lebensmittel verübte, nicht unterstützen wollte. Dieser Zwiespalt ging bald in offenen Haß und bittere Feindschaft über, so daß sie sich gegenseitig zuerst beim Prinzen Heinrich und zuletzt beim König verklagten. In Folge der Verdächtigungen Gschray's wurde Thürriegel am 18. August 1761 verhaftet und auf Befehl des Königs nach Magdeburg abgeführt. Gschray äußerte darüber die größte Freude und lud seine Officiere am 22. August abends zu einem Bankett ein, bei welchem tüchtig pocul irt wurde. Aber am 23. August früh morgens wurde Gschray, der sich der unbefangensten Sorglosigkeit hingegeben hatte und trotz aller Warnungen von Sicherheitsvorkehrungen nichts wissen wollte, von dem französischen Parteigänger Grandmaison in Nordhausen überfallen und das ganze, damals bei weitem noch nicht vollzählige Corps, der General selbst, sein Sohn, der Chevalier Gschray, der Major von Wiese, der Rittmeister Mangold und der Stabsrittmeister Bretschneider im Bette, und sämmtlich noch halb betrunken von den Lustbarkeiten wegen Thürriegel's Entfernung, mitten in der Stadt, zumeist barfuß und ohne Beinkleider, gefangen und zuerst nach Kassel, sodann im Februar 1762 nach Landau im Elsaß abgeführt.

Dreizehntes Kapitel.

Entlassung aus der französischen Kriegsgefangenschaft. — Aufenthalt in Frankfurt am Main. — Der preußische Legationssecretär Ganz und die Entstehung der ritterlichen Tafelrunde in Wetzlar.

Bretschneider blieb in der französischen Kriegsgefangenschaft vom 23. August 1761 bis zum 15. Februar 1763, wo der Hubertsburger Friede geschlossen und er nebst Anderen entlassen

wurde. Darauf erfolgte dann die Auflösung der Gschray'schen Frei-Dragoner. Bretschneider hätte zwar in preußischen Diensten bleiben können, wenn er einen Rang rückwärts hätte treten wollen, aber dies war nicht nach seinem Geschmacke.

Ueber Bretschneider's Schicksal während seiner Gefangenschaft ist nichts bekannt geworden. Er selbst schreibt nur darüber, daß er Kriegsgefangener war und diese Zeit dazu verwendete, um Französisch und Latein zu lernen.*) Ueberhaupt pflegte er nicht gern von diesem Theile seiner Lebensgeschichte zu sprechen, sondern suchte vielmehr, wenn man ihn darauf hinführen wollte, auszuweichen und konnte er dies nicht wohl, so pflegte er darüber zu scherzen oder zu spotten. Nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft hatte er sich nach Frankfurt am Main begeben, wo er mit dem Chef des Bankhauses Bethmann befreundet war. Dort dachte er zu bleiben, bis er wieder eine Anstellung erhalten würde.

Im Jahre 1764 war Bretschneider bei der Krönung Josephs II. zum römischen Könige**) gegenwärtig, bei welcher Gelegenheit er den preußischen Legationssecretär Ganz kennen lernte. Er erzählt über die Erlebnisse aus jener Zeit:***)

„Ich lernte Ganz im Jahre 1764 bei der Königs-Krönung Joseph's kennen und damals hatte ich noch keinen bessern Schriftsteller mit Original-Launen gelesen als den Cervantes, so wie ich auch nicht sagen kann, daß ich nach der Zeit Viele gefunden hätte. Genug, ich trieb meinen Spaß mit Ganz, nannte ihn meinen Sancho, und gewöhnte mich und ihn daran, daß wir nicht anders als im Rittertone miteinander sprachen und nach unserer Trennung nicht anders an uns schrieben. Unsere damaligen Liebschaften, die zum Theil wahre Maritornen****) waren, nannten wir Prinzessinnen

*) Papilloten. S. 8.

**) Joseph ward 1764 zum römischen Könige und 1765 zum Kaiser gekrönt.

***) In einem Briefe an Nicolai aus Lemberg vom 4. December 1792.

****) Maritorne, eine garstige Bauerndirne, welche Don Quixote für eine Prinzessin ansah.

und gaben ihnen hochtrabende Namen, so wie wir uns und andere, die wir Ritter tauften, allerlei, anfangs spanische und in der Folge altdeutsche Ritternamen beilegten.

Ganz kam nach Wetzlar unter einem Haufen junger Leute, die sich dort aufhielten (unter Anderen auch Goethe) und setzte diesen Spaß auch unter Diesen fort, so daß in Wetzlar damals Ganz, Goethe, Goue,*) Jerusalem und Mehrere, die ich vergessen habe, immer nur von Rittern und Ritterwesen scherzten. Vermuthlich kam Goethe dadurch auf seinen „Götz von Berlichingen". Man hat mir immer die Ehre angethan, mich für den ältesten Ritter zu erkennen, wenigstens von Seiten des Ritters Wunibald d. i. Ganz."

Das gesellige Hauptquartier in Wetzlar, wo sich die jungen Männer zu ihren Scherzen und Ritterspäßen zusammenfanden, befand sich in dem Gasthofe „zum Kronprinzen Kaspar". Die Correspondenz zwischen Bretschneider und Ganz im Rittertone, hatte den Anlaß zur Stiftung dieser ritterlichen Tafelrunde im „Kronprinzen" gegeben. Obenan saß der Heermeister, ihm zur Seite der Kanzler und die einzelnen Staatsbeamten; es folgten die Ritter nach ihrer Anciennität, Fremde saßen zu unterst. Ritterlicher Jargon, Ritternamen und der Ritterschlag mit Symbolen, die verschiedenen Ritterorden entlehnt waren, fehlten nicht. **)

Daß Bretschneider ebenfalls ein Mitglied dieses Ordens gewesen, ist aus dem Werke: „Goethe in Wetzlar" von Herbst (S. 56 und 58) zu ersehen, wo Bretschneider's Humor dabei angeführt wird. Zu welcher Zeit er aber dieser Tafelrunde angehörte und in Wetzlar gewesen ist, läßt sich nicht genau bestimmen, da jede Aufzeichnung darüber fehlt. Man kann nur vermuthen, daß er von Frankfurt aus zeitweise Wetzlar und seinen Freund Ganz besuchte und bei dieser Gelegenheit auch ein Mitglied der ritterlichen Tafelrunde ward. ***)

---

*) Goue war Braunschweig-Wolfenbüttel'scher Legationssecretär.

**) Vergleiche: Herbst, Goethe in Wetzlar 1772, Gotha 1881 und Abeken, Goethe in den Jahren 1771—1775, Hannover 1865.

***) Mit Goethe konnte Bretschneider in Wetzlar niemals zusammen-

Vierzehntes Kapitel.

Anstellung in Nassau-Usingen'schen Diensten 1767. — Aufenthalt in Idstein. — Heirat. — Briefwechsel mit Gellert. — Entstehung des Briefwechsels mit Nicolai. — Die „Papilloten". — Der Sprachmeister Heinrich Frölich und sein merkwürdiger Lebenslauf.

Nachdem Bretschneider einige Jahre in Frankfurt am Main gelebt und auf irgend eine Anstellung gewartet hatte, wurde er von dem Reichshofrathe Karl von Moser*), welcher ein Freund der Bretschneider'schen Familie war in Nassauische Dienste empfohlen und in Folge dessen im Jahre 1767 als Landeshauptmann in Nassau-Usingen'schen Diensten zu Idstein angestellt. Im Jahre 1769 wurde er auch daselbst Major. Sein Wohnsitz war Idstein. Dort verheiratete er sich mit der Tochter eines aus Frankreich vertriebenen Reformirten, Namens Gémel, welcher Kaufmann war.

Zu jener Zeit war es, wo er mit Gellert im Briefwechsel stand. Auch war er schon damals mit dem Schriftsteller und Buchhändler Nicolai in Berlin, obwohl er denselben noch nicht persönlich kannte, in literarischem Briefwechsel.

---

gekommen sein, da Ersterer erst im Monate Mai 1772 nach Wetzlar kam und am 11. September desselben Jahres von da wieder abreiste. Bretschneider dagegen von Anfang April 1772 auf seiner abenteuerlichen Reise nach London und Paris sich befand, von der er erst 1773 wieder zurückkehrte. A. d. H.

*) Friedrich Karl Freiherr von Moser war 1734 zu Stuttgart geboren, 1747 hessenhomburgischer Kanzleisecretär, lebte dann in Hanau und war mehrere Jahre hessenhomburgischer Gesandter beim oberrheinischen Kreise, 1767 Reichshofrath, 1796 Administrator der Grafschaft Falkenstein, 1770 bis 1780 erster Staatsminister und Kanzler in Darmstadt, worauf er in mehreren Orten, zuletzt in Ludwigsburg privatisierte. Er starb 1798 und hinterließ zahlreiche historische und juridische Werke.

Dieser Briefwechsel war folgendermaßen entstanden. Nicolai hatte sich nach dem Tode Meinhard's*), des bekannten Uebersetzers italienischer Dichter, durch den Buchhändler Fleischer in Frankfurt, an Bretschneider, als damaligem Landeshauptmann zu Idstein gewendet mit dem Ersuchen, Meinhard's dort lebender Mutter den Tod ihres Sohnes bekannt zu machen und sie aufzufordern, sich als dessen Erbin zu legitimieren. Bretschneider antwortete Nicolai am 30. Juni 1767, daß er sich freuen würde, wenn Nicolai in dieser Angelegenheit sich ferner seiner Adresse bedienen wolle. Hiedurch entstand eine Correspondenz, die mit einigen Unterbrechungen durch Reisen, Krieg und andere äußere Zufälle veranlaßt, 43 Jahre bis zum October 1810 gedauert hat.

Am 12. September 1769 schrieb Bretschneider aus Idstein an Nicolai:

„Ich setzte mich im vorigen Winter alle Abende an den Kamin und schrieb. Daraus entstanden keine noctes atticae, sondern mit Gunst zu reden „Papilloten", wozu mein Verleger ein Fratzengesicht von einem Satyr zur Vignette stechen ließ, und sie in die Welt schickte. Der Verfasser sollte verschwiegen bleiben; allein das günstige Urtheil der Frankfurter gelehrten Zeitung (worauf ich mir aber nicht viel zu Gute thue) bewog meinen Verleger, mich zu verrathen. Man hat mir gesagt, die Hallische gelehrte Zeitung habe mich dagegen jämmerlich gestriegelt. Das habe ich mit Selbstverleugnung angehört, und hüte mich das Blatt eher zu lesen, als bis es mir durch einen Zufall in die Hände kommt. Nun muß ich Ihnen aber offenherzig bekennen, daß ich den geringen Werth meines Buches ganz wohl einsehe. Habe ich es doch nur

---

*) Johann Nicolaus Meinhard, eigentlich Gemeinhard, geb. am 11. September 1727, starb am 15. Juni 1767 zu Berlin als Magister der Philosophie und Privatgelehrter. Er übersetzte Mehreres aus dem Italienischen und schrieb: Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter. 3 Bände, Braunschweig 1763—1774. Neue Auflage 1774, dann Theagenes und Chariklea, eine äthiopische Geschichte in 10 Büchern aus dem Griechischen des Heliodor, 2 Theile, Leipzig 1767. Gedichte in Schmid's Anthologie der Deutschen und im deutschen Museum. A. d. H.

zum Zeitvertreib geschmiert, und wie einen Bankert, den man mit Verdruß für den Seinigen erkennen muß, in die Welt gesetzt; mithin bin ich mit allem zufrieden, was man davon sagen kann und will. Allein so viel ich auch in solchen Fällen vertragen kann, so bin ich doch ungern lächerlich gemacht, und hierzu ist vielleicht etwas Stoff in den „Papilloten"; die Strafe dafür gebührt aber eigentlich dem Setzer, und nach ihm dem Verleger, der kein Verzeichniß der Druckfehler anhängen wollte."

In einem folgenden Briefe äußert Bretschneider, daß es seinen Stolz ein wenig kränken würde, wenn Nicolai die „Papilloten" als ein Werk betrachten wollte, das seine Kräfte erschöpft habe, er würde etwas Besseres schreiben können, wenn er glaubte, daß der Welt damit gedient sei.

In Idstein benützte Bretschneider seine freie Zeit dazu, um mit Eifer die Lücken seiner Kenntnisse auszufüllen. Schon während seiner Kriegsgefangenschaft in Landau hatte er, wie bereits oben erwähnt wurde, Latein und Französisch gelernt. Nun warf er sich mit größtem Fleiße auf philosophische, juristische und theologische Studien, wie er auch jene der schönen Wissenschaften und alten Classiker betrieb, wobei ihm der damals in Idstein lebende Sprachmeister am Gymnasium daselbst, Heinrich Frölich, der früher in Göttingen Lector gewesen, behilflich war. Bretschneider stand mit demselben in näherer freundschaftlicher Verbindung und berichtet über diesen gelehrten und auch durch seine Erlebnisse merkwürdigen Mann wie folgt:

Er war der Sohn eines Landpredigers aus dem Canton Bern, ward ungefähr um das Jahr 1706 geboren und heiratete 1760 eine gewisse Guivaut, Gouvernante der Kinder des Barons Edelsheim zu Hanau. Vorläufig muß ich von ihm erwähnen, daß mir, so lange ich lebe, kein Mensch vorgekommen ist, mit einem Gedächtniß wie es Frölich hatte; nicht nur, daß er die Briefe und Satyren des Horaz auswendig hersagen konnte, ohne Fehler oder Anstoß, sondern auch den ganzen Juvenal. Wenn

man ein Schlagwort wählte, z. B. aus der zweiten Satyre: „Tertius e coelo cecidit Cato: sed tamen unde haec emis", so fuhr er gleich fort und konnte die ganze Satyre bis ans Ende hersagen. Diesem Manne habe ich viel zu verdanken, denn wir haben miteinander fast alle französischen Dichter und selbst die alten, wie z. B. Ronsard, Clement Marot, Reynier, den Montaigne, den Rabelais und endlich von den neueren den Voltaire u. s. w. gelesen und darüber gesprochen, wobei ich, als ein junger Mann, viel gewonnen habe.

Frölich war der einzige Sohn seines Vaters, der ein Witwer war und alle seine Zeit auf die Erziehung dieses Sohnes verwenden konnte, dessen Talente er bald erkannte, und er selbst verdient in jedem Zweige der Wissenschaften ein Gelehrter genannt zu werden. Der junge Mensch, dem sein Vater durch Ambition, die er ihm beizubringen wußte, Eifer und Lust einflößte, war in seinem sechszehnten Jahre schon gelehrt und noch gelehrter als sein Vater, der unter andern sich zu seiner Zeit sehr auf Sprachen verwendet hatte. Heinrich Frölich verstand Deutsch, Französisch, Italienisch, Portugiesisch, Holländisch, Malaiisch, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Arabisch, Syrisch und Chaldäisch, und das schon in seinem 16. Jahre, außer Holländisch, Malaiisch und Portugiesisch, welche drei Sprachen er erst in Ostindien erlernte. Von den Wissenschaften, die ihm noch außerdem sein Vater gründlich beigebracht hatte, will ich nur noch der Mathematik erwähnen und beiläufig anzeigen, daß er mit seinem Vater auch schon den Bayle*) ganz durchgelesen hatte, mit des Alten mündlichem Commentar.

Der Vater hatte nun den Plan gemacht, den jungen Menschen selbst auf eine holländische Universität zu begleiten, ihn etwa noch ein halbes Jahr Collegien hören und dann zum Doctor der Theologie promovieren zu lassen, welcher dann als ein ingenium praecox der ganzen reformirten Klerisei und den Alten und

*) Pierre Bayle, geb. 1647, gest. 1706, Verfasser vieler philosophischer Schriften und des Dictionnaire historique et critique. A. d. H.

Jungen viel Freude gemacht haben würde; aber im Rathe des Schicksals war es anders beschlossen.

Der Vater wurde krank und starb. Als sich sein Ende näherte, gab er dem Sohne für etwa 800 Reichsthaler holländische Wechsel und hundert Species-Dukaten. „Mein Sohn, ich hoffe, daß ich dich so erzogen habe und Du selbst so verständig bist, den Plan allein auszuführen, den wir gemeinschaftlich unternehmen wollten. Dieses Geld wurde von mir dazu bestimmt. Ich gebe es Dir in die Hände, weil es sonst, wenn sich die Obrigkeit drein mischt, nicht planmäßig angewendet wird. Lasse Dir nichts merken und mit Dir machen, was die Herren wollen. Wenn sie Dich bevormundet haben, so bitte um Erlaubniß, Deinen Oheim von der Mutter, der Professor in Genf ist, zu besuchen. Nimm einen Paß nach Holland, werde Doctor und führe Das aus, was wir beschlossen haben." Er starb und der erste Theil seines letzten Willens wurde pünktlich besorgt. Als aber der junge gelehrte Herr nach Holland kam, mit beinahe ein paar Tausend holländischen Gulden im Sacke, so fing er an, ein freies, lustiges Leben dem Umgange mit den Musen vorzuziehen und verthat, leider! Alles was er hatte, ohne nur eine Universität gesehen zu haben. Kurz er wurde genöthigt, sich als gemeiner Seesoldat anwerben zu lassen und ging als solcher mit einem Kriegsschiffe nach Batavia. Dort fügte es sich, daß der damalige Gouverneur, Baron von Imhof *) nach der Insel Ceylon überschiffte und Frölich als Grenadier bei dem Commando ihn begleitete.

Auf dieser Reise begegneten sie einem Schiffe, welches die Segel streichen und dem Gouverneur seine Papiere vorlegen mußte. Zu diesem Zwecke kamen drei Personen an Bord, wovon nur eine vor den Gouverneur gelassen wurde. Die andern zwei blieben auf dem Verdeck und gaben auf alle an sie ergangenen Fragen keine Antwort. Das Schiffsvolk wollte gerne wissen, von welcher Nation sie wären. Aber sie schüttelten die Köpfe und stellten sich an, als ob sie keine von den Sprachen verständen, in denen sie gefragt wurden. Frölich,

*) Gustav Wilhelm Freiherr von Imhof, geb. 1705, ward 1736 Gouverneur von Ceylon, und im Jahre 1740 Gouverneur von Batavia.

der damals etwa 18 Jahre alt war, ließ nun seine Sprachkenntnisse wirken, und fragte in allen Sprachen, die er verstand, mit ausdrücklicher Angabe des Namens der Sprache, in der er fragte, bekam zwar keine Antwort, setzte aber seine Kameraden in größten Respect wegen seiner Kenntnisse. Der Kapitän von jenem Schiffe hatte sich legitimiert und wurde entlassen.

Als der Gouverneur in Ceylon angelangt war, untersuchte er nicht nur die Gerichts- und Polizeistellen, sondern auch insbesondere Kirchen und Schulen. Da war ein Gymnasium illustre mit Zöglingen von den Landeseinwohnern, deren Fähigkeiten Frölich sehr rühmt und nach der Einrichtung und den planmäßigen Vorschriften sollten die jungen Leute hier so weit gebracht werden, daß sie nach Prüfung der ehrwürdigen Klasse — so heißt das Consistorium in Holland — gleich von da aus in geistliche und weltliche Aemter treten konnten. Es waren fast alle todten und lebenden Sprachen in diesem Gymnasium zu lernen, und da der Herr Baron von Imhof an einem Vormittage das Gymnasium visitiert hatte, beklagte er an der Tafel sehr, daß er Niemanden habe, der in den alten Sprachen die Meister, die sie lehren sollten, prüfen könne, indem er selbst außer französisch, italienisch, holländisch, portugiesisch, nur ein wenig Latein verstehe. Der Kammerdiener, der hinter dem Stuhle Seiner Excellenz stand, mengte sich in das Gespräch und versicherte seinem Herrn, daß bei den Grenadieren ein gemeiner Mann sei, der alle Sprachen verstehe, und zwar namentlich hebräisch und griechisch. Obgleich der Gouverneur über diese Aeußerung lachte, so war doch die Erzählung des Kammerdieners von der Begebenheit auf dem Schiffe hinlänglich für Seine Excellenz, sogleich zu befehlen, daß der junge Mensch geholt werden sollte. Er war eben auf der Wache und erschien in seiner Grenadiermütze und dem Bandelier. Baron Imhof redete ihn französisch an. Dies war gewissermaßen seine Muttersprache; dann italienisch und endlich fragte er ihn, was er noch für Sprachen verstände, und hörte das von mir oben angegebene Register.

Nun wurde der gelehrte Herr Grenadier gespeist, und nach dem Essen nahmen ihn Seine Excellenz mit in die Schule und

stellten ihn dem Rector vor, der zugleich Professor der orientalischen Sprachen war. Der Gouverneur sagte: da sei ein junger Mensch, der sich rühme, hebräisch zu verstehen, der Herr Rector möge ihm doch ein wenig auf den Zahn fühlen. Das that er denn und fing damit an: „Kenn gie die Wortel Woorden, Myn Heer? (Kennen Sie die Wurzelworte, mein Herr?) Darauf antwortete Frölich nichts anders, als daß er in continuo alle Wurzelwörter auswendig hersagte; darob der Herr Rector und alle Anwesenden gar sehr erstaunten. Aber nun kam's noch ärger. Der Baron Imhof schlug in der hebräischen Bibel ein Kapitel auf, welches jeder von den Beiden ablesen und übersetzen mußte. Da zeigte sich dann Frölich's Ueberlegenheit so deutlich, daß Seine Excellenz den Rector auf der Stelle pensionierte und Frölich zum Rector ernannte.

Dieses Amt hat er ein paar Jahre mit ausgezeichnetem Fleiße verwaltet, die jungen Nationalisten zu gewinnen verstanden, eine zweckmäßige Ordnung in der Lehrart in diesem Gymnasium eingeführt, bei allem Neide und dem Verdruß der Klerisei, die sich einen gemeinen Soldaten zum Theil vorgesetzt, zum Theil als Collegen anzuerkennen genöthigt sah. Der Rector mußte bisweilen predigen und avancierte in der gewöhnlichen Ordnung zum ersten Geistlichen und Klostervorsteher. Dieser Fall ereignete sich, als der erste Prediger starb und Frölich sein Recht geltend machen wollte; allein die sehr ehrwürdige Klasse machte dagegen ihre Vorstellungen und forderte von Frölich, daß er seine Zeugnisse vorlegen und damit beweisen sollte, daß er seine Studien auf einer holländischen Universität absolviert habe.

Baron Imhof ließ Frölich zu sich nach Batavia kommen und fragte ihn, ob er sich anheischig machen wollte, bei seiner Beförderung das Rectorat beizubehalten? und als Frölich einwilligte, schenkte ihm Imhof tausend Thaler und befahl ihm, mit dem ersten Schiffe nach Holland abzugeben, dort auf einer Universität zu promovieren und wieder zurückzukehren; der erledigte Platz sollte inzwischen nicht besetzt werden.

Frölich mußte noch ungefähr 14 Tage in Batavia die Abfahrt seines Schiffes abwarten. Da entstand der bekannte Auflauf der Chinesen (1740), den Frölich ganz mit abgewartet hat. Das Schicksal des Barons Imhof und sein bald darauf erfolgtes Ableben ist bekannt.*) Frölich hatte nun keinen Patron mehr in Ostindien, nahm sein bischen Geld und trat mit einem Andern in Gesellschaft, um einen Juwelenhandel zu gründen. Er verlor dabei, wurde Sprachmeister zu Ilefeld, mußte wegen seiner reformierten Religion dort quittieren, wurde Lector in Göttingen und zuletzt Sprachmeister am Gymnasium zu Idstein.

Von seinem dortigen Aufenthalt kann ich noch zum Schluß folgende Anekdote erzählen: Die dortigen Geistlichen und Schulherren bekamen einen Theil ihrer Besoldung in Naturalien und da bestand der Gebrauch, daß dem Herrn Superintendenten das beste Korn oben weg gereicht wurde. Ein neuer Amtmann — er hieß Rösler — fand dies unbillig und verordnete von amtswegen, daß das Korn untereinander gemengt und so vertheilt werden sollte, damit ein Participant wie der Andere einerlei Korn bekäme. Der Superintendent Drosten, ein guter Mann mit einem bösen Weibe an der Seite, der mit jedem der vornehmsten Theilnehmer gesprochen und viel guten Willen bei ihnen gefunden hatte, nahm das für baares Geld und stellte dem Amte vor, die andern Herren, welche Korn zu empfangen hätten, wären willig, es beim Alten zu lassen; er bäte, sie darüber zu vernehmen. Es erging daher ein Cirkular, welches Frölich mit den Worten unterschrieb: „Als es in der Wüste Manna und Wachteln regnete, machte Gott keinen Unterschied, und der Hohepriester bekam nichts Besseres, als die Andern.“

Frölich starb im Jahre 1780 oder 1781.

---

*) Imhof schlug den Aufstand der chinesischen Bevölkerung in Java nach einem furchtbaren Blutbade im October 1740 nieder und kehrte wieder nach Batavia zurück, wo er als General am 1. November 1750 starb. Näheres in Bülows geheimen Geschichten. 3. Band. S. 310.

Fünfzehntes Kapitel.

Freundschaftlicher Verkehr mit dem Obersten Philipp Friedrich Rieger, dem nachmaligen General und Commandanten von Hohenasperg. — Rieger und der Handwerksbursche. — Ein Vorfall bei dem Hofrathe Herzogenstein.

Eine andere interessante Persönlichkeit, mit welcher Bretschneider damals in freundschaftliche Beziehungen getreten, war der Oberst Philipp Friedrich Rieger, welcher später General und Kommandant der Festung Hohenasperg wurde.

Mit diesem Manne*) (schreibt Bretschneider) habe ich manche Jahre lang in Freundschaft gelebt. Er war ein seltsamer und kein Alltagscharakter, wovon viel zu erzählen wäre. Er war sehr jovialisch, voll von Muthwillen und Laune, in gewissem Verstande stolz, herrschsüchtig und übermüthig und dabei ein frommer Christ und Pietist. Ich möchte wissen, wo die Bibel hingekommen ist, die er in seiner Gefangenschaft mit Kohle von Schwefelhölzern in den weißen Stellen beschrieben hat; es war

*) Im Württembergischen ist wohl Niemand, der sich seiner nicht erinnert, wo nicht aus persönlicher Kenntniß, doch aus der Geschichte des Vaterlandes. Rieger wurde öffentlich auf der Wachtparade — er war damals Oberst — der Degen zerbrochen, die Klappen von der Uniform gerissen und alles angethan, was zur Infamie gehört, er selbst auf die Festung Hohenasperg gebracht und krumm geschlossen, mit Wasser und Brod gespeist, drei oder vier Jahre lang; dann wurde er etwas besser gehalten und dem Tageslichte näher gebracht, denn er stak tief unter der Erde und saß ungefähr sieben Jahre überhaupt. — Ueber seine Verhaftung sind verschiedene Bücher geschrieben worden, für und wider ihn, so z. B.: Der neue Solon, Württembergische Briefe, la pure vérité, la pure vérité telle comme elle est, ꝛc. Bretschneider.

Siehe auch über Rieger den Aufsatz in Schiller's prosaischen Schriften: „Ein Spiel des Schicksals“ und Vehse: „Geschichte der deutschen Höfe ꝛc.“ 25. Band. Seite 257. Anmerkung des Herausgebers.

etwas Rares! Nun ist er todt,*) und seine Kinder desgleichen, aber sein Andenken ist mir immer noch schätzbar. Denn bei alledem, was ich von seinem Charakter gesagt habe und noch sagen werde, war er ein ehrlicher Mann, der ein gutes Herz hatte, gern Jedermann Dienste leistete und Habsucht und Geiz verachtete.

Ich weiß kein besseres Wort in diesem Augenblicke, um einen mit Talenten und Anlagen geborenen Menschen zu bezeichnen, als Genie. Wenn Genies das Mißgeschick haben, in ihrer Kindheit von abergläubigen Menschen erzogen zu werden oder von Heuchlern oder solchen Frommen, die wir Pietisten nennen, welche sich besser dünken, als alle andere Menschen — denn sie sind das Volk Gottes! — Genies, die diesen in die Hände fallen, verderben sicher; sie werden um die Früchte ihrer Gaben gebracht, und können nur durch seltene, glückliche Zufälle zum Dienste der Welt angewendet werden. Rieger's Vater, der die „Herzpostille" geschrieben hat, machte aus dem feurigen, talentvollen jungen Menschen einen Heuchler. — Das war er jedoch nur eine kleine Zeit lang, in der zarten Kindheit, da es ihm etwas eintrug. Auf der Universität und im Soldatenstande glaubte er zwar noch immer alles, was ihm sein Vater beigebracht hatte, aber er lebte nicht darnach, sondern nach seiner Phantasie und seinen Lüsten. Die schwere Lection einer siebenjährigen Gefangenschaft hat ihn nicht zahm gemacht; denn als er auf Verwendung des dänischen Hofes losgelassen wurde und sich in der Gegend des Rheinstromes aufhalten mußte, wo ich ihn kennen lernte, war er wieder so, wie ich ihn beschrieben habe.

Ich ging oft mit ihm spazieren. Einst begegnete uns ein Handwerksbursche oder sonst ein junger Mensch, der (wie es solche Leute gewöhnlich nicht besser verstehen) seinen Hut vor uns nur rückte, nicht abnahm. Rieger, der den Menschen ebensowenig kannte, als ich, rief, er möchte zu uns kommen und redete ihn also an: „Er, grober Flegel! ist gewiß noch nicht unter Leuten gewesen, wo Er ein wenig Lebensart hätte lernen können, denn Er versteht,

*) Rieger starb 1783.

wie ich sehe, nicht einmal seinen Hut abzunehmen. Sieht Er, Bursche, wie ich den Hut abnehme; Er muß ihn herunterziehen. Den Hut rücken, zeigt eher Verachtung an, als Verehrung des Gegenstandes, den er vor sich hat, und es ist viel höflicher, den Hut gar nicht abnehmen, als ihn nur rühren. Merk' er sich das!" „Ich bitte um Verzeihung, Ihro Gnaden! Wir hinter der Höhe verstehn's nicht besser". — „Na, er ist ein braver Kerl, da hat Er einen Gulden und komm' Er einmal zu mir."

Ein andermal hatte uns ein gewisser Herzogenstein *), der den Hofrathstitel führte, zum Mittagessen eingeladen, und zwar auf Anstiften des Obersten Rieger, welcher dem Kanzler Wehrkamp Nachricht gegeben hatte, daß wir da speisen würden, und der wollte mich, aus gewissen Ursachen, gern am dritten Orte sprechen. Das wußte nun wohl Rieger und Wehrkamp, aber nicht ich und Herzogenstein, welcher seinem Bedienten befohlen hatte, Niemand hereinzulassen, so lange das Mittagessen dauern würde. Wehrkamp kam; wir hörten den Wagen still halten — und weiterfahren. Sobald der Bediente wieder hinter seinen Herrn trat, fragte ihn dieser, wer da angefahren sei? — Antwort: „Der Kanzler Wehrkamp". — Rieger: „Und Ihr, elender Bube! habt ihn nicht heraufgelassen?" — Bedienter: „Mein Herr hat mir befohlen, Niemand vorzulassen, so lang er speist." Rieger: „Er und sein Herr sind einer so viel werth, als der Andere"; zum Herzogenstein: „Und Sie, Sie sind ein elender Dependent von Ihrem Bedienten; ein Mann der nichts zu befehlen hat in seinem eigenen Hause, ein Imbecill, der nur durch seine Dummheit glücklich ist". Und nun war der Teufel los. Die beiden Champions zankten sich wie die Bauern, und ich war der Grieswartel.

---

*) Er hieß eigentlich Reinhard, ließ sich aber unter obigem Namen adeln. Sein Vater, eines Schusters Sohn, war Rector des Gymnasiums zu Frankfurt am Main. Bretschneider.

Sechzehntes Kapitel.

Bekanntschaft mit dem berüchtigten Karl von Biron, Prinzen von Kurland. — Charakteristik desselben. — Seine Ankunft in Deutschland. — Seine Schwindeleien. — Streit mit ihm wegen falscher Wechsel. — Er wird zur Thüre hinausgeworfen. — Sein Geschenk. — Der Pfandhausschein.

Zu jener Zeit machte Bretschneider auch die Bekanntschaft des berüchtigten Karl von Biron, Prinzen von Kurland, worüber wir Bretschneider wieder selbst sprechen lassen:

Karl von Biron, Prinz von Kurland*), war der größte Spitzbube, der mir jemals in der Welt vorgekommen ist. Falsche Wechsel waren bei ihm zu finden mancher Art und chemische Präparate um Schriften auszulöschen, Unterschriften zu schreiben, die von selbst verschwanden, Amalgame zum Siegelabdrucken, auch Giftpulverchen, kurz alles, was in die Boutique eines Erzgauners gehört. In der Theorie aller Diebskünste war er so fest, wie Cartouche und Price, und zur Praxis hatte er einen Kopf voll Intriguen, der täglich neue Pläne ausheckte, auch zum Theil ausführte.

Es war 1768**), als man ihn aus Frankreich über die Grenze brachte, nachdem er eine Zeit lang in der Bastille gesessen hatte und eines Verbrechens, falsche Wechsel gemacht zu haben, überwiesen war. Da kam er nach Wiesbaden, brachte ein Maitresse nebst ihrem Manne und etwa drei Bediente mit, eröffnete seine Kunstkammer mit der öffentlichen Kundmachung, daß er Güter kaufen, sich in der Gegend seßhaft machen und sich mit Beamten und einem standesmäßigen Hofstaat versehen wolle. Er besuchte fast täglich das nahe liegende Mainz, nahm da eine Menge Beamte auf,

---

*) Karl Ernst von Biron, Prinz von Kurland, wurde 1728 zu Mitau geboren, ward 1762 General der russischen Infanterie und starb 1801.

**) 1768, am 24. April.

machte den Einen zum Rentmeister in terris incognitis und nahm Cautionen nach Maßgabe der Besoldungen, die er versprach.

Es war damals eine Zeit, wo die Güterbesitzer gerne sich ihrer Possessionen entledigen wollten, was für Seine Durchlaucht sehr zuträglich war; denn er fuhr fast täglich aus, ein anderes Gut zu besehen und nahm seine neuangeworbenen Beamten mit, zog sie auch wohl zu Rathe und bei einer solchen Gelegenheit kam er auch zu mir, der ich in einem Städtchen wohnte, worin ein gewisser Herr von Kalm ein Rittergut verkaufen wollte. Er versprach mir große Douceurs, wenn ich den Kauf zustande bringen würde, und that mir die Ehre an, mit mir zu soupieren. Ich hatte ihm ein gutes Glas Rheinwein vorgesetzt, er wurde zutraulich und fragte: ob ich nicht eine Reise für ihn und auf seine Kosten nach Augsburg machen und ihm dort einige Wechsel eincassieren wollte? Die zog er auch aus seinem Portefeuille hervor und zeigte mir solche für etwa 20- oder 30.000 Gulden. Die Wechsel hatten ganz die äußerliche Echtheit, aber ich war mit ehrlichen Wechselgeschäften zu gut bekannt, um nicht weiter zu sehen.

Ich sagte Seiner Durchlaucht, die Umstände und Unkosten wären überflüssig, ich wollte die Wechsel nehmen und sie morgen im Laufe des Tages in dem Bethmann'schen Bankhause escomptiren lassen u. s. w. Dagegen protestierte der Prinz aus allen Kräften, und zwar unter dem eitlen Vorwande, weil von Bethmann's selbst Wechsel dabei wären. „Eben darum, antwortete ich, werden sie sie um so eher escomptieren, und man wird schon morgen sehen, ob die Wechsel nicht falsch seien?"

Das nahmen Seine Durchlaucht übel und wir kamen in Streit. Ich hatte alten Hochheimer getrunken, war sehr hitzig und überführte den Prince fourbe, daß seine Wechsel falsch sein müßten. Dabei wurmte es mich, daß er mich zu einer solchen Diebscommission hatte gebrauchen wollen. Ich machte die Thüre auf, und jagte den durchlauchtigsten Fürsten und Herrn im Beisein seiner eigenen Livree-Bedienten hinaus, die Treppe hinunter bis auf die Gasse, und sein Kammerdiener, ein Franzose, rief mir von oben zu: „Rossez le bien, il mérite beaucoup plus!"

Des anderen Tages war der Prinz früh um sechs Uhr vor meinem Bette. Ich dachte, er wollte sich mit mir schlagen, aber es war nicht das, was ihn zu mir trieb, sondern die Furcht, allen seinen Kredit und die Früchte seiner angefangenen Intriguen zu verlieren, wenn ich die gestrige Begebenheit öffentlich bekannt machte. Unsere Zusammenkunft schloß mit dem Resultate, daß Keiner mehr etwas von dem Andern wissen wollte. Indessen, so oft ich nach Wiesbaden kam, mußte ich vor seinem Quartier vorbeireiten, und da geschah es nicht selten, daß er mich überredete, auf ein paar Minuten abzusteigen. Da traf ich ihn einmal in traurigen Umständen an; die von ihm geprellten Leute hatten ihn verklagt, und eine löbliche Polizei in Wiesbaden hatte bei Sr. Durchlaucht Siegel angelegt und seine Effecten in Beschlag genommen. Da ließen nun Seine Durchlaucht noch Proben seiner fürstlichen Denkungsart zurück und beschenkten mich zum Abschiede mit einem Pfandhauszettel, dem zufolge der russische Orden des Prinzen in dem Mainzer Pfandhause gegen 1400 Gulden versetzt war. Denn notabene Se. Durchlaucht rissen noch in der nämlichen Nacht die Siegel von den Thüren ab, brachen die Schlösser auf, nahmen sich von ihren Sachen, was ihnen beliebte, und gingen zum Teufel, das heißt in der Civilsprache: er ging durch.

Nun habe ich zwar seit der Zeit viel und manches von ihm gehört, aber sein schelmisches Angesicht habe ich nicht mehr gesehen. Er wurde von König Stanislaus mit der Starostei B . . . . belehnt, und wird noch leben und in Danzig unter Schustern und gemeinem Pöbel herumkriechen. Er ist ein Spieler. Ich habe diese löbliche Profession unter jenen anderen fürstlichen Eigenschaften nicht erwähnt, weil er sich wirklich dermalen von einem, ehedem unerlaubten, nun zu einem privilegierten und von Kaisern und Königen begünstigten Handwerk in die Höhe geschwungen hat. Seine Majestät der König in Polen Stanislaus selbst war ein Spieler und liebte die Leute von der Profession, und so galt Karl Biron mehr bei ihm, als er verdiente.

Den Pfandhausschein nahm ich an; ich glaubte damit meine Kosten für das Soupé und einige Auslagen auszugleichen und

gedachte da einen rechten Schnitt zu machen, weil ich wohl wußte, daß die Pfandhäuser nur die Hälfte des Werthes auf die Pfänder geben, die bei ihnen versetzt werden. 1400 Gulden hatte ich nicht, aber Freund Käsberger war bereit, mir zu dienen und ritt mit mir nach Mainz. Wir lösten das Pfand aus und ritten nun nach Frankfurt zum Freund Löw Beer Isaak, der gleich den Orden wenigstens 2000 Gulden taxierte und mir zum Profit gratulirte. Die Frau des Juden — er war Hessen-Darmstädtischer Hofagent — zweifelte ein wenig an dem mittelsten großen Stein. Der Juwelier, der geholt wurde, berechnete alles, und taxierte das Pfand auf 2110 Gulden. Als ihn aber die Frau auf den mittelsten Stein aufmerksam machte, examinierte ihn der Juwelier genauer und es fand sich, daß er falsch und das ganze Kleinod in Summe nicht mehr als 800 Gulden werth war. Herr Käsberger richtete mich auf bei diesem Unfall. Wir ritten wieder nach Mainz. Das Pfand war noch bekannt, wurde ohne Widerrede angenommen und 1400 Gulden darauf herausgegeben.

Die ganze Geschichte mit diesem Wechselschmied in Paris findet man in den „Mémoires de la Bastille après sa destruction".*) Der Mensch war in Sibirien erzogen worden, und muß durch den einzigen Umstand, daß er dort wenig oder gar keine Gegenstände zum Betrug hatte, doppelt gelitten haben. Zwar habe ich seit jener Epoche nichts Unrechtes mehr von ihm gehört, und es kann sein, daß ihn Ehestand und Kinderzucht auf bessere Wege geleitet haben. Ich aber würde ihm doch nichts anvertrauen, denn man sah es ihm an, daß er nicht ehrlich sein konnte, weil es gegen seine Natur war. Er besaß Talente, redete verschiedene Sprachen recht gut und hatte Geschmack an Kunst und schönen Wissenschaften.

---

*) Es existiert auch eine deutsche, sehr selten gewordene Ausgabe dieser Mémoires de la Bastille, unter dem Titel: Merkwürdige in den Archiven der Bastille gefundene Inquisitions-Acten, Protocolle und andere wichtige Papiere, Wien und Leipzig 1798, in Commission der Stehel'schen Buchhandlung. Seite 278 und folgende enthalten die ausführliche Schilderung, wie die Betrügereien und die Verfolgung des Prinzen von Kurland in die Bastille.

Seine Seele erhob sich und sein Herz floß über von Vergnügen, wenn er Aussicht hatte, jemand betrügen zu können, und selbst das Geld, das ihm auf legale Art zukam, war ihm nicht so angenehm als dasjenige, welches er durch Betrug erhaschte.

Siebzehntes Kapitel.

Austritt aus den Nassau-Usingen'schen Diensten. — Reise nach Wien 1771. — Bekanntschaft mit dem österreichischen Staatsrathe von Gebler. — Rückkehr und mißliche Lage. — Selbstmordversuche. — Graf Wartensleben und sein Rath, zur Herzogin von Northumberland nach London zu reisen. — Abschied von der Familie.

Bretschneider hatte bereits mehrere Jahre als Landeshauptmann und Major in Nassau-Usingen'schen Diensten zugebracht, als im Usingen'schen allerlei Reductionen vorgenommen wurden, wodurch auch Bretschneider in Mitleidenschaft gezogen wurde. Er verließ daher, in der Aussicht ein besseres Unterkommen zu finden, den Usingen'schen Dienst und übersiedelte mit seiner Familie von Idstein nach der Stadt Usingen. Von dort machte er seine erste Reise nach Wien, wo er mit mehreren Gelehrten, unter Andern auch mit dem österreichischen Staatsrathe und Schriftsteller Freiherrn Tobias Philipp von Gebler Bekanntschaft machte. Von Wien kehrte er wieder nach Usingen zurück, wo er seine Frau und Kinder zurückgelassen hatte.

Den weiteren Verlauf seiner Erlebnisse, wie seine abenteuerliche Reise nach London und Paris hat Bretschneider selbst beschrieben und wir theilen diesen Theil seiner Selbstbiographie nachfolgend mit. Bretschneider erzählt:

Ich war in Diensten eines nicht ganz kleinen Reichsfürsten, ein Amphibium, halb Militär und halb Civilist, hatte Frau und Kinder und wenig Besoldung.

Eine sichere Aussicht zu besserem Unterkommen bewog mich, meinen Abschied zu fordern, den ich auch erhielt. Ich machte eine Reise von hundert Meilen zu dem Orte*), wo mir mein neues Glück

*) Nämlich nach Wien.

bevorstand, und ich würde alles erlangt haben, was ich hoffte, wenn ich einige Monate auf dem Platze ausgehalten hätte. Aber die Liebe zu meiner Frau, die mir alle Posttage schrieb, daß Anverwandte, Freunde, Nachbarn und desgleichen, auch sogar schon durchlauchtige und hochgeborene Schwätzer sich meiner oft erinnerten und behaupteten, ich würde Weib und Kinder sitzen lassen und nie wiederkommen, verwirrte meinen Kopf dermaßen, daß ich, ohne mich von den Männern zu beurlauben, die an meiner Anstellung arbeiteten, meine Rückreise antrat, die hundert Meilen ohne den geringsten Aufenthalt schleunigst zurücklegte und zu Hause — alles in Ordnung fand, wie ich es verlassen hatte, ohne daß meine Abwesenheit oder jenes Geschwätze irgend eine Veränderung des gewöhnlichen Laufes der Dinge verursacht hätte.

Anstatt meine Uebereilung wieder gut zu machen, auf der Stelle umzukehren, auszuharren und mich nicht weiter an das Gevattergeklatsch zu kehren, das mich das erste Mal irre gemacht hatte, blieb ich nun zu Hause und verzehrte meine geringe Baarschaft, die gerade noch hingereicht haben würde, die Reise noch einmal zu machen.

In der Gegend, wo ich saß, schienen mir alle Thüren zu einer neuen Anstellung verschlossen, aus Ursachen, die mir keine Schande machen, wenn ich Lust und Zeit hätte sie anzugeben, die aber doch auch meistens aus mir selbst herrührten.

Ich liebte meine Familie; meine Frau war ein rechtschaffenes, häusliches Weib, sah aber alles nur in schwarzen Schatten und hegte nach ihrer Philosophie die Meinung, daß nur der Besitzer eines Vermögens, das ihn gegen jeden Zufall sicher stellt, mit offener Stirn — Narren und Schurken trotzen, niemand jedoch ihrer spotten dürfe, was ich ihr auch, wenn sie mich in manchen Fällen daran erinnerte, nicht allezeit wohl widerlegen konnte. Meine Schwiegermutter, in einer kleinen Stadt, nicht weit von uns, hatte gleiche Grundsätze und war nicht geneigt, mich mit etwas Anderem, als mit guten Wünschen zu unterstützen, und das hatte sie mit einem feinen Häuflein meiner Gläubiger gemein, die mir, um ihres eigenen Besten willen, viel Geld gönnten, mich aber, ob

sie gleich wußten, daß ich keines hatte, nichtsdestoweniger schriftlich und mündlich weidlich quälten.

Ich hatte schon manches Elend erlebt, konnte mich von Kindesbeinen an keiner Glückseligkeiten rühmen, hatte dem Zufalle wenig und der Unterstützung der Meinigen gar nichts zu verdanken. Ich war also schon mit verschiedenen Arten widriger Schicksale bekannt und wußte sie zu ertragen, so lange sie auf meine Person nur allein wirkten, aber diesmal, da auch Frau und Kinder mitleiden mußten, scheiterte meine Standhaftigkeit, und das Beispiel vom Erzvater Hiob, dem seine Haut lieber war, als Söhne und Töchter, hatte für mich keinen Sinn. Ich fürchtete den Anblick meiner durch mich unglücklichen Familie noch vor der wirklichen Epoche und verlor alle Thatkraft. Was war also zu thun? Nach meiner Meinung nichts weiter als zu sterben, und daran dachte ich im Winter 1771 mit allem Ernste.

Nach reifer Ueberlegung, wie ich dieses löbliche Vorhaben ohne großes Aufsehen ausführen könnte, zog ich den Hungertod allen andern vor; denn ich hatte wirklich schon seit einiger Zeit den Appetit verloren und hörte und sah nichts um mich herum, das mir Lust zum Essen oder Muth zu fassen erwecken konnte und doch war ich damals erst 33 Jahre alt, gesund und stark.

Ich fing das Werk also an: ich legte mich ins Bett und stellte mich krank. Aber es wurde mir unerträglich, mit gesundem Leibe im Bette zu liegen; und wenn ich aufstand, sah ich auch nur Gegenstände, die mein Herz peinigten. Ich machte also vorderhand eine Pause in meinem Plane; ich ging wieder aus und kaufte mir aus allen Apotheken im Umkreise von fünf Meilen so viel Laudanum liquidum und trockenen Opium, als ich nur bekommen konnte und brachte dessen einen beträchtlichen Vorrath zusammen. Nun legte ich mich wieder ins Bett, und es ging besser als das erste Mal. Ich nahm fleißig mein Laudanum, schlummerte sanft den ganzen Tag, oder lag in einer Art von Betäubung; machte dem Arzte, den man zu mir holte, etwas vor, aß nichts, trank nichts als ein wenig Thee ohne Milch, und lebte so sechs ganze Tage, ohne daß sich das geringste Zeichen einer nahen

Auflösung einstellen wollte. Schwächer wurde ich, aber doch nicht mehr, als ein Mensch, der etwa eine starke Portion Blut verloren hat. So lange das Opium in mir wirkte, war mir immer wohl, und es mengte sich in meine Träumereien auch nicht die geringste Erinnerung an mich und meinen Zustand.

In der sechsten Nacht hatte ich ruhig geschlafen bis Früh fünf Uhr; folglich hatte ich die Dosis vom Abend vorher ausgeschwitzt, und erstaunte nicht wenig, als ich beim Aufwachen etwas Spitziges in meinem Munde fühlte. Es war eine von der größten Gattung Stecknadeln, beinahe zwei Zoll lang. Jetzt sammelte ich meine Denkkraft wieder. Ich habe immer an eine göttliche Vorsehung geglaubt, glaube auch noch daran: aber ich halte es für einen großen pharisäischen Eigendünkel, wenn sich ein einzelner Mensch einbildet, der Schöpfer würdige ihn vor Andern einer besonderen Aufmerksamkeit, da er doch täglich sieht, daß viel bessere Menschen als er ihrem Schicksale unterliegen. Und jetzt kam mir der Gedanke: „An dieser Nadel, die Du ohne Zweifel im Schlafe aus dem Bettvorhange gezogen hast, kannst Du sehen, daß auch ohne Dein Zuthun Wege genug sind, Dich aus der Welt zu schaffen, vielleicht sollst Du noch leben.“

Ich nahm also kein Laudanum mehr, ließ mir zu essen geben und erholte mich bald wieder. Aber ich wartete auf Hilfe von der Vorsehung, wie die Thoren warten. Kein Courier brachte mir Geld oder ein Anstellungspatent. Also kam ich wieder auf meine ersten Gedanken.

Ich hatte noch fließendes und trockenes Opium, dazu goß ich Spiritus vini, zerrührte Alles wohl und that es in eine kleine Phiole. Damit wanderte ich zu meiner Schwiegermutter, von der ich wußte, daß sie nicht über die Leichenkosten verlegen sein konnte, und war beim Nachtessen noch ganz heiter. Um zehn Uhr ging ich auf mein Schlafzimmer, ergriff meine Mixtur, trank sie aus, warf die leere Bouteille so weit ich konnte aus dem Fenster und legte mich nun in gänzlicher Erwartung meines Hinscheidens ins Bett, schlief auch sogleich ein und erwachte etwa nach einer halben Stunde mit heftigem Erbrechen, was meinen Magen von

Allem, was er in sich hatte, entledigte und zugleich mein Gemüth von allen Sterbensgedanken. Ich legte mich wieder zu Bette, schlief ruhig bis zum hellen Morgen und fühlte beim Aufstehen nur eine geringe Ermattung, aber auch einen Ekel vor allen Opiaten, der noch dauert und so weit geht, daß mich schon der Geruch davon zum Erbrechen reizt.

Nun ging ich wieder nach Hause und faßte den Muth, mich an einen Mann zu wenden, der mir schon oft mit Rath und That nützlich geworden war, an den holländischen Gesandten in Mainz, Grafen von Wartensleben.

Ich meldete ihm meine Lage, ohne meiner Versuche mit dem Mohnsafte zu erwähnen und wurde theilnehmend und freundschaftlich von ihm aufgenommen. Sein Rath war, mich ungesäumt aufzumachen und nach England zu reisen. Die Herzogin von Northumberland wäre gesonnen, in diesem Sommer eine Reise durch Deutschland zu machen und wünschte in ihrem Gefolge einen deutschen Gentleman zu haben. Das hatte sie der Gräfin Wartensleben geschrieben, und nun schlug mich der Graf, ihr Gemahl, für diesen Posten vor. Er gab mir ein Empfehlungsschreiben an die Herzogin, noch drei andere an die Gesandten von Rußland, Frankreich und Holland, und so viel Reisegeld, als ich bei guter Wirthschaft bis London nöthig hatte.

Damit ging ich erst zu meiner Frau, theilte mit ihr mein Reisegeld, verabredete unsern Briefwechsel und wanderte den 6. April 1772, Nachmittags 3 Uhr, zu Fuß bis auf die nächste Station, wo ich den kölnischen Postwagen erwarten konnte.

Meine Frau (welche hochschwanger war) begleitete mich eine Viertelstunde und uns Beide ein Donnerwetter (etwas Ungewöhnliches in dieser Jahreszeit), was meine Frau für kein gutes Zeichen hielt. Ich verbarg meine Empfindungen so gut ich konnte.

Der Abschied war zärtlich, und wir zweifelten alle Beide, uns jemals wiederzusehen. Sie war ohnehin geneigt, das Schlimme lieber als das Gute zu vermuthen, und mir selbst schienen die Aussichten noch sehr entfernt und ungewiß; der Weg war weit und ohne Verhältniß zu meinem Geldvorrathe. Aber daran dachte

ich bei unserem Abschiede weniger, als an den hilflosen Zustand, worin ich die Meinigen verließ.

Achtzehntes Kapitel.

Begebenheiten auf der Reise bis Rotterdam und Aufenthalt daselbst. — Das Wirthshaus zur Stadt Danzig. — Zusammentreffen mit Swedenborg und andere Ereignisse.

Traurig kam ich auf der Station an und hatte hier noch eine Abschiedsscene zu überstehen, denn der alte Reitknecht, der meinen Mantelsack hieher getragen, wollte nicht von mir scheiden. Ich mußte mir Gewalt anthun, ihn zurückzutreiben, und durchbrachte hier eine betrübte Nacht, bis der Postwagen eintraf, in dem kein Passagier war.

Erst in Limburg an der Lahn gesellte sich noch ein Zweiter zu mir, ein Graf Seiboldsdorff, Hauptmann in Kurpfälzischen Diensten, der nach Düsseldorf in seine Garnison zurückkehrte. Die wenige Aufmerksamkeit auf seine Höflichkeiten, die er meinem Kummer zuschrieb, und eine Thräne, die er aus meinen Augen rollen sah, stimmten ihn zum Mitleid. Ich habe ihn nie wiedergesehen, aber mein Herz ist noch dankbar für die Mühe, die er sich gab, mich zu trösten, ohne in meine Geheimnisse zu dringen. Er ermunterte mich, so viel er konnte, nöthigte mich auf der Station Montabaur, mit ihm Punsch zu trinken, den er selbst machte und schied in Koblenz sehr theilnehmend von mir.

In dieser Stadt traf ich ein Päckchen vom Grafen Wartensleben, worin er mir meine Uhr schickte, die ich in meinen vorigen Nöthen in Mainz versetzt und die er mir eingelöst hatte.

Den 9. April nahm mich ein Nachen nebst mehreren Personen von Koblenz mit nach Köln, wo ich am 10. still liegen und eine andere Gelegenheit zu Wasser nach Holland abwarten mußte.

In demselben Nachen, der mich nach Köln brachte, waren drei junge Leute, die sich, als sie hörten, daß ich nach London gehen wollte, zu mir gesellten, um gemeinschaftlich weiter zu reisen. Es waren Kaufmannsdiener, die in Wien in Condition gestanden und sich auf einem ihrer Faschingsschmäuse bei einer Flasche Wein verabredet, ja mit Schwüren verbunden hatten, nach geendigter Fastnacht auf Abenteuer auszugehen und, ohne ihre Herren und Eltern um Rath zu fragen, jenseits des Meeres ihr Glück zu versuchen. Der Urheber dieses schönen Plans war der Kleinste von den Dreien, der Sohn eines Flötenmachers Schlegel von Basel; der zweite ein feiner, stiller, junger Mensch aus einem Handelshause in München, hieß Rocker, und der dritte, dessen Namen ich vergessen habe, war eines Bauers Sohn aus Niederösterreich, den die Andern oft und stark fühlen ließen, daß er wenig oder nichts zu den gemeinschaftlichen Reisekosten beigetragen hatte, was er mit vielem Phlegma ertrug.

Aus den Discursen dieser jungen Leute entdeckte ich bald, daß ich der Reichste in der Gesellschaft war und daß unser ganzer Kassenbestand, wenn wir ihn zusammengeworfen hätten, kaum fünfzig Gulden betrage. Meine ganze Baarschaft bestand in dreißig Gulden. Damit konnte ich unmöglich bis London auskommen. Wäsche und Kleidung war mir heiliger als dem Könige David die Schaubrode des Tempels; davon würde ich aus guten Gründen nie etwas veräußert haben. Also dachte ich noch in Köln in allem Ernste auf ein Mittel, mich meiner Uhr zu entledigen, ohne an dem wahren Werthe gar viel zu verlieren.

Damals hatte ich schon ein paar Bücher geschrieben, vielleicht invitis gratiis, aber doch nicht ohne alle Bekanntschaft mit der deutschen Literatur. Ich wußte, daß der Dichter Jacobi aus Düsseldorf war und da noch einen Bruder hatte, der die Wissenschaften beschützte und liebte. Da wir nun von Köln auf dem Rheine bei Düsseldorf vorbeifahren mußten, so hätte ich ganz wohl, auf das Handwerk pochend, dem Herrn Hofkammerrathe einen Besuch machen und ihm meine Verlegenheit mit der Uhr entdecken können. Dazu fehlte es mir aber an Dreistigkeit. Ich bin gar nicht fähig,

in solchen Fällen Jemand um etwas anzusprechen. Ich entschloß mich demnach, nicht ohne innerlichen Kampf, mein Heil schriftlich zu versuchen, und habe den Brief noch im Kopfe, den ich in Köln zurecht machte, um ihn in Düsseldorf, wo wir landen mußten, an seine Behörde zu senden; ungefähr so:

„Sie sind ein Freund der schönen Wissenschaften und der Bruder eines Dichters, der ein Original-Genie ist und viel feines und edles Gefühl in seinen Schriften verräth. Dies macht mich so dreist, Ihnen dieses Billet zu senden. Ich habe auch Einiges geschrieben, darf aber dermalen meinen Namen nicht nennen. Ein unvermeidlicher Unfall zwingt mich, nach England zu reisen. Ich bin mit vieler Einschränkung bis hieher gekommen, gehe diesen Augenblick weiter und habe nicht so viel, als ich bis London brauche. Rabelais wurde bei einer ähnlichen Gelegenheit Giftmischer und Sterne hatte sich auf diesen Fall vorgenommen, etwas anzustellen, um in die Bastille zu kommen. Beide Mittel sind für meine dermaligen Umstände zu lustig. Ich wende mich an Sie, weil ich glaube, daß Sie menschlich denken und fühlen, und bitte, mir eine goldene Uhr für ihren wahren Werth abzukaufen, denn Niemand, dem ich sie anbieten wollte, würde mir mehr als den halben Preis dafür geben. Im Falle Sie dazu geneigt sind, so schicken Sie Jemand zu mir, der sich auf Uhren versteht. Das Schiff, auf dem ich bin, geht sogleich weiter, und es wäre für mich zu demüthigend, wenn ich Ihnen in einem solchen Anliegen selbst aufwarten sollte, was ich außerdem mit vielem Vergnügen thun würde."

Wir gingen den 11. (April) von Köln ab, in dem kleinen Schiffchen eines Lootsen, der nach Rotterdam zurückkehrte, und kamen gar bald nach Düsseldorf. Ich schickte aus dem nächsten Wirthshause am Ufer einen Hausknecht mit meinem Briefe zu dem Herrn Hofkammerrath Jacobi. Er brachte mir ihn aber uneröffnet zurück, mit dem Berichte: Die Frau Kammerräthin habe ihn über alles ausgefragt, sodann versichert, daß ihr Herr nicht zu Hause sei, und bemerkt, daß sie keine Briefe annehme.

Dieser Fehlgriff verdroß mich zwar sehr und doch gab mir alle Ueberlegung, die ich zwischen Düsseldorf und Kaisersheim anstellte, kein besseres Mittel an, als die Sache auf andere Art noch einmal zu versuchen. Ich schrieb von Kaisersheim, wo wir wieder anlegen mußten, geschwind ein Paar Zeilen an Herrn Jacobi und sendete sie mit der Post nach Düsseldorf. In dieses zweite Schreiben, in dem ich mein Mißgeschick zu Düsseldorf erzählte, schloß ich das erste, noch versiegelte Billet ein und meldete, daß ich in Rotterdam in der „Stadt Danzig" zu erfragen sein würde, wenn er gesonnen sei, die Sache mit der Uhr durch einen seiner dortigen Correspondenten erledigen zu lassen. Und so fuhren wir weiter und kamen, nachdem wir Orsey, Emmerich, Nimwegen, Birik, Pommel, Workum und Dortrecht hinter uns gelassen hatten, den 14. April (1772) abends um 7 Uhr glücklich in Rotterdam an.

Man hatte mir schon in Köln die „Stadt Danzig" als ein gutes Wirthshaus anempfohlen. Ich hatte auch Herrn Jacobi dieses Haus als meine Herberge angegeben und wollte also da einkehren; es war aber zu spät und schon finster, als ich erfuhr, daß es von dem Platze, wo wir gelandet waren, zu weit entfernt sei und der Wirth im „F'vosje" (Füchschen) auf dem Gelderschen Kai, wohin uns unser Schiffer gebracht hatte, gewann mich durch sein offenes Wesen so sehr, daß ich beschloß, diese erste Nacht bei ihm zu verbleiben.

Der Mann hieß Hendrik Wensink, war noch jung und angenehm im Umgange. Er führte mich anfänglich in ein Zimmer, wo ich einen alten, ehrwürdigen Mann fand, der sich nur auf ein paar Stunden hier einquartiert hatte, weil es nahe am Platze war, wo er sich in der Nacht einschiffen sollte. Wir speisten zusammen und sprachen von Mancherlei bis nach Mitternacht, da ihn sein Schiffer abholte. Ich fand nicht Gelegenheit, nach seinem Namen zu fragen. Der Wirth wußte ihn auch nicht. Wenn ich aber bedenke, daß sein Accent im Deutschen dänisch oder schwedisch war, daß er mich fragte, ob ich nicht den Probst Oettinger im Württembergischen kenne, und andere Dinge mehr, so glaube ich

bestimmt, diese Nacht mit dem bekannten Swedenborg *) gespeist und zugebracht zu haben.

Das Wirthshaus „zur Stadt Danzig" fand ich, als ich Früh dahin ging, schlechterdings nicht für mich geeignet. Es war da eine privilegierte Seelenverkäuferei, das heißt, es lag in dem Hause eine öffentliche Matrosen- und Seesoldaten-Werbung mit Allem, was dazu gehört: Musik, Spiel und Weibsbilder. Ich beschloß demnach, in meinem ersten Quartier zum „Vosje" zu bleiben und versprach in der „Stadt Danzig", ein gutes Trinkgeld für die Nachricht, die man mir sogleich bringen sollte, wenn Jemand nach mir fragen würde. Indessen erfuhr ich von meinem Wirthe, daß Sonntag, den 19. April, eine englische Chaluppe von Rotterdam zurück nach London segeln würde, und daß ich gegen Bezahlung mitfahren könnte. Ich wagte es aber nicht, um den Betrag der Kosten zu fragen und brachte so ein paar Tage zu, weil ich noch immer auf Nachricht von Düsseldorf hoffte.

Herr Hendrik Wensink wurde indessen mein Freund und dazu half mir meine wenige Bücherkenntniß. Seine eigene Sammlung bestand aus lauter Theosophen, Mystikern und Adepten, unter denen er Jacob Böhme besonders schätzte. Da ich ihm nun von den Werken dieses seines Helden, von der Leade, Gujon, vom Labadie und Anderen mehr vorzuschwatzen wußte, so hielt er mich, wo nicht selbst für einen Schwärmer, doch für einen Liebhaber ihrer Schriften. Er war katholisch und hielt mit seiner Familie in der Charwoche strenge Fasten. Es mochte ihm wohl so vorkommen, als ob es mit meinen Finanzen nicht ganz richtig sei, denn er machte mir gleich den Antrag, mir Kost und Quartier nebst Thee und Kaffee, so lange ich bei ihm wohnen würde, täglich für anderthalb holländische Gulden zu geben, wenn ich mich in der Charwoche, in der wir damals waren, mit Fastenspeisen begnügen wollte, und diese waren in der That nicht schlecht. Er gab mir alle Tage Aalsuppen und die besten Seefische, die man in Holland hat.

---

*) Swedenborg starb zu London 1772.

Ich wollte am ersten Tage abends meine Zehrung bezahlen und gab dem Wirthe einen Kremnitzer Doppeldukaten, worauf Maria Theresia stehend geprägt war. Er besah das Goldstück, hielt es für eine Schaumünze und meinte, wenn ich die artige Medaille ausgeben wollte, so müßte ich einen Liebhaber suchen, denn außer dem Goldschmiede würde sie mir Niemand auswechseln. Wirklich ließen die Holländer damals keine andern Dukaten cursieren, als ihre eigenen, und wenn ich nicht einen böhmischen Glashändler in Rotterdam gefunden hätte, der mir Holländer für meine wenigen Kaiserlichen gab, so hätte ich verlieren müssen.

Indessen veranlaßte dieser Umstand den Herrn Wensink, dem es auffiel, daß ich meine Denkmünzen ausgeben wollte, mich ganz zutraulich um meine Umstände zu fragen, und ich sagte ihm eben so offenherzig, daß ich einen Brief erwartete; wenn der eben vor Sonntag nicht kommen sollte, so würde ich mich genöthigt sehen, meine Uhr zu verkaufen, um mit dem englischen Schiffe abreisen zu können. Seine Antwort war: „Myn Heer sall dat nich doen", sondern lieber das Schiff Sonntags fahren lassen und den Brief abwarten. Darauf erwiederte ich, daß ich in diesem Falle Geld und Uhr verzehren, und wenn der Brief ganz ausbleiben sollte, mich dies außer Stand setzen würde, weiter zu reisen.

„Wenn sich das zutragen sollte," sagte der ehrliche Mann, „so gebe ich ihnen mein Wort, daß ich alles, was Sie bei mir verzehren, so lange creditiere, bis Sie zurückkommen, oder den Betrag von London schicken können. Inzwischen behalten Sie Ihre Uhr bis Sie abreisen, dann will ich schon sorgen, daß sie gut verkauft wird." Darüber blieb ich unentschlossen.

Von meinen Reisegefährten, den drei Kaufmannsdienern, muß ich noch melden, daß sie gleich nach unserer Ankunft in Rotterdam sich von mir trennten, um ein Wirthshaus zu suchen, wo sie weniger zu verzehren brauchten. Ich traf sie aber vor meiner Abreise noch einmal und will den Auftritt erzählen, obgleich er lustiger anzusehen war, als er zu beschreiben sein wird.

Ich ging in der Stadt spazieren und hörte im Erdgeschoße eines ansehnlichen Hauses ein verwirrtes Gezänke, Holländisch und

Deutsch unter einander, erkannte dabei die Stimmen dieser jungen Leute und kam noch gerade zu rechter Zeit, den Streit zu schlichten, in den sie ganz unschuldig verwickelt waren. Um genau zu leben, nachdem sie vorher zu reichlich gelebt hatten, wollten sie diese Mahlzeit mit Käse und Brot abthun. Da hatten sie denn über einer Hausthüre mit goldenen Buchstaben aufgeschrieben gelesen, daß in diesem Hause Käse und Butter zu verkaufen sei, hatten aber übersehen oder nicht verstanden, was noch dabei stand: „Kaas ende Boter in't Groot" (ins Große), und waren da hinein gegangen, um für ein paar Stüber Käse zu verlangen, welches der alte mißtrauische Holländer sehr übel aufnahm und darauf bestand, daß diese Fremdlinge von seinen Nachbarn zu dem Possen angestiftet wären. Obzwar ich nur wenig Holländisch verstand, so war ich doch geschickter, als die jungen Leute, den Handelsherrn, der mit Butter und Käse im Großen handelte, zu besänftigen, denn er sprach ein wenig französisch. Sonst wußte ich mir in Holland, in Bezug auf die Sprache, ganz gut zu helfen, denn ich verstand etwas Plattdeutsch; nur ein einziges Mal konnte ich mich nicht eher verständlich machen, als bis ich die Sache selbst fand und mit dem Finger darauf deuten konnte. Ich wollte mir eine ordinäre hölzerne Schachtel kaufen, und in zwanzig Kaufläden wußte Niemand, was das war, ja selbst das Wort „Schachtel" war den Sprachwerkzeugen der Holländer zu schwer, mir nachzusprechen, bis man mich, da ich so ein Ding in einem Gewölbe stehen sah, freundschaftlich belehrte, daß das ein „Doosje" sei.

Was die drei Abenteurer anbelangt, so ist mir Herr Schlegel aus Basel in London noch einmal begegnet. Er sagte mir, daß er für Indien angeworben sei, und daß sich seine Kameraden in Holland noch anders besonnen, und mit Beihilfe eines Handelshauses, welches mit den Nockerischen in München in Verkehr stand, ihre Rückreise angetreten hätten.

Von den Merkwürdigkeiten der Stadt Rotterdam habe ich übrigens außer der Bildsäule des Erasmus, nichts gesehen, denn mich plagte keine andere Neugierde als die, ob sich Briefe von Düsseldorf einstellen würden.

Am 11. April kam eine Dirne aus der Stadt Danzig in das „Bosje“, und brachte mir Nachricht, daß Mynheer Spies, ein reicher Kaufmann, nach mir habe fragen lassen, wofür sie das versprochene Trinkgeld bekam.

Ich begab mich nun zu diesem Manne, der deutsch mit mir sprach und mir verkündigte: Herr Jacobi aus Düsseldorf habe ihm wegen einer goldenen Uhr geschrieben, die er mir abkaufen und zwölf Dukaten dafür bezahlen sollte. Ich hatte sie nicht viel theuerer bezahlt und länger als ein Jahr getragen. Unsere Sache war bald abgethan; ich übergab ihm die Uhr und er mir das Geld, nur als ich die Kette davon losmachte, welche eben von keinem sonderlichen Werthe war, äußerte Herr Isaak Spies: ob sie nicht bei der Uhr bleiben müßte? Ich fragte, ob Herr Jacobi etwas davon erwähnt habe? worauf er seine Brille ergriff und den Brief überlas, aber nichts finden konnte und also nicht weiter darauf bestand. Aber nun, nach beendigtem Geschäfte, ließ mich Mynheer noch nicht los, sondern begann einen weitläufigen Discurs, beklagte mich, daß ich die Uhr verkaufen müßte und fragte, weß' Standes und Würden ich sei? Um nun allen ferneren Examen auszuweichen, nannte ich mich ganz unverschämt einen Gelehrten und wurde für diese Lüge mit einer schönen, langen Abhandlung über die holländische Literatur, Kirchen- und Ketzergeschichte besalbt, wovon ich nichts mehr weiß, als was folgt:

„O mein Herr! hier in Rotterdam haben wir immer große Gelehrte gehabt. Erasmus! — nun ja, zu seiner Zeit hat er Aufsehen gemacht, und die holländische Unterschrift an seiner Bildsäule ist auch nicht zu verachten; aber was ist er gegen die Männer zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts?“

Nun wollte ich auch etwas von meinen Kenntnissen anbringen und nannte den Bayle. „Ja“, sagte er, und rümpfte die Nase, „aber der ist doch lange nicht der Mann, der Mynheer Clericus *) war.“

Hierauf erklärte er mir, daß Herr Clericus ein Remonstrant gewesen sei, und daß er, Herr Isaak Spies, auch einer sei,

*) Jean Leclerc.

folglich, daß Herr Clericus viel gelehrter sein müsse, als Herr Bayle, der gar keine Religion gehabt hätte. Dagegen hatte ich nun Verschiedenes einzuwenden und mußte mich in einen Streit einlassen, bei dem Herr Isaak Spies gewahr wurde, daß ich das, was er mit vielem Eifer erklären wollte, wirklich schon wußte, nämlich, was ein wahrer Remonstrant sei und glaube. Nach dieser Entdeckung zeigte er mehr Achtung und Höflichkeit. Er erlaubte mir, auf seinem Comptoir einen Dankbrief an den Herrn Jacobi zu schreiben, den er zur Bestellung übernahm und mir ganz ernsthaft versicherte, daß dieser Brief zwölf Stüber Postgeld koste, die er auf sich nehmen wolle. Sein guter Wille ging noch weiter. Er schickte seinen Comptoir-Diener mit mir zu dem englischen Schiffscapitän, mit dem wir wegen der Ueberfahrt nach London einig wurden. 36 Schillinge für Platz und Lager in der Cajüte, und täglich 3 Schillinge Kostgeld. Auch gab mir Herr Spies für die zwölf Dukaten englische Münze und wir schieden als gute Freunde, obgleich es ihn noch immer wurmte, daß mein Herr Bayle mehr gelten sollte, als sein Herr Le Clerc.

Ich erkenne übrigens die Gefälligkeit dieses ehrlichen alten Remonstranten mit allem Danke an und werde den wichtigen Dienst, den mir Herr Jacobi damals so großmüthig leistete, in meinem Leben nicht vergessen. Noch habe ich nicht Gelegenheit gehabt, ihm meine Dankbarkeit thätig zu beweisen. Wir sind zu weit von einander entfernt und in seinen Umständen würde ich ihm mit Kleinigkeiten nicht so viel Vergnügen machen, als er mir damals Hilfe verschaffte.

Neunzehntes Kapitel.

Reise von Rotterdam nach London auf der Chaluppe „Queen Charlotte“. — Kapitän Berwick. — Reisegesellschaft. — Der Surinamer Plantagenbesitzer.

Am 19. April, den Ostersonntag 1772, morgens halb sechs Uhr, lichtete unsere Chaluppe die Anker. Sie hieß: „Queen Char-

lotte" und der Captain hieß Berwick. Dieser Mann hatte keine empfehlende Physiognomie, sondern ein wahrhaft Hogarthisches Karicaturgesicht; er schielte fürchterlich und schien sein Gesicht zu rechtfertigen, denn er behandelte seine Leute und uns Passagiere, Jene wie Diese, grob und despotisch.

So meinte ich am Anfange unserer Reise; in der Folge fand ich an ihm einen rechtschaffenen, billig denkenden und gutmüthigen Mann. Seefahrer und überhaupt alle Menschen, die ernsthaften Geschäften vorstehen, muß man nicht in dem Augenblick beurtheilen, wenn sie ihr Amt verwalten und anzuordnen haben. Es ist ganz natürlich, daß ihnen dann ihr Hauptaugenmerk nicht erlaubt, Komplimente zu erwidern, oder oft jede unbedeutende Frage so langathmig zu beantworten, als es der Frager wünscht und wer bei solchen Gelegenheiten einen kräftigen Fluch einstecken muß, der mag denken, daß das so viel heißt: „Warte der Herr, bis ich Zeit habe."

Als Kapitän Berwick nach ein paar Stunden eben fertig war, kam er zu uns Passagieren in die Cajüte und zeigte uns einen Korb mit Wein in Bouteillen. Dann öffnete er einen Schrank, in dem sich Zucker, Kaffee, Thee, Citronen, Rum und Arrak befand. „Hier, meine Herren! wenn Sie außer der Mahlzeit von allem dem etwas begehren, bedienen Sie sich nach Belieben; auch ist noch hier ein Behältniß, wo Sie immer Brot, Schinken und sonst was Kaltes finden." Ich war der Einzige, der vom Anfange bis zum Ende dieses großmüthige Anerbieten benützen konnte, denn die Andern wurden Alle gleich seekrank; und so krank auch meine Seele war, die sich unaufhörlich um die Meinigen grämte, so speiste ich doch Mittags und Abends mit dem besten Appetite, ließ mir auch außer der Zeit Kaffee, Wein und Punsch wohl schmecken und weiß gewiß, daß der gute Kapitän Berwick an meinem Kostgelde wenig gewonnen hat.

Wir waren vier Passagiere in der Cajüte: ich, eine englische Dame Miß Nancy Bennet, die sich gleich anfangs des Amtes bemächtigte, uns Thee, Kaffee und Punsch zu bereiten und einzuschänken, so oft wir es begehrten; sie war in Holland Gouver-

Sobald wir uns der Themse näherten, kam ein Schwarm von Zollbediensteten oder sogenannten Customs House Officiers, die sich in das Schiff einquartierten und mit nach London fuhren, um Contrebande zu verhüten. Ich habe aber nicht bemerkt, daß Kapitän Berwick ihretwegen einige Verlegenheit blicken ließ. Er gab ihnen kalten Punsch mit gemeinem Branntwein und überließ ihnen das Verdeck zum Nachtlager.

Am 26., als wir noch bei Greenwich lagen, zog mich der Capitän zeitlich früh bei Seite und erklärte mir, daß wir zwar heute in London landen würden, aber — weil es Sonntag sei, an dem Custom House (Zollhause) nichts expediert werde — auf dem Schiffe bleiben müßten; wenn ich eine halbe Guinée daran wenden wolle, so würde er es mit den Zollbeamten auf dem Schiffe zu vermitteln suchen, daß sie mich, ehe es noch völlig Tag wäre, entließen. Dafür bedankte ich mich höflich. Eine halbe Guinée war in meinen Verhältnissen viel Geld und ich hatte nichts Zollbares bei mir. Mein Reisegefährte, der Surinamer, war anderer Meinung und bat mich inständig, von dem Anerbieten des Capitäns Gebrauch zu machen, er habe seidene Strümpfe und mehrere verbotene Waaren bei sich und wolle gern eine Guinée und noch mehr zahlen, wenn wir das Schiff verlassen könnten. Sein Wunsch wurde erfüllt. Er zahlte eine Guinée, wir wurden nach einer ganz leichten Visitation entlassen und stiegen nach fünf Uhr in ein Greenwicher Fischerboot, das uns gar bald nach London brachte und beim Tower absetzte.

Zwanzigstes Kapitel.

Ankunft in London bei Tagesanbruch. — Tiefe Stille in der Stadt. — Das Wirthshaus zur Stadt Hamburg. — Erkundigungen um die Herzogin von Northumberland. — Der Surinamer Hollar. — Sein räthselhaftes Benehmen. — Der holländische Gesandte Graf Weldern. — Der russische Minister Graf Puskin. — Der französische Gesandte Comte de Guines. — Wiederholtes, jedoch vergebliches Bestreben, die Herzogin von Northumberland zu finden. — Geldverlegenheiten. — Hollar's großmüthiges Benehmen. — Flottes Leben.

Die Scene, die sich mir bei meinem Eintritte in London darstellte, werde ich nie vergessen. Es war ein herrlicher, schöner,

heller Frühlingsmorgen; die erst aufgegangene Sonne verbreitete ihre Strahlen auf alle Häuser, an denen die vergoldeten, metallenen Blitzableiter wie Brillanten glänzten. Goldene Buchstaben auf schwarzen Tafeln zeigten fast an jedem Hause eines wohlbebauten Platzes die Namen und das Gewerbe der Einwohner, aber von ihnen selbst war nichts zu sehen — kein Geräusch, das bewohnte Häuser verrieth, keine geöffnete Thüre, keine menschliche Seele bei hellem Tage auf der Gasse, und eine tiefe Stille, welche nur durch Nachtigallengesang und Wachtelschlag vor den Fenstern bisweilen unterbrochen wurde. Alles das brachte in mir eine Wirkung hervor, die mich ganz in das Reich der arabischen Märchen des Herrn Galland versetzte, wo von Städten erzählt wird, deren Einwohner alle in Stein verwandelt sind.

Die Fischer, die uns bis an den Tower gebracht hatten, setzten uns und unsere Bagage aus, an einer engen Gasse, die vom Ufer nach Towerhill führt. Da war aber um und neben uns kein Mensch zu erblicken, bei dem wir uns um ein Wirthshaus oder nach Leuten zur Fortbringung unserer Sachen erkundigen konnten. Ich ließ also den Surinamer bei den Koffern, und ging bis zum Ende des kleinen Gäßchens, wo sich mir Towerhill in dem Anblicke, den ich soeben beschrieben habe, darstellte. Aber da war kein Mensch zu sehen, weder nahe, noch ferne. Früh um halb sieben Uhr, bei hellem Sonnenscheine in einer großen Stadt noch alle Thüren verschlossen! Das schien mir unbegreiflich und doch war es weiter nichts, als daß die Leute in London später schlafen gehen und folglich auch später aufstehen, als anderwärts; und daß in England überhaupt am Sonntage eine große Stille beobachtet wird. Ich entdeckte endlich doch eine Schildwache vor dem Tower, die mir, gegen baare Bezahlung eines Shillings, ein holländisches Schiffer-Wirthshaus „zum Wappen von Hamburg", dem Tower gegenüber, zeigte.

In dieses Haus begab ich mich und fand auch da nur Mägde und Schankbursche, die erst aufgestanden waren und auszukehren anfingen, sie schafften mir aber gleich ein paar Träger, die unsere Sachen in dieses Haus brachten, wo wir uns Beide

vor der Hand einlogierten. Der Wirth war ein Deutscher von Groß-Nirhausen in Thüringen, der dreißig und mehrere Jahre als Matrose gedient und seinen deutschen Namen Metschel weislich mit dem englischen Namen Mitchel vertauscht hatte. Er war ein ehrlicher, guter, alter Seefahrer, der ungeachtet seines täglichen Rausches in der Bedienung seiner Gäste nichts versäumte.

Schon als ich mit diesem Manne und seiner Familie das Frühstück einnahm, bekam ich den ersten Vorgeschmack der Schicksale, die mir bevorstanden, denn, da ich mich nach der Wohnung der Herzogin von Northumberland erkundigte, sagte mir der Wirth, daß sie vor einigen Tagen nach Spaa abgereist sei und holte das Zeitungsblatt, welches mir diese traurige Nachricht bestätigte. Ich verlor aber doch nicht allen Muth, denn ich wußte, daß der Graf Wartensleben zu gleicher Zeit, als er mich abfertigte, mit der Post an die Herzogin geschrieben und mich ihr angekündigt hatte und ich hoffte demnach, auch in ihrer Abwesenheit alles zu meinem Empfange bereit und etwa die Ordre, ihr nachzureisen, vorzufinden. Ich schlug mir an diesem ersten Tage, unter so vielen Gegenständen, die mir noch neu waren, alle traurigen Gedanken aus dem Sinne, durchstrich mit meinem Surinamer, der mir nicht von der Seite wich, die Stadt, fuhr auf der Themse und begaffte alles, was mir des Begaffens werth schien. Mein Begleiter führte mich in Tavernen und Kaffeehäuser und sparte nicht, mich wohl zu bewirthen.

Ich muß meine Erzählung hier ein wenig unterbrechen und dem Vorurtheile vorzubeugen suchen, welches einige Leser gegen mich fassen müssen, wenn sie von nun an das unbesonnene Verfahren meines Reisegefährten mit meinen damaligen Umständen zusammenhalten. Sie werden glauben, daß ich mich der Ueberlegenheit meines Verstandes bedient und den Mann durch Kunstgriffe und Vorspiegelungen bewogen habe, so zu handeln, wie er that, aber damit würde man mir Unrecht thun. Ich weiche auch bei dem geringsten Umstande nicht von der Wahrheit ab und kann selbst noch jetzt nicht recht begreifen, was den Menschen bewog, sich so zu vergessen, wie der Verfolg zeigen wird.

Ich kehrte mit ihm in den „Wappen von Hamburg“ ein, mit dem festen Vorsatze, mich von ihm zu trennen, sobald ich nur etwas über meine Bestimmung von der Herzogin wissen würde, weil ich in keinem Fall im Stande war, gleiche Ausgaben mit ihm zu bestreiten. Aus seinen Aeußerungen auf dem Schiffe mußte ich vermuthen, daß Ballen von Gütern für ihn in London bereit lägen, die er mit sich nach Suriman nehmen wollte. Ich glaubte also, daß er sich den folgenden Tag ein zu seinen Geschäften bequemeres Quartier miethen und meine Gesellschaft verlassen würde, ich glaubte es um so mehr, weil er von dem Zustande meines Beutels vollkommen unterrichtet war, und sah also seine freigebige Bewirthung des ersten Tages als einen Valetschmaus an, den er unserer Trennung vorausschicken wollte. Nur erst den Montag darnach erschien mir der Mann, dem ich zeither so wenig edle oder empfindliche Gesinnungen zugetraut hatte, in einem andern Lichte.

Als ich mich früh angekleidet hatte, um nach Northumberland's Haus und zu den Diplomaten zu gehen, an die ich Briefe hatte, siehe! da stand ein Fiaker vor dem Hause, den Herr Hollar (so werde ich künftig den Surinamer nennen) hatte kommen lassen, indem er mich bis Northumberland's Haus begleiten wollte, weil er in der Gegend Verrichtungen habe.

Beim Einsteigen in den Wagen blieb ich am Degengefäße hängen und zerbrach es. Ohne Degen konnte ich meine Besuche nicht wohl machen, denn ich hatte Uniform an, und obzwar man mir gleich in der Nähe einen Schwertfeger wies, so wußte ich doch, daß der Schade nicht so geschwind repariert werden konnte und war etwas verlegen. Herr Hollar bat mich, einen Augenblick zu verziehen. Ich glaubte, er würde zurück auf unser Zimmer gehen und mir etwa aus seinen Koffern einen Degen holen; statt dessen lief er gerade zu dem Schwertfeger und brachte mir einen ganz neuen Degen, den er mit dreißig baaren Shillingen bezahlt hatte, mit der Bemerkung: er habe ohnehin auch einen Degen nöthig und also diesen gekauft, den er mir gern, so lange ich ihn brauchen würde, leihen wolle. Darüber war ich betroffen, denn ich sah wohl, daß er den Degen, ohne ihn nöthig zu haben, blos um mir

vor der Hand einlogierten. Der Wirth war ein Deutscher von Groß-Nirhausen in Thüringen, der dreißig und mehrere Jahre als Matrose gedient und seinen deutschen Namen Metschel weislich mit dem englischen Namen Mitchel vertauscht hatte. Er war ein ehrlicher, guter, alter Seefahrer, der ungeachtet seines täglichen Rausches in der Bedienung seiner Gäste nichts versäumte.

Schon als ich mit diesem Manne und seiner Familie das Frühstück einnahm, bekam ich den ersten Vorgeschmack der Schicksale, die mir bevorstanden, denn, da ich mich nach der Wohnung der Herzogin von Northumberland erkundigte, sagte mir der Wirth, daß sie vor einigen Tagen nach Spaa abgereist sei und holte das Zeitungsblatt, welches mir diese traurige Nachricht bestätigte. Ich verlor aber doch nicht allen Muth, denn ich wußte, daß der Graf Wartensleben zu gleicher Zeit, als er mich abfertigte, mit der Post an die Herzogin geschrieben und mich ihr angekündigt hatte und ich hoffte demnach, auch in ihrer Abwesenheit alles zu meinem Empfange bereit und etwa die Ordre, ihr nachzureisen, vorzufinden. Ich schlug mir an diesem ersten Tage, unter so vielen Gegenständen, die mir noch neu waren, alle traurigen Gedanken aus dem Sinne, durchstrich mit meinem Surinamer, der mir nicht von der Seite wich, die Stadt, fuhr auf der Themse und begaffte alles, was mir des Begaffens werth schien. Mein Begleiter führte mich in Tavernen und Kaffeehäuser und sparte nicht, mich wohl zu bewirthen.

Ich muß meine Erzählung hier ein wenig unterbrechen und dem Vorurtheile vorzubeugen suchen, welches einige Leser gegen mich fassen müssen, wenn sie von nun an das unbesonnene Verfahren meines Reisegefährten mit meinen damaligen Umständen zusammenhalten. Sie werden glauben, daß ich mich der Ueberlegenheit meines Verstandes bedient und den Mann durch Kunstgriffe und Vorspiegelungen bewogen habe, so zu handeln, wie er that, aber damit würde man mir Unrecht thun. Ich weiche auch bei dem geringsten Umstande nicht von der Wahrheit ab und kann selbst noch jetzt nicht recht begreifen, was den Menschen bewog, sich so zu vergessen, wie der Verfolg zeigen wird.

Ich kehrte mit ihm in den „Wappen von Hamburg“ ein, mit dem festen Vorsatze, mich von ihm zu trennen, sobald ich nur etwas über meine Bestimmung von der Herzogin wissen würde, weil ich in keinem Fall im Stande war, gleiche Ausgaben mit ihm zu bestreiten. Aus seinen Aeußerungen auf dem Schiffe mußte ich vermuthen, daß Ballen von Gütern für ihn in London bereit lägen, die er mit sich nach Suriman nehmen wollte. Ich glaubte also, daß er sich den folgenden Tag ein zu seinen Geschäften bequemeres Quartier miethen und meine Gesellschaft verlassen würde, ich glaubte es um so mehr, weil er von dem Zustande meines Beutels vollkommen unterrichtet war, und sah also seine freigebige Bewirthung des ersten Tages als einen Valetschmaus an, den er unserer Trennung vorausschicken wollte. Nur erst den Montag darnach erschien mir der Mann, dem ich zeither so wenig edle oder empfindliche Gesinnungen zugetraut hatte, in einem andern Lichte.

Als ich mich früh angekleidet hatte, um nach Northumberland's Haus und zu den Diplomaten zu gehen, an die ich Briefe hatte, siehe! da stand ein Fiaker vor dem Hause, den Herr H o l l a r (so werde ich künftig den Surinamer nennen) hatte kommen lassen, indem er mich bis Northumberland's Haus begleiten wollte, weil er in der Gegend Verrichtungen habe.

Beim Einsteigen in den Wagen blieb ich am Degengefäße hängen und zerbrach es. Ohne Degen konnte ich meine Besuche nicht wohl machen, denn ich hatte Uniform an, und obzwar man mir gleich in der Nähe einen Schwertfeger wies, so wußte ich doch, daß der Schade nicht so geschwind repariert werden konnte und war etwas verlegen. Herr H o l l a r bat mich, einen Augenblick zu verziehen. Ich glaubte, er würde zurück auf unser Zimmer gehen und mir etwa aus seinen Koffern einen Degen holen; statt dessen lief er gerade zu dem Schwertfeger und brachte mir einen ganz neuen Degen, den er mit dreißig baaren Shillingen bezahlt hatte, mit der Bemerkung: er habe ohnehin auch einen Degen nöthig und also diesen gekauft, den er mir gern, so lange ich ihn brauchen würde, leihen wolle. Darüber war ich betroffen, denn ich sah wohl, daß er den Degen, ohne ihn nöthig zu haben, blos um mir

zu dienen, gekauft hatte. Es bestärkte mich aber umsomehr in dem Gedanken, daß der Mann Geld genug haben müsse.

Wir fuhren an Northumberland's Haus, wo mir der Schweizer die nämliche Nachricht gab, die ich schon in der Zeitung gelesen hatte, daß die Herzogin nach Spaa gereist sei. Ich fragte nach dem Herzoge; er war auf dem Lande, aber sein Kammerdiener war da. Zu dem führte mich der Schweizer. Dieser Mann war ein Deutscher, jung, artig, wohlgebildet und wohlgewachsen. Ich erzählte ihm Alles, zeigte ihm den Brief an die Herzogin und bat ihn, mir zu sagen, was ich zu thun habe? Aus seinem Gesichte konnte ich nichts lesen als Mitleiden. Er versprach mir, sich überall zu erkundigen, wo es möglich sei, daß die Herzogin meinetwegen etwas hinterlassen haben könnte, gab mir aber wenig Hoffnung und als ich des Herzogs erwähnte, sagte er mir rund heraus, daß von dieser Seite gar nichts für mich zu hoffen sei. Er bestellte mich auf den andern Tag wieder.

Als ich von ihm ging, fand ich den Fiaker noch vor dem Hause und in ihm Herrn Hollar, der inzwischen seine Geschäfte abgethan haben wollte, und mir seine Gesellschaft und den Wagen für den ganzen übrigen Tag anbot, weil er ihn auf den Tag gemiethet hatte. Wir fuhren also zuerst zum holländischen Gesandten, Grafen Weldern, der mich sehr höflich aufnahm, und mich, nachdem er das Empfehlungsschreiben gelesen und mich angehört hatte, versicherte, daß die Herzogin von Northumberland eine ganz vortreffliche Dame und besondere Freundin des Wartensleben'schen Hauses sei; sie werde sicher Anstalten meinetwegen getroffen haben; übrigens sei er bereit, mir zu dienen, wenn sich Gelegenheit zeigen würde und bäte mich, ihn fleißig zu besuchen.

Der russische Minister, Graf Muschin Puskin, der noch nicht daran denken konnte, einst Schwiegersohn des Grafen Wartensleben zu werden, las den Brief und sagte mir auch mit vieler Höflichkeit, aber ohne allen Rückhalt, daß er mir auf keine Art mit etwas dienen könne; und das war mir genug, kurz abzubrechen und ihn mit allen ferneren Besuchen zu verschonen.

Der Comte de Guines, Ambassadeur de France, empfing mich nicht minder höflich und unterhielt sich weit länger mit mir, als die Andern. Er sprach gut Deutsch, lenkte das Gespräch auf Gegenstände, wobei er meine Fähigkeiten, Kenntnisse und Denkungsart ausforschen konnte, und musterte die deutschen Höfe, von denen er viel Wahres und Treffendes zu sagen wußte. Sein Bescheid war, daß er in England nichts für mich thun könne, weil er eben mit vieler Wahrscheinlichkeit voraussehe, daß meine Aussichten mit der Herzogin von Northumberland bei ihrer Abwesenheit scheitern würden, so rathe er mir, nach Frankreich zu gehen, wo mir seine Empfehlungsschreiben nützlich sein könnten.

Es versteht sich, daß Hollar überall, wo ich ausstieg, sitzen blieb und den Wagen hütete; und nun, da ich mit meinen Besuchen fertig war, ließ er an den James Park fahren, wo wir den König und die Königin zum erstenmale sahen und viele wohlgekleidete Menschen beiderlei Geschlechts. Hier setzten wir uns auf eine Bank und ich erzählte Herrn Hollar meine Begebenheiten des Tages in Northumberland's Hause und bei den Diplomaten, so wie ich sie hier erzählt habe, ohne das Mindeste zu verschweigen. Er tröstete mich, so gut er konnte, fuhr mit mir nach Pall-mall, wo wir in einer Taverne köstlich speisten, besuchten nach dem Essen noch mancherlei Oerter, wo etwas zu sehen und zu genießen war, und fuhren abends wieder in unsere Herberge.

Des andern Tages versäumte ich nicht, mich nach Northumberland's Hause zu begeben, wo mir der Kammerdiener des Herzogs Folgendes verkündete: Erstlich, daß die Herzogin bei Niemandem etwas meinetwegen hinterlassen habe; zweitens, daß der Herzog, der vom Lande zurückgekommen war, sich auf keine Weise in diese oder jene andere Sache, welche seine Gemahlin beträfe, mischen wolle; drittens, das Beste für mich sei, ihr sogleich nachzureisen, um sie noch in Spaa zu finden, ehe sie weiter reisen würde. Meine Antwort, wie man sich leicht vorstellen kann, verweilte sich am längsten bei den Reisekosten, zu denen mir die Hauptsache fehlte, worauf mir der Herr Kammerdiener den Rath gab, an die Herzogin zu schreiben, ihr den Brief vom Grafen Wartens-

leben mitzuschicken, sie um Verhaltungsbefehle, und nach Maßgabe dieser, um Anweisung an ihren Bankier in London zu bitten; den Brief würde er nicht nur selbst in das Packet schließen, das wöchentlich an sie abzugehen pflegte, sondern auch an einen ihrer Leute schreiben, der sich der Sache annehmen und ihm die Antwort zumitteln würde, die ich von ihm, dem Kammerdiener, abholen könnte. Und das that ich denn auch.

Um nun auf einmal meine Geschichte mit dieser Dame zu beenden, so melde ich hiermit, daß ich von ihr nie eine Antwort erhalten habe, und daß mir endlich, nachdem ich täglich angefragt hatte, der Kammerdiener eines Tages die Nachricht gab, daß „sein Herr auf das Land gegangen sei und für mich ein Kompliment hinterlassen habe, mit dem Zusatze, daß ich mich nicht weiter bemühen und alle Hoffnung auf eine Antwort aufgeben möchte.“ Graf Wartensleben hat, wie ich später von ihm selbst erfuhr, ebensowenig auf seine Briefe, die mich betrafen, etwas von ihr erhalten.

Beim Grafen Weldern hatte ich noch Zutritt, bis zu der Zeit, wo als entschieden anzunehmen war, daß mir die Herzogin nicht antworten würde, da war er für mich nicht mehr zu Hause und ich gab mir keine Mühe, vorgelassen zu werden, nachdem mich der Schweizer ein paar Mal abgewiesen hatte. Der Graf Muschin Puskin hatte sich bei meinem ersten Besuche so deutlich erklärt, daß ich zu keinem zweiten Lust verspürte und der Comte de Guines war einige Mal, wenn ich ihm aufwarten wollte, nicht zu Hause, was ich auch als ein Zeichen annahm, daß er mich nicht sehen wolle, womit ich ihm aber Unrecht that, denn nach langer Zeit begegnete er mir einmal im Hyde Park und nahm mich in seinem Wagen mit in seine Wohnung, wo er wieder lange und viel über Deutschland mit mir sprach und mich höflich einlud, öfter zu kommen, wovon ich auch, wie sich später zeigen wird, Gebrauch machte.

Das Vornehmste, worauf ich nun alle meine Hoffnung setzte, war ein zweiter Brief des Grafen Wartensleben an die Herzogin, die ihm in Spaa näher war, als mir in London. Um

ein solches Schreiben bat ich ihn und erzählte ihm meine Aufnahme bei den Diplomaten, an die er mich empfohlen hatte, nebst allen traurigen Folgen, die meiner warteten, wenn seine Vorstellungen die Herzogin nicht bewegen würden, mir schleunig Befehle zu schicken, was ich thun und wovon ich leben sollte. Auf diesen Brief und auf den an die Herzogin entschloß ich mich, die Antworten abzuwarten, inzwischen aber folgenden Weg einzuschlagen: Das Wirthshaus wollte ich sogleich verlassen und ein wohlfeileres Quartier beziehen, alsdann den Herrn Hollar, mit dem ich nun vertrauter war, um einige Guinéen Vorschuß bitten, und mit diesem Gelde bis zur Ankunft der Briefe, die ich erwartete, wirthschaften. Dieser Vortrag an Herrn Hollar wurde mir sauer. Ich hatte aber meine Einleitung kaum ausgekramt, so fiel er mir in die Rede und sagte, daß er sich wohl noch vier Wochen in London aufzuhalten gesonnen wäre, daß ich in diesem Zeitraume über meinen Lebensunterhalt unbesorgt sein könnte, wenn ich ihn überall begleiten und mit ihm vorlieb nehmen wollte; was die Veränderung des Quartiers anbelangte, darüber sei er mit mir gleicher Meinung und ich möchte nur für uns Beide auf seine Kosten ein anderes miethen.

Wer war nun froher als ich? In der Zeit von vier Wochen mußten Briefe aus Spaa und Mainz ankommen und bis dahin war ich gut und angenehm versorgt, als der Gesellschafter eines Plantagenbesitzers. Wir besuchten täglich in den gewöhnlichen Stunden die Börse und wenn sich Herr Hollar bisweilen auf kurze Zeit von mir entfernte, so glaubte ich, er ginge seinen Geschäften nach. Außerdem lebten wir flott, besuchten Ranelagh, Vauxhall, Marybone, Gardens, besahen die Westminster-Abtei, St. Pauls-Kirche und was in London zu sehen ist, ohne Geld zu sparen, und wenn ja hie und da Ausgaben beschränkt oder eingestellt wurden, so geschah es auf meine Vorstellung. Herr Hollar kaufte eine hübsche, von einem guten Meister in London verfertigte Uhr, und machte mir damit so wenig ein Geschenk, als vorher mit dem Degen; aber er bat mich, sie zu tragen, so lange wir beisammen wären.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Meister Elbel. — Hollar's Mißgeschick. — Der Schuster Master Quint. — Charakteristik desselben. — Sein Ansehen und seine Beliebtheit. — Einführung in einen Club von gelehrten Männern. — Dr. Armstrong. — Prahlereien Quint's. — Er wird niedergeboxt.

Wir blieben noch in dem „Wappen von Hamburg“ auf Towerhill bis zum 16. Mai. Ich hatte inzwischen eine Menge Menschen, Deutsche und Engländer, kennen gelernt; unter Andern auch einen deutschen Schneider, Meister Elbel in Suffolcks Street, welcher Zimmer vermiethete. Der damalige polnische Legationssecretär wohnte bei ihm und hat, wie ich höre, nach der Zeit seine älteste Tochter geheiratet und in Warschau ein Magazin von englischen Waaren errichtet. Sie war damals etwa siebzehn Jahre alt; ein artiges, wohlerzogenes Mädchen, die unter einer Mutter, welche den Trunk unbändig liebte, ihre Sitten rein zu erhalten wußte. Dieser Meister Elbel brachte mich zu einem deutschen Schuster Namens Quint, gebürtig aus Wiesbaden, der in Crown Court Knaves Acre wohnte und ein ganz feines Quartier zu vermiethen hatte, welches wir in der Folge bezogen.

Ehe ich unsern Hausherrn, den Meister Quint schildere, der ein Original war, so muß ich hier eines sehr auffallenden Mißgeschicks erwähnen, dem mein Wohlthäter Herr Hollar ausgesetzt war.

Ich kann rühmen, daß ich für meine Person bei den Engländern das kalte, zurückhaltende Wesen, dessen man sie beschuldigt, nicht angetroffen habe. Ich fand vielmehr offene Menschen, die mir mit zuvorkommender Höflichkeit begegneten. Aber mit Herrn Hollar war es ganz anders; man ließ den Mann stehen, ohne daß sich Jemand mit ihm abgeben wollte, obgleich er sich im Englischen weit besser verständlich machen konnte, als ich, denn er war auf der Reise von Surinam schon in Pensylvanien und in London gewesen.

Als wir das Quartier bei Mr. Quint besahen, welches in einem fein möblirten Zimmer mit Alkoven im ersten und einem schlechten im zweiten Stocke bestand, so sagte Mr. Quint ganz entscheidend: ich sollte das bessere Zimmer beziehen und Hollar das schlechtere. Das wollte ich nicht, weil ich ganz von Jenem abhing, aber Quint erklärte, daß wir uns in diesem Falle nach einem anderen Quartier umsehen möchten. Nur der Protest Hollar's, der darauf bestand, daß ich in dem besseren Zimmer wohnen möchte, entschied für unser Verbleiben. Quint warnte mich, sobald als er mit mir allein war, vor Hollar mit der entschiedenen Bemerkung: dieser Mensch gefiele ihm gar nicht und ohne mich würde er ihn nicht ins Haus genommen haben, wenn er auch zehnfache Miethe bezahlen wollte. Freilich kannte er unsere Verhältnisse nicht, aber ich mußte auch noch von vielen andern Engländern und Deutschen das Nämliche hören, ohne daß meine Gegenvorstellungen etwas fruchteten. Und doch hatte der Mann ein gutes Herz und äußerlich nichts Abschreckendes, außer daß ihm die Haare etwas tief in die Stirne gewachsen waren.

Um nun wieder auf Master Quint zu kommen, der mich in Affection genommen hatte, so muß ich vor allem andern seinen vollständigen Titel melden, so wie er auf einer schwarzen Tafel über seinem Schusterladen mit goldenen Buchstaben schön zu lesen war: Daniel Quint, Boot and Shoemaker of His Majesty the King of Danemark, und das blos deswegen, weil er bei Anwesenheit dieses Königs in London für ihn und seine Leute gearbeitet hatte. Master Quint war ein untersetzter, nerviger, starker Mann mit einer Pferdenatur und ein großer Säufer. Ich habe ihm nachgerechnet, daß er einen Tag um den andern täglich in Wein, Bier, Punsch und andern starken Getränken, wenigstens eine halbe Guinée vertrank und der Erfolg hat gezeigt, daß er nicht so viel verdienen konnte, als sein Durst erforderte, denn er mußte sich schon 1776 Schulden wegen flüchten und mag vielleicht jetzt noch irgendwo in einem Gefängnisse schmachten. Wenn er betrunken war, fing er Händel an oder prügelte seine Frau, eine Engländerin und Tochter eines könig-

lichen Försters im Hydepark. Er sprach so gut englisch wie ein geborener Engländer, und wurde von seinen Nachbarn wegen seiner Großsprechereien geliebt und gefürchtet.

Unter seinen zahlreichen Kunden befanden sich damals die kleineren königlichen Prinzen, Minister, Lords und viele große Häuser in London. Er hielt mit der Oppositionspartei und schimpfte auf den König bei jeder Gelegenheit in den kräftigsten Ausdrücken. Dieses Raisonniren machte ihn bei Vielen beliebt und ich fand, als er mich abends mit in seinen Club nahm, daß die anderen Mitglieder, lauter ansehnliche Bürger aus dem Viertel wo wir wohnten, alle Achtung vor ihm hatten. Er war auch ein großer Verehrer von Wilkes, und als ich ihn einmal in den Club begleitete, der Wilkes zu Ehren alle Monate gehalten wurde, da sah ich auch, daß Mr. Quint bei ihm viel galt.

Mir begegnete der Master Quint, der sonst gegen Jedermann brutal war, immer sehr höflich. Ich habe ihm die Bekanntschaft manches interessanten Mannes zu verdanken, z. B. des Dr. Hunter, der nicht weit von uns auf Windmill-Street wohnte, des deutschen Predigers Woide in der Savoy, des Garrick und des blinden Friedensrichters Fielding, eines Bruders vom Verfasser des „Tom Jones“. Bei diesen Männern führte er mich ohne alle Umstände ein und es fiel mir selber auf, Quint außer seiner Werkstatt überall als Gentleman behandelt zu sehen, ohne daß man sich dabei an den Schuster Quint erinnerte. Jedermann kannte Mr. Quint und er wurde von allen Seiten gegrüßt, wenn wir miteinander auf der Gasse gingen, und wenn ich ihm einen Ort oder Menschen nannte, den ich gern sehen wollte, so konnte ich sicher darauf rechnen, daß er mir den Zutritt verschaffte, den ich wünschte. Es ist wahr, daß er außerordentlich dreist und bisweilen, wenn es darauf ankam, sein Ansehen zu zeigen, sehr zudringlich war; ich habe aber auch nicht ein einziges Mal wahrgenommen, daß seine Dreistigkeit oder Zudringlichkeit beleidigt hätte oder übel aufgenommen worden wäre.

Ich will dieses Kapitel noch mit ein paar Anekdoten von Quint beschließen.

Ich war bei Quint ein für allemal Nachmittags zum Thee eingeladen. Einst kam ein ungarischer Bedienter eines Magnaten, der auf Reisen war, in seinen Laden und wollte anfragen, ob Mr. Quint ungarische Stiefeln (Czismen) machen könne? Quint, der lange in Frankreich gewandert war, verstand Französisch, Englisch und Deutsch. Von dem allen verstand aber der Ungar nichts und ich mußte dolmetschen. Quint fragte: Wo ich ungarisch gelernt hätte? und ich antwortete, daß ich mit dem Menschen nicht ungarisch, sondern lateinisch spreche. „Also,“ sagte Quint, „sind sie wohl gar ein Gelehrter? Gut! Ich will Sie heute Abend in ein Ale-Haus auf Coventgarden führen, wo Sie eine große Gesellschaft gelehrter Männer, Büchermacher und Zeitungsschreiber antreffen werden.“

Ich fand da eine Versammlung seltsamer Perrücken. Master Quint lief zu meinem größten Verdruße zu einem Jeden und sagte ihm ins Ohr, daß ich ein großer Gelehrter sei, der zwar nicht viel englisch verstände, dem aber das Latein vom Munde flöße, wie Wasser. Aber Keiner würdigte mich einer Aufmerksamkeit, nur ein einziger Theologe Dr. Amstrong kam zu unserem Tische und fragte mich lallend: „Sir! quota hora?“, worauf er sich, als ich ihm die nona nannte, sogleich wieder entfernte. Dies war alle Geistesnahrung, die ich aus dieser hochansehnlichen Versammlung witziger Köpfe mitnahm, denn auch sie sprachen untereinander nur von den Neuigkeiten des Tages, und nicht ein Wort von literarischen oder andern gelehrten Dingen. Einige spielten und man sah deutlich, daß diese Herren, nachdem sie vermuthlich den ganzen Tag Apollini et Musis gefröhnt hatten, sich nun bei einem Glase Ale erholen und vorsätzlich alles, was zum Handwerk gehört, vergessen wollten.

Die Gunst, mit der mich Mr. Quint beehrte, hatte ich vornehmlich dem scheinbaren Beifalle zu verdanken, mit dem ich seine Prahlereien anhörte. Einmal kam es ihm aber theuer zu stehen. Wir waren auf dem Lande gewesen und an Oxford Road abgestiegen, um vollends zu Fuße nach Hause zu gehen. Da traf es sich, daß Mr. Quint, der nicht ganz nüchtern war, an einem

schlecht gekleideten Mann anstieß, der, wie ich nachher erfuhr, ein Pflasterer war. Der Mann drehte sich um und fragte Mr. Quint ganz gelassen, ob er Händel mit ihm suche, worauf ihm der einen langen Senf onwortete, von dem ich nicht alles verstand. Kurz, wir gingen weiter und der Mann blieb stehen. Als wir etliche Schritte gegangen waren, sagte Quint: „Das ist des Mannes Glück, daß Sie bei mir waren; er wollte mit mir boxen, darin bin ich Meister und es hat mich genug Lehrgeld gekostet; wenn ich allein wäre, so würde ich den Kerl zusammenboxen, daß er lebenslang an mich denken würde." — „Boxen, Mr. Quint? O, das hätte ich längst gern gesehen." — Ich drehte mich um, rief den Mann zurück und es half nichts. Quint konnte sich nicht selbst widersprechen, zumal da ich ihn ganz ernsthaft vermahnte, er möchte bei seiner gerühmten Ueberlegenheit nicht gar zu arg mit dem armen Teufel verfahren. In einigen Augenblicken waren wir von einer Menge Menschen aus allen Ständen umringt. Ich sah zwar, daß sich das wohlgefärbte Gesicht meines Hausherrn immer mehr und mehr ins Blasse verzog — aber da war kein Mittel mehr; es war zu spät, umzulenken. Der Gegner hatte die Herausforderung angenommen und Mr. Quint mußte sich ausziehen und seine Perrücke abnehmen, was alles etwas langsam von statten ging. Ich wurde sein Kleiderbewahrer, verwaltete aber mein Amt nur ein paar Minuten, denn schon in dem ersten Gange bekam Mr. Quint einen Stoß auf den Magen, der ihn zu Boden streckte.

Mir wurde ganz bange bei dem Anblicke des Ueberwundenen, denn ich sah eine wahre Todtenbläße auf seinem Gesichte und große Tropfen Schweiß auf seiner Stirn, auch konnte er kein Wort sprechen. Ein paar Männer trugen ihn ins nächste Bierhaus und besalbten ihn da so lange mit Branntwein, bis er wieder anfing, Luft zu schnappen. Sobald er sich ein wenig erholt hatte, kam sein Gegner, reichte ihm die Hand und bat um Verzeihung. Quint winkte mir, seinen Beutel herauszuziehen und einige Shillinge zum Vertrinken herzugeben, was gar vortreffliche Wirkung that. Denn kaum sah das der Pöbel, der mit uns ins Bierhaus

gekommen war, so wurde Mr. Quint's Tapferkeit bis in den Himmel gehoben, sein Gegner in Verdacht gezogen, daß er Hinterlist gebraucht und den Quint übereilt habe; hätte der Pflasterer nur erst die rechte Positur abgewartet, so würde ihm Quint wohl etwas anderes gezeigt haben, u. s. w.

Diese Beschuldigungen ertrug der Pflasterer mit großer Geduld und ließ sich dabei Essen und Trinken auf Kosten Quint's ganz wohl schmecken. Die übrigen hier versammelten Herren thaten desgleichen und wußten dem Ueberwundenen so vieles zu seinem Troste zu sagen, daß er wacker auftragen ließ und soviel Lobsprüche seiner Tapferkeit anhörte, daß er am Ende selbst glaubte, noch bei seiner Niederlage Heldenthaten verrichtet zu haben; so daß er dieses Haus erst spät in der Nacht mit aller Zufriedenheit verließ, und mir auf dem Wege eine Menge seiner Siege im Boxen und andern Faustkämpfen erzählte. Andere Leute, die Mr. Quint gut kannten, versicherten mir jedoch, daß er im Zweikampfe niemals Proben seiner Tapferkeit abgelegt habe; aber bei jedem Aufstande oder Zusammenlaufe des Volkes immer einer der muthigsten Wortführer sei und ihm, wegen seines Einflußes auf das Volk, auch von Vielen, die ihn sonst nicht achten würden, geschmeichelt werde.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der jüdische Lehrer in der christlichen Schule. — Fatalitäten mit Damen minderer Kategorie. — Mr. Fish als Retter aus der Gefahr. — Der Lumpenmarkt. — Dr. Reyssich. — Mock Turtle. — Ein Doctor der Rechte als Doctor der Medizin. — Ein merkwürdiger Bettler. — Eine ungewöhnliche Art von Bettelei. — Der Club „Wilkes and Liberty". — Master Quint's Aeußerungen im Club.

Ich bemühte mich gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft mit allem Eifer, die englische Sprache recht zu erlernen, und zwar nach einer Methode, die mir schon bei Erlernung anderer

Sprachen gute Dienste geleistet hatte. — Ich übersetzte nämlich wechselweise aus einer Sprache in die andere. Dabei hatte ich nun unumgänglich Jemanden nöthig, der beider Sprachen so kundig war, daß er mich über meine Schnitzer zurecht weisen konnte. Landsmann Mitchel in dem „Wappen von Hamburg" zeigte mir ein Haus, nicht weit vom Towerhill, wo eine deutsche Schule war, in die ich mich eines Tages begab, um zu sehen, ob sich der Herr Unternehmer dieser Anstalt zu meiner Absicht wolle gebrauchen lassen. Es war aber mit diesem Unternehmen, wie mit den Unternehmern der Theater in Deutschland, die selbst nicht agiren und vom Theaterwesen nichts verstehen, als den Gewinnst und Verlust zu berechnen. Dieser Herr Unternehmer einer deutschen Schule verstand kein Wort Deutsch, sondern verwies mich an seinen Unterlehrer, den ich unter einer großen Anzahl kleiner Knaben und Mädchen von sechs bis zwölf Jahren antraf. Er ließ sich durch meinen Eintritt in seine Schule nicht irre machen, sondern fuhr fort, den deutschen Katechismus zu docieren und ich hörte ganz vernehmlich die Fragen: Für wen ist Christus gestorben? Von was hat er uns mit seinem Blute erlöst? u. s. w.

Nachdem der Herr Unterlehrer fertig war und den Kindern ihre neue Lection aufgegeben hatte, wendete er sich zu mir und hörte mein Anliegen. In seiner Antwort konnte er den jüdischen Accent nicht verbergen, den ich bei seiner Katechisirung nicht bemerkt hatte. Ich fragte ihn, woher er sei und ob er in Deutschland oder England die heilige Taufe empfangen habe? Worauf er mir erwiderte: Er sei gar nicht getauft, sondern werde als Jude leben und sterben, wenn auch sein Ende erst nach hundert Jahren erfolgen sollte. Er sei gebürtig von Halberstadt und habe in London kein anderes Mittel gefunden, sein Brot zu verdienen, als dieses, wo er aus deutschen Büchern lehre, die ihm vorgeschrieben seien und die Herr Heydegger am Strande liefere, ohne daß er an dem Inhalte derselben, außer dem todten Buchstaben, den geringsten Antheil nehme, ihm sei es gleichviel, wie er lehre, wenn nur seine Schüler lernten. Uebrigens frage man in England Niemanden um seinen Glauben; der Herr Oberlehrer habe ihn auch nicht

darum gefragt, sondern nur prüfen lassen, ob er fähig sei, die Kinder Deutsch zu lehren. Zwei Tage in der Woche wären für den Katechismus bestimmt, welchen die Kinder auswendig lernten; und er habe den Sonnabend frei, um dem Oberlehrer Platz zu machen, der an diesem Tage Englisch vertrage.

Ich habe diesen Menschen öfters gesehen, und von andern deutschen Juden gehört, daß er ein echter Israelit sei; auch finde ich nichts gegen diese wechselseitige Toleranz einzuwenden, wenn er nur die erforderlichen Kenntnisse zu seinem Amte besessen hätte, so aber verstand er, außer Lesen und Schreiben, so wenig Deutsch, als die meisten gemeinen Juden in Deutschland und war also auch für meinen Zweck gar nicht zu gebrauchen.

Am ersten Mai ist es gebräuchlich in London, kleine Blumensträuße auszutheilen, und mir hatte auch Jemand einen an die Seite gesteckt, an den ich nicht mehr dachte, als ich Abends nach Wapping ging, um den Capitän Berwick, der da wohnte, zu besuchen. Indem ich so in Gedanken fortschleiche, kommt auf einmal eine gemeine Dirne von einer Anhöhe herab auf mich zugerannt, reißt mir den Strauß vom Leibe und küßt mich herzhaft auf die Wange. Meine erste unwillkürliche Bewegung war, sie mit der Hand zurückzuschieben und da fiel sie. Nun sah ich mich augenblicklich von mehr als hundert Menschen, meistens Matrosen und Weibern umringt, die mir den Stock aus der Hand drehten und auf mich loszankten, als ob ich die größte Schandthat begangen hätte.

Zu meinem großen Glücke befand sich unter diesem Haufen ein Matrose vom Schiffe „Queen Charlotte", der sich meiner annahm und den Andern erklärte, daß ich ein Fremder, erst vor Kurzem mit ihm in London angekommen und ein Freund des Schiffsvolks sei. Er begleitete mich bis zum Capitän Berwick, der mich belehrte, daß man in England jede Gunstbezeugung von Frauenzimmern mit Dank annehmen müsse, wenn es auch nur von einer Matrosendirne herrühre. Die Weiber im Hause waren anderer Meinung und lobten mich, daß ich nicht von jeder Strumpet geküßt sein wollte. Ein andermal war ich noch schlimmer daran, dazu gehört aber ein langer Preambel. Mr. Quint hatte mich

und Hollar in ein Speisehaus geführt, welches damals in mancher Beziehung ein sehr merkwürdiges Haus war und vielleicht noch ist, die „Gun Tavern“ auf Piccadilly. Hier speiste man so wohlfeil als nur immer an einem Orte der Welt. Acht Speisen, auf französische Art zubereitet, für einen Shilling. Das will in London etwas sagen! Sechzig bis achtzig Personen speisten auf einmal an einer Tafel und dieser Tafeln werden täglich drei gegeben, um ein Uhr, drei Uhr und sechs Uhr, und allemal mußten damals noch Gäste zurückgehen, die nicht mehr Platz fanden. Niemals in meinem Leben habe ich, weder vorher noch nachher, eine so seltsam gemischte Menschenversammlung gesehen von Nationen und Ständen, Physiognomien und Karrikaturen, von Verschiedenheit in Perrücken, Trachten und Farben der Kleider, vornehmlich aber von großen Fressern. Die Schüsseln, so reichlich sie gefüllt waren, wurden in einem Augenblicke leer und die Speisen verschwanden, als ob sie der böse Geist wegführte. Damit aber dieser Herr nicht auch die Gäste ohne zu bezahlen wegführen möchte, wurden sehr weislich mit der Suppe die Thüren verschlossen und mit Ankunft des Bratens Jedem sein Shilling abgefordert, und dann erst wieder freier Ausgang gestattet.

Als uns Quint das erstemal in dieses Haus führte, trafen wir da einen angenehmen jungen Mann mit feiner Lebensart, Mr. Fish, Esquire, den Quint als einen Bekannten anredete. Er war reich und verzehrte den Theil seiner Einkünfte, den er dazu bestimmt hatte, auf eine Art, die ihm Ehre machte. Dieser Mann, der alte und neue Schriftsteller gelesen hatte und verschiedene Sprachen verstand, sprach mit mir französisch und nahm mich an seine Seite, um mir von Einem und dem Andern der Gäste Nachricht zu geben. Er wies mir unter Anderen zwei Italiener in Knotenperrücken, welche nur über den anderen Tag zu kommen und sich wahrscheinlich auf zwei Tage satt zu essen pflegten. Er zeigte mir Friseure, welche ihr Haarkräusler-Habit ablegen, ehe sie sich an die Tafel setzen und andere Kleider anziehen, welche der Wirth zu diesem Gebrauch immer in Bereitschaft hält und er-

zählte mir viele Anekdoten von dem Hause und von einzelnen Gästen, welche aber zu local sind, um hier mitgetheilt zu werden.

Dieser Mr. Fish half mir einmal aus einer großen Verlegenheit. Ich spazierte einst Nachmittag in einer Gegend der Stadt, wo ich noch nicht gewesen war, auf einer ziemlich großen Straße. Da begegnete mir ein Weib von etwa dreißig Jahren, weder schön, noch häßlich, ehrbar gekleidet, und zwar so, wie damals die Mode in Deutschland war, ohne Hut, was schon etwas seltenes in England ist, auch glaubte ich in ihrem Gesichte etwas Nationaldeutsches zu erblicken.

Ich ging an ihr vorbei, sah mich aber um. Dieses Umsehen hat schon viel Unheil in der Welt nach sich gezogen, von der Zeit der bewußten Salzsäule bis auf den heutigen Tag. Das Weib stand stille, sah mir nach und winkte. Leider! folgte ich dem Winke, in der Meinung, daß es wirklich eine Deutsche sei, die mich vielleicht kenne. Ich redete sie Deutsch an, worauf sie mir aber nichts antwortete, sondern mich bei der Hand nahm, in ein nahes Haus zog und da eine Bouteille Wein forderte. Man schloß ein Zimmer auf, sobald ich aber sah, daß sie wirklich auch nicht ein Wort Deutsch verstand, so bezahlte ich auch eine halbe Krone für den Wein und wollte gehen, ohne ihn zu kosten. Das war aber weder die Meinung der Dame, noch des Wirthes, sie verlangte ganz unverschämt Bezahlung für Gunstbezeugungen, die ich nicht genossen haben konnte, weil die Thüre offen und der Aufwärter mit dem Weine sogleich erschienen war. Ich wollte mich also zu der Bezahlung nicht verstehen, aber der Wirth und sein ganzes Hausgesinde traten auf des Weibes Seite und machten mir allerlei alberne Drohungen. Ich wehrte mich tapfer, schlug mich durch das Hausgesinde, welches mich aufhalten wollte und erreichte zwar glücklich die Gasse, fand aber da schon einen Zusammenlauf von Menschen, die der Lärm herbeigezogen hatte und die der Wirth so gegen mich einzunehmen wußte, daß sich die Komödie eben nicht gar komisch für mich würde geendigt haben, wenn nicht Mr. Fish dazu gekommen wäre. Er war eben auf einem Spazierritte und erblickte meine Gefahr von ferne, kam

sogleich herbeigesprengt und ließ sich von mir das Vorgefallene erzählen.

Der Pöbel wollte mit aller Gewalt den sauberen Herrn Wirth an eine Wasserpumpe ziehen. Die Dame hatte sich mittlerweile aus dem Staube gemacht und Mr. Fish bestand darauf, daß der Wirth mit uns zum Friedensrichter wandeln sollte. Dieser legte sich aufs Bitten und zog sich ins Haus zurück. Ein Theil des Volkes lief, um das Weib zurückzubringen. Nach und nach verliefen sich auch die Anderen und ich setzte mich auf Eines von Mr. Fish's Pferden, welches der Jockey geritten hatte und kam so glücklich aus der Affaire.

Ich glaube, daß einem Fremden in London nichts zu geringfügig vorkommen sollte, wenn es von den Gebräuchen und Sitten anderer großen Städte abweicht. Der selige Möser verdient allen Dank, daß er uns in seinen „Phantasien" mit den Speisehäusern unter der Erde, wo Messer und Gabel an Ketten liegen, bekannt gemacht hat und sein thätiger Forschungsgeist würde gewiß auch den „Lumpenmarkt" entdeckt haben, von dem ich jetzt sprechen werde, wenn er nicht selbst vielen Einwohnern Londons unbekannt wäre.

Ich sah einen polnischen Juden in seiner schwarzen Kleidung neben einigen Frachtwagen wandeln und redete ihn an, weil ich in meiner Jugend selbst in Polen gewesen war und diese Kleidung kannte. Er hieß David, war von Zamosk und zeigte mir auf seinem Wagen zehn ungeheuer große, wohl vollgepfropfte Säcke, worin sich Waaren befanden, die er soeben an die Themse fahren ließ, um sie zu Wasser nach Danzig abzusenden.

Auf meine Anfrage: was er für Waaren einkaufe? bekam ich zur Antwort, daß ich es sogleich selbst sehen könnte, wenn ich ihn begleiten wolle. Wie der Platz heißt, das weiß ich nicht mehr, mich dünkt Fair Lane oder Fetter Lane, wo mit dem Schlage Drei ein Markt eröffnet wird, desgleichen ich anderwärts noch nie gesehen habe. Die Verkäufer, Weiber und Männer, meist in Rockeloren oder Mänteln, unter denen sie ihre Waaren bis zum Glockenschlage

verbergen, schütten, sobald es ertönt, ihre Lumpen auf die Erde, in gehöriger Entfernung eines Haufens von dem andern.

David, der polnische Jude (denn keinen andern Käufer habe ich damals bemerkt), ging mit drei oder vier seiner Leute, die ihm mit leeren Säcken folgten, durch die Lumpenhaufen, sagte einem jeden rechts und links, was er für seinen Haufen geben wollte, zahlte aus und seine Begleiter stopften sofort alles Gekaufte in ihre Säcke. Es waren meistens seidene Lumpen. Mr. David kaufte keine anderen und sagte mir, daß er von dieser Waare jährlich gegen hundert Zentner über Danzig nach Polen schicke, wo aus den seidenen Lumpen noch Hauben und Mieder gemacht würden. Oft kämen auch auf diesem Markte große Stücke, Bettvorhänge und unbeschädigte Kleidungsstücke vor, die wohl leicht gestohlene sein könnten. Für Diebe, untreues Gesinde u. dgl. ist wirklich dieser Markt sehr vortheilhaft. Er dauert nur einige Minuten, die verkaufte Waare verschwindet und wird in ganz England nicht wieder gesehen.

Ich hatte der Kaufmannsdiener gespottet, die in Rotterdam auf der Tafel an dem Hause eines Käse- und Butterhändlers das Wort int groot übersehen oder nicht verstanden hatten; in London widerfuhr mir ein ähnlicher Possen.

Wir, Hollar und ich, gingen an einem Hause vorüber, an dem geschrieben stand: „Schildkröten, die Portion sechs Pence." Wir vermutheten Beide Seeschildkröten, die wir noch nicht gegessen hatten, wenigstens ich noch niemals. Wir gingen hinein, ließen uns zwei Portionen geben, fanden die Speise schmackhaft und hatten eben zum zweiten Male auftragen lassen, als ein uns bekannter Dr. Reyssich, ein Barbiergeselle aus der Pfalz, der hier als Arzt pfuschte, eintrat und uns freundlich ansprach: „Nicht wahr, meine Herren! In England ist der Kalbskopf besser, als in Deutschland?" — Wie kommen Sie auf den Kalbskopf? Wir essen ja Schildkröte. — „Ja, ja! Turtle heißt Schildkröte, aber draußen an der Tafel steht Mock Turtle und das will soviel sagen als: falsche Schildkröten, die in diesem Hause aus Kalbskopf ohne die Haut zubereitet werden." Diesem zufolge erkundigte ich mich

weiter über das Wort Mock und finde davon in meiner Schreibtafel die Anmerkung: Mock Turtle, falsche Schildkröte; Mock Doctor, ein Doctor zum Spaß, ein falscher Doctor; so wie auch Herr Doctor Reyssich einer war, der uns belehrte.

Dergleichen Doctores von deutscher Abkunft gibt es sehr viele in London; denn das gemeine Volk hat eine große Anhänglichkeit an High german Doctors (Hochdeutsche Aerzte) und setzen alles Vertrauen in ihre Kunst. Viele deutsche Juden und Christen ergreifen ohne alle Kenntnisse von der Arzneikunst dieses Mittel, um davon zu leben; sie quacksalbern und keine Polizei hindert sie, weil die englische Freiheit jedermann gestattet, sich umzubringen, wie er will.

Ich habe in London einen gewissen Dr. B** aus Dresden gekannt, der in Marybon ein ganz artiges Quartier bewohnte und laut seiner Ankündigung für die Weiber ein sehr heilsamer Arzt war.

Diesen Mann besuchte ich bisweilen, weil er angenehm wohnte und einen Garten beim Hause hatte. Ich fand allemal sein Doctor-Diplom auf Pergament, mit dem Siegel der Universität Wittenberg zur Schau auf dem Tische, vermuthlich um den Schwachgläubigen allen Verdacht zu benehmen über seine Doctorschaft. Ich schlug den Brief einmal auseinander und las zu meiner großen Verwunderung, daß der Doctissimus B** zwar ganz richtig in Wittenberg Doctor geworden war, aber Doctor beider Rechte. Hingegen kannte ich noch einen andern deutschen Doctor, der seine Sache verstand, obgleich er nichts anderes als ein Barbiergeselle war, der sich ein schönes Vermögen erworben hatte, Wagen und Pferde hielt und seine Einkünfte jährlich auf sieben bis achthundert Pfund rechnen konnte. Er war aber nur ein Doctor der Füße, der sich außer den Operationen, Hühneraugen auszuheben und Nägel abzuschneiden, mit keinem andern Zweige der Arzneikunst abgab.

Einst ging ich Nachmittags um 3 Uhr mit Mr. Fish über Hallborn, da stand er auf einmal still, nahm einen Shilling und brachte ihn einem Bettler, der auf der Gasse an einer Hausthür saß und die Vorübergehenden anbettelte. Diesen Ehrenmann fanden wir gerade bei seiner Mittagsmahlzeit und einen wohlgekleideten

Knaben hinter ihm, der ihn bediente. Der Tisch war unter freiem Himmel mit sauberem Tischzeuge gedeckt und darauf stand Kalbsbraten, Blumenkohl, Pudding und ein Krug Porter. Fish merkte meine Verwunderung über die gute Kost eines Gassenbettlers und sagte mir: Eben deswegen gebe er diesem Armen vor andern, weil er kein Heuchler sei; er habe nur einen Fuß und also gegründete Ansprüche auf Almosen; wenn ihm nun sein Handwerk so viel einträge, daß er leben könne, warum solle er es nicht thun?

Eine andere ungewöhnliche Art von Bettler sah ich einmal mit Mr. Quint in Islington. Neben uns in London, bei Crown Court, wohnte ein Kupferschmied, den ich wohl kannte, weil er auch zu dem Club des Mr. Quint gehörte. Er war von Person ein ansehnlicher Mann, hielt Gesellen und schien wohlhabend zu sein. Wir, Hollar, Quint und ich, waren nach Islington gefahren, wo, ich weiß nicht mehr was? zu sehen war. Da erblickten wir unsern Nachbar Kupferschmied, umringt von vielem Volke, auf öffentlicher Straße, schmutzige Lieder singend. Seine kräftige Baßstimme wurde mächtig beklatscht und sein Hut war beinahe schon halb voll von Kupfermünzen, die ihm seine Zuhörer hineinwarfen. Darüber mußte er nun freilich im ersten Club darnach von Mr. Quint vieles leiden; er lachte aber dazu, entschuldigte sich, daß er sein Geld in Islington vertrunken und noch Durst gehabt habe; von seiner Wohnung sei er noch zu entfernt gewesen und habe also Gebrauch von seinen Talenten gemacht.

In diesem Club wurde täglich gar sehr gekannegießert und besonders über die Freiheit sehr vieles geschwatzt. „Wilkes“ und „Liberty“ war die Devise des Clubs. Wenn nun Mr. Quint einen Rausch hatte, was nichts seltenes war, so war es ihm gleichviel, über eine und dieselbe Materie pro et contra zu disputiren. Wenn er bei Deutschen war, da wußte er die englische Freiheit über alles herauszustreichen; hingegen im Club suchte er die nämliche, so hoch belobte Freiheit nur lächerlich zu machen.

„Hier ist eine schöne Freiheit,“ sagte er zu den Engländern, „ich bin nicht einmal so frei, daß ich mir den Kaffee selbst brennen kann, den ich mir koche; ich muß ihn gebrannt kaufen, oder den

rohen Kaffee erst in einem dazu bestimmten Hause brennen lassen und dafür bezahlen. Im deutschen Reiche, wo ich zu Hause bin, kann ich essen und trinken, was mir beliebt, um den Preis, den die Sache kostet, sie mag kommen aus welchem Lande sie will; und hier muß ich den Wein z. B. zehnfach bezahlen, der aus Frankreich kommt, blos darum, weil er von da und nicht von wo anders herkommt und dergleichen mehr".

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eine unangenehme Entdeckung in Bezug auf Hollar. — Die Juden Oppenheimer aus Frankfurt und Fränkel aus Berlin. — Entschluß an die Küste von Guinea zu reisen.

So durchlebten wir, Herr Hollar und ich, ganze sechs Wochen und ich kam nun immer mehr und mehr in die traurige Gewißheit, daß ich weder von der Herzogin, noch vom Grafen Wartensleben in Mainz, Antwort auf meine Briefe erhalten würde.

Für diesen Fall war mein Plan auch schon fertig und es war am 8. Juni (1772), als ich den ersten Schritt zu seiner Ausführung machen wollte. Ich hatte nun wohl gemerkt, daß es mit Hollar in Surinam nicht ganz richtig sein mochte, denn von den Gütern und Ballen, die in London liegen sollten und von der Abreise nach Surinam wurde gar nichts mehr erwähnt. Er hatte mit niemand Umgang, als mit den Leuten, die wir Beide in London erst hatten kennen gelernt, schrieb keine Briefe, ging immer nur in meiner Gesellschaft aus, konnte auch ganze Tage allein zu Hause sitzen und lesen, wenn ich etwa ohne ihn ausging; zeigte übrigens keine Thätigkeit oder Anstalten zu seiner Abreise und sprach auch davon gar nicht mehr, bezahlte aber noch immer alles, was aufging für uns Beide mit größter Bereitwilligkeit, ohne Einschränkung, oder das geringste Zeichen von übler Laune, Reue oder Besorgniß für die Zukunft.

Ich dachte: „Es mag mit dem Manne eine besondere Bewandtniß haben, die er nicht sagen will und war zu discret, in seine Geheimnisse zu dringen. Reich muß er sein, sonst könnte er nicht so viel verwenden für sich und mich, der ich ihn nichts angehe." Mein Vorsatz war, ihm fürs Erste dafür zu danken, daß er mich seither allein erhalten hatte und ihm begreiflich zu machen, daß ich ihm nicht so große Unkosten würde gemacht haben, wenn ich in den ersten Tagen vorausgesehen hätte, daß man mich ohne Antwort würde sitzen lassen. Damals hätte ich mit fünfzehn Guinéen zurück- und der Herzogin nacheilen können; würde er mir so viel vorgeschossen haben, so hätte er diese Summe wenigstens sechsfach erspart. Vom Anfange, ehe ich seine großmüthigen Gesinnungen für mich gewußt hätte, wäre ich nicht kühn genug gewesen, ihn darum anzusprechen: aber nun könnte ich es wagen, ihn noch um so viel zu bitten, womit ich meine Rückreise nach Deutschland antreten möchte; er würde dabei noch immer ein Ansehnliches ersparen, wenn er diese Summe mit dem Aufwande vergleichen wollte, den ich ihm machen würde, wenn er fortfahren möchte, mich noch ferner an seinen Wohlthaten theilnehmen zu lassen. Von meinen Umständen habe ich ihm nichts verschwiegen und er würde wohl selbst einsehen, daß mir nichts anderes zu ergreifen übrig sei. Mein Dank würde ihm in jedem Welttheil nachfolgen und wenn sich mein Schicksal glücklicher wenden sollte, auch der wirkliche Ersatz meiner Schuld.

Diesen langen, wohlausstudierten Sermon hörte er an, ohne mich zu unterbrechen. Er saß auf seinem Bette, schwieg noch einige Minuten, als ich fertig war, und sagte endlich in seiner angenommenen holländischen Mundart: „Fifftien Guinées? Mynheer! ich habe nicht mehr so viel." Mit diesen Worten warf er seinen Geldbeutel auf den Tisch, den ich aber nicht berührte. Mir kam gar nicht in den Sinn, daß sich das ganze Vermögen eines solchen Mannes in einer gestrickten Börse befinden könnte. Ich glaubte, die Rede sei nur vom Baaren. Ich sagte ihm also, daß es keine Eile habe; wenn ich nur wüßte, daß er seine Freundschaft für mich noch mit dieser großmüthigen Handlung krönen wolle, so

würde ich schon warten, bis er einen seiner Wechsel zu Gelde gemacht habe. Darauf antwortete er: „Wenn ich das gewußt hätte, so würde ich ein paar hundert Guinéen mehr zu mir gesteckt haben."

Des Mittags beim Essen schien mir Hollar etwas tiefsinniger als gewöhnlich. Ich konnte mir das nicht erklären. Daß er nicht geizig war, wußte ich aus der geprüftesten Erfahrung; aber doch, dachte ich, gibt es Menschen, die in Gesellschaft nach und nach zu Hunderten willig ausgeben, sich aber lange besinnen, wenn sie zehn auf einmal wegschenken sollen. Vielleicht hat der Mann nachgerechnet und bereut jetzt, so viel unnütz verschwendet zu haben.

In diesen Gedanken ging ich mit ihm nach dem Essen wieder in unser Quartier. Hollar stieg in sein Zimmer und ich blieb unten bei Mistreß Quint zum Thee, denn ihr Mann war nicht zu Hause. Es verzog sich lange, bis der Thee fertig war, und als wir tranken, trat ein deutscher Jude herein, Oppenheimer aus Frankfurt am Main, den uns Quint zum Lohnlakai anempfohlen hatte und den ich wohl leiden konnte, weil er viel zu erzählen wußte und mich mit einigen Leuten bekannt gemacht hatte, die mir Beiträge zur Menschenkenntniß lieferten, besonders mit einem Juden von Berlin, Fränkel. Oppenheimer trug einen Bündel, als er eintrat. Mistreß Quint verstand nicht deutsch. Ich fragte ihn, ob er etwas zu verkaufen habe? Er antwortete, daß sich in seinem Bündel ein Dutzend Hemden befänden, die ihm der Herr oben zu versetzen gegeben habe; beim Pfandleiher bekomme man zu wenig, er wolle der Mistreß Quint das Pfand anbieten.

Darüber erschrak ich von ganzem Herzen und nahm den Juden, ohne ihm einen Augenblick Zeit zu lassen, mit mir hinauf zu Hollar. Da kam es nun endlich zu Aufklärungen, die mich leider überzeugten, daß Hollar in der weiten Welt keinen Heller mehr hatte, als was er bei sich trug; aber nicht nach seinem Geständnisse, denn er blieb diesmal und allemal dabei, daß er Plantagen in Surinam habe und nur bedauere, nicht ein- oder zweihundert Guinéen mehr zu sich gesteckt zu haben. Nie hat er anders geredet, vom

Anfange bis zum letzten Augenblicke, da wir von einander schieden; und nie habe ich einem Manne, dem ich so viel zu verdanken hatte, ins Angesicht widersprechen können, so deutlich er sich auch selbst widersprach.

„Aber können Sie denn nicht“, fragte ich, „auf jemand trassieren oder an einen Correspondenten schreiben, daß er Ihnen Geld übermache?“ — „Das könnte ich wohl, aber es wird lange dauern bis Antwort kommt, denn in Holland kann ich dermalen über nichts disponiren.“ Aus der Art, wie er mir Dieses sagte, konnte ich schließen, daß von dieser Seite nichts zu hoffen sei. Um seine Waaren, wovon er mir auf dem Schiffe schon erzählt hatte, mochte ich nicht fragen, um ihn nicht noch in größere Verlegenheit zu setzen; aber ich wollte doch ganz entschieden wissen, woran wir mit einander waren und fuhr fort zu fragen: „Was ist nun Ihr Gedanke, Freund! Was wollen Sie anfangen? Wo gedenken Sie hin?“ — „Wir wollen beisammen bleiben.“ — „Also werden wir wohl unser Glück auf der See suchen müssen?“ — „Das werden wir wohl müssen.“ Ich hätte freilich wohl sagen können: „Wir wollen nach Surinam auf Ihre Plantagen gehen; jeder Schiffer wird uns gern mitnehmen, wenn wir auch die Fracht erst dort bezahlen“, aber ich sah nun wohl, wie die Sachen standen und wollte den Mann, dem ich so viele Verbindlichkeit schuldig war, nicht beschämen.

Diesen ganzen Discurs hatte Oppenheimer mit angehört, und kam nun mit seinem wohlmeinenden Rathe und unmaßgeblichen Vorschlage: „Sie brauchen sich gar nicht zu grämen, meine Herren! Auf dem Fuße, wie Sie hier bei Mr. Quint leben, können Sie bei ihm oder auch in einem größern Quartier Kredit haben, wenigstens bis Weihnachten. Ich verspreche, daß Ihnen in der Nachbarschaft Fleischer und Bäcker borgen sollen, wenn Sie meiner Vorschrift folgen wollen und zu Ihren Nebenausgaben dürfen Sie nur Waaren in Seiden-, Tuch- oder Galanteriehandlungen auf Kredit nehmen und sie gleich gegen coulante Zahlung wieder verkaufen, zu welchem allen ich Ihnen hilfreiche Hand leisten werde.“

Darauf antwortete ich nichts und war übrigens nicht unzufrieden, daß der Jude alles mit angehört hatte, denn ich sah wohl ein, daß wir einen Vertrauten seiner Art nöthig haben würden.

Das Phlegma des Herrn Hollar bei alledem läßt sich nicht beschreiben; ich aber brachte diese Nacht schlaflos zu. Ich legte mir alle Verbindlichkeiten, die ich gegen Hollar hatte, ans Herz und obgleich mir seine Art zu handeln unbegreiflich war und noch ist, so hatte ich doch aus seiner Schwäche, oder wie man es nennen will, Nutzen gezogen, und ihn früher, als es ohne mich geschehen sein würde, in die gegenwärtige Lage gebracht. Ich hielt mich also verpflichtet, ihn nicht zu verlassen, erwählte mich selbst von nun an zu seinem Vormunde, und machte Pläne für die Zukunft. Was konnte ich aber für Pläne machen?

Den Vorschlag Oppenheimer's hatte ich gleich verworfen, als ich ihn hörte, wollte aber aus andern Gründen meine Meinung nicht sagen. Das wußte ich wohl, daß man in London auf Jahr und Tag leicht Kredit bekommt, wenn man in einem anständigen Hause wohnt; ich wußte aber auch, daß ein Mensch in England, der nicht bezahlen kann, seine Freiheit verliert und eingesperrt wird, was für einen Ausländer doppelt traurig ist, wie ich selbst in der Flüt und Kingsbench mit eigenen Augen gesehen hatte.

Mein Erstes war also, Herrn Hollar zu ersuchen, daß er mir seinen dermaligen Vermögensstand, den er um und an sich hatte, getreulich anzeigen möchte. Und da fand sich denn in seiner Börse noch etwa anderthalb Pfund Sterling. Seine Koffer enthielten, außer wenig Wäsche und Kleidung, nichts als Dinge ganz ohne Werth. Ich fand auch nicht eine Spur von den neuen seidenen Strümpfen, um derentwillen wir an jenem Sonntage früh eine Guinée zahlten und das Schiff verließen. Ich hatte mir wenigstens ein paar Dutzend vorgestellt, weil man ein oder zwei Paar leicht in der Tasche verbergen kann. Ich fing nun damit an, unsere Schulden zu berichtigen, deren wir einige hatten; allein, obgleich Uhr und Degen und mehrere Möbel von uns Beiden durch Oppenheimer versetzt oder verkauft wurden, so langte das alles doch nicht so weit, auch die Hausmiethe, die wir noch schuldig waren, an Quint zu bezahlen.

Briefe hatte ich inzwischen auch von meiner Frau erhalten, die so wenig Tröstliches enthielten, daß ich mich nun ganz entschloß,

mit Hollar, es sei auf welche Art es wolle, mein Glück zu versuchen. Es verzog sich aber noch lange. Einestheils hoffte ich doch immer noch auf Briefe, wenigstens von Mainz, dann war auch noch nicht entschieden, auf welche Seite der Wind unsere Federn blasen würde? Keine Gelegenheit kam uns entgegen und so verzehrten wir das Geld, das wir nach und nach aus unsern Sachen lösten, bis es die höchste Zeit war, einen festen Entschluß zu fassen.

Oppenheimer sagte uns, daß wir, wenn wir eine Fahrt nach der Küste von Guinea machen wollten, in Jahr und Tag wieder zurückkommen und wenigstens fünfzig Guinéen reinen Gewinnst mitbringen könnten; daß wir uns aber in diesem Falle in Liverpool einschiffen müßten. Bis dahin waren beinahe 250 englische Meilen, welche wir in drei Tagen hätten zurücklegen können, wenn uns das nicht gefehlt hätte, was man braucht, um mit einer Landkutsche oder mit der Post zu fahren.

Quint's Haus wollte ich auch nicht heimlich verlassen. Wir ließen also fast alles, was wir noch an Wäsche und Kleidung hatten, in unsern Zimmern und ich sagte Quint, als ich ihm die Schlüssel gab, daß wir auf etliche Tage auf das Land gehen wollten; und dann wanderten wir am 6. Juli (1772) von London aus zu Fuße nach Liverpool.

Dieser Reise muß nun freilich ein eigenes Kapitel gewidmet werden, aber ich muß auch dem gegenwärtigen noch einen kleinen Anhang geben.

Wer es mir als einen unverzeihlichen Leichtsinn anrechnet, daß ich ohne weitere Nachfrage und blos auf eines armseligen Juden unmaßgeblichen Vorschlag an die Küste von Guinea segeln und mir fünfzig Guinéen verdienen wollte, ohne zu wissen, auf welche Art und Weise, der muß meine Denkungsart und meine damalige Situation zusammenhalten und mich darnach beurtheilen.

Ich glaubte so wenig an die fünfzig Guinéen und die Fahrt an die Küste von Guinea, als Oppenheimer an den Rosenkranz; aber es war ein Anlaß zu unserer Entfernung von London. Ich konnte mich an dem Orte, wo ich doch so manchen respectabeln

Bekannten hatte, unmöglich in der traurigen Gestalt zeigen, die wir zu erwarten hatten. Denn am Ende war doch kein anderes Mittel, als sich wie der gemeinste Mensch auf ein Schiff anwerben zu lassen und was hatte ich noch für andere Aussichten? Mich etwa in der Gesellschaft Hollar's, den ich nicht verlassen konnte und wollte, zurück nach Deutschland zu betteln, wo ich mit jeder Meile Verwandten und Bekannten näher kam, von denen ich nichts zu hoffen hatte? und endlich bei den Meinigen mit einem Kollegen zu erscheinen, ohne für uns alle Hülfe mitzubringen oder zu finden? Nein! wenn ich elend leben oder im Elende umkommen sollte, so war mir der entfernteste Winkel der liebste.

Andere werden mir den Vorwurf machen, warum ich mich Niemand entdeckt und mich nicht an die Minister, denen ich empfohlen war, nicht an Mr. Fish oder Quint gewendet habe? Denen diene zur Antwort, daß ich von Jugend auf wenig auf menschliche Hilfe aus bloßem guten Herzen gerechnet habe. Bei Einigen hätte ich mich verächtlich gemacht und von Keinem so viel erwarten können, als wir zu unserer Rettung brauchten. Die geringe Meinung, die ich von uneigennütziger Theilnahme der Menschen hege, hat sich gar oft in meinem Leben gerechtfertigt. Alles Gute habe ich Gott allein zu verdanken, nicht weil ich es vor Anderen verdient habe, sondern weil er sich der Blöden annimmt, denn es fehlt mir ganz und gar an Dreistigkeit, von jemand etwas zu erbitten und im gemeinen Leben ist die kalte Aufnahme eines Großen oder Kleinen schon Anlaß genug, daß ich mich denselben nie wieder nähere. Der Bescheid, den mir der Kammerdiener des Herzogs von Northumberland von ihm brachte und der mir seiner unwürdig schien, erweckte in mir eine Art von Verachtung, die mir nicht erlaubte, ihn wieder zu sehen.

Ich war schon seit 1761 Freimaurer, stand in höheren Graden, hatte meine Atteste darüber bei mir und konnte mit gutem Gewissen Anspruch auf Beihilfe von den Logen machen, denn ich hatte oft genug für Andere beigesteuert, aber auch in der äußersten Noth habe ich mich nie entschließen können, auf diesem Wege um etwas, mündlich oder schriftlich, zu bitten.

Wenn mich Hollar auf irgend eine Weise angespornt hätte, irgendwo Hilfe zu suchen, so hätte ich mich vielleicht um seinetwillen dazu entschließen können. Er blieb aber ganz unthätig und verhielt sich durchaus nur leidend, so daß ich aus seinem ganzen Betragen, welches ich hier redlich und wahrhaft geschildert habe, nichts anderes schließen konnte, als daß er zu träge sei, selbst zu denken und zu handeln, so lange er jemand um sich hatte, der diese menschlichen Verrichtungen für ihn übernehmen wollte und das Talent besitze, sich fortzuhelfen und ihn mitzuschleppen. Nun, das wollte ich auch! So betrübt alle Aussichten vor uns standen, so wollte ich doch mein Schicksal mit ihm theilen. Ob uns nun dieses an die Küste von Guinea oder wo anders hinführen würde, das wußte ich damals, als wir London verließen, noch so wenig als er. Ich erwartete nichts Köstliches, aber was uns bevorstand, wollte ich lieber an einem andern Orte als in London erleben.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Fußreise von London bis Northampton. — Vorurtheile gegen die Fußgeher. — Die angeblichen Flüchtlinge vom Hofe der Königin Mathilde von Dänemark. — Abenteuer auf der Reise. — Geldmangel. — Die Herzogin von Bedfort. — Herr Ockely, der Prediger der mährischen Brüder.

Am 6. Juli zogen wir aus, Jeder zwei Hemden auf dem Leibe und ebensoviel in der Tasche, und speisten Mittags in Islington, gar nicht verhältnißmäßig mit unserm Geldvorrathe.

Oppenheimer hatte uns bis hieher begleitet und gab uns beim Abschiede seinen Segen. Er tröstete uns mit dem Beispiele des Patriarchen Jacob, der auch einen gar weiten Weg zu Fuße gereist sei und bedauerte, daß der Stein, worauf er den bekannten Traum geträumt habe, jetzt in der Westminster-Abtei aufbewahrt und den Fremden für Geld gezeigt werde, sonst könnte er auch uns zum sanften Kopfkissen dienen.

Sobald wir die freie Landstraße erreicht hatten, wurden wir eine sehr unangenehme Aufmerksamkeit auf unsere Person gewahr. Reitende, Fahrende (denn Fußgänger waren außer uns keine) hielten bisweilen still, um eine so unerhörte Erscheinung, zwei Gentlemen zu Fuße, zu bewundern. Wir hörten hier und da von Foot Pads, Bog Trotters (Straßenräuber) schwatzen und hörten ganz deutlich, daß ein Jeder, der uns begegnete, sich die Freiheit nahm, über uns zu urtheilen und das eben nicht zu unserem Vortheile, ja sogar eine Frau zu St. Albans oder Barnet, die wir um ein Glas Wasser ansprachen, schlug es uns rund ab und sagte: Es sei nicht gentlemanly, Wasser zu trinken; dort in der Schenke sei Wein, Bier und Cyder genug zu haben. Ich gestehe, daß ich auf dieses den Engländern allein eigene Vorurtheil nicht vorbereitet war. Ich hatte von Jugend auf bei der Kavallerie gedient und dies war meine erste Reise zu Fuß, von der ich mir schon im voraus alle damit verknüpften Unannehmlichkeiten vorgestellt hatte, aber darauf war ich nicht gefallen, daß in England ein solcher Schimpf auf den Fußgängern lastet; denn mir war auf den vielen Reisen, die ich durch verschiedene Länder gemacht hatte, auf meinem Pferde oder in meinem Wagen nie in den Sinn gekommen, über Einen der Millionen Menschen, die mir zu Fuße begegnet waren, zu spotten. Ich sah gleich ein, daß hier ein Roman nöthig war, um unsern gedemüthigten Zustand mit einer scheinbaren Ursache zu bedecken. Damals war die dänische Geschichte mit Struensee und Brand noch ganz neu; ich verabredete also mit Hollar, daß wir uns für Leute vom Hofe der Königin Mathilde, die sich geflüchtet hätten, ausgeben wollten und das that seine Wirkung.

Wir gingen diesen Tag bis Neemes (Nimes). Hier wollten wir die Nacht bleiben. Neue Proben vom Vorurtheile gegen die Fußgänger! Niemand wollte uns aufnehmen, alle entschuldigten sich, daß kein Platz mehr sei und alle wiesen uns zum „Black Horse" (Rappen) am Ende des Ortes. Ich vermuthete diesem nach, daß das ein elendes Haus, nur für den geringsten Pöbel sei; das war es aber wahrlich nicht, sondern das beste, sauberste

und angenehmste Wirthshaus, das mir noch auf allen meinen Reisen aufgestoßen ist. Ein schönes Weib stand vor der Thür und sprach mit ihrem Töchterchen, einem Kinde von etwa sieben oder acht Jahren, französisch. Ich fiel gleich ein und fragte in dieser Sprache: ob wir hier Nachtlager haben könnten? was uns mit einer Verneigung zugestanden wurde. Aber auch gleich, nachdem die Frau uns in das Gastzimmer, oder wie man es in England nennt, die Küche geführt hatte, fragte sie ganz naiv: Wie es käme, daß ein Paar solcher Gentlemen zu Fuße reisten?

Hier brachte ich also meine Erfindung von Dänemark zum erstenmale an und sie fand gute Aufnahme. Dieses gute Weib verließ mich von nun an nicht mehr, sondern führte uns in ihr Wohnzimmer, nöthigte mich zu ihr auf den Sofa und konnte gar nicht aufhören, nach dem Schicksale der Königin Mathilde zu fragen und weinte bitterlich, als ich ihr dieses noch als unentschieden angab. Wir speisten mit ihr und ihrer Familie des Abends sehr gut, bekamen schöne Betten mit seidenen Vorhängen und fanden überhaupt in diesem Hause Reinlichkeit und Ordnung bis zur Pracht. Der Wirth war anfangs nicht zugegen und als er kam, schüttelte er uns treuherzig die Hand und sagte: „Daß die Herren bei mir eingekehrt sind, habe ich nur dem Hasse meiner Nachbarn zu danken; denn weil Sie zu Fuß gehen, werden Sie gewiß alle andern Wirthe ab und zu mir gewiesen haben; ich bin ein Irländer, habe mit dieser meiner Frau eine ganz gute Heirat gemacht und werde deswegen von den Einwohnern dieses Ortes beneidet und verfolgt.“

Da blieben wir also die ganze Nacht und leider mußte ich hier eine Unterredung des Wirthes mit seiner Frau anhören und verstehen, welche die übelste Folge für unsere Kasse hatte. Entweder glaubten die Leute, ich verstünde nicht englisch, oder war das Gespräch darauf abgezielt, daß ich es verstehen und mich darnach richten sollte. Kurz, ehe wir schlafen gingen, sagte die Frau zu ihrem Manne: „Die Umstände dieser Fremden mögen wohl nicht die besten sein, wir sollten keine Bezahlung von ihnen nehmen.“ Darauf erwiderte er: „Ich bin es wohl zufrieden, wie

kann ich ihnen aber das anbieten, ohne sie zu beleidigen? Ich werde die Rechnung machen nach der Ordnung; wenn es zum Bezahlen kommt und sie verzögern, dann menge Du Dich darein und mache es ihnen auf eine höfliche Art begreiflich, daß sie nichts zu bezahlen brauchen."

Das war freilich deutlich genug, aber bei mir von ganz anderer Wirkung und ein sicheres Mittel, mir den letzten Heller aus dem Beutel zu holen. Ich fragte beim Schlafengehen nach der Rechnung, bezahlte sie eilig und entfernte mich ohne anzuhören, was man noch sagen wollte. Ich hätte um alles in der Welt nicht anders handeln können, obgleich unsere Zehrung mehr betrug als wir bei guter Wirthschaft in drei Tagen würden verzehrt haben, denn wir hatten ein paar Flaschen Wein (freilich wohl ungefordert) ausgestochen.

Als wir früh morgens nüchtern weiter wandeln wollten, bat sich die Frau die Ehre aus, uns mit einem Frühstücke zu bedienen und verbot sich voraus alle Bezahlung, auf die wir uns auch nicht hätten einlassen können. Der Abschied war treuherzig von beiden Seiten und nun ging es weiter. Diesen Tag bis Woburn, einen Ort, der damals dem noch unmündigen Herzoge von Bedfort gehörte, welcher unter der Vormundschaft seiner Mutter stand.

So wie wir uns weiter von London entfernten, wurden wir von den Fahrenden und Reitenden weniger begafft und in Woburn fanden wir gleich im ersten Wirthshause ohne Weigerung Aufnahme. Wir hatten im Vorbeigehen das Schloß und den schönen Park des Herzogs von Bedford gesehen und wurden in unserem Nachtquartier mit nichts als Lobsprüchen über den großen Reichthum dieses jungen Herrn und den Tugenden seiner Mutter, ihrem Triebe zum Wohlthun und dergleichen mehr, unterhalten.

Als wir früh bezahlt hatten und Beide den geringen Vorrath, der uns übrig blieb, traurig anschauten, ermannte sich Hollar und forderte mich auf, zu der Herzogin zu gehen, oder auch nur einen französischen Brief an sie zu schreiben, eine Guinée sei eine Kleinigkeit für diese Dame und für uns so wichtig, daß wir damit bis Liverpool auslangen könnten. Ich ging ungern daran, aber

die Beredtsamkeit des Herrn Hollar, die mir etwas ganz Neues war, bewog mich zu diesem Schritte, und eine lakonische Bittschrift, worin ich ihrer Hoheit den Vorzug, daß ich von ihr und Niemand Anderen eine Guinée bitten und annehmen könnte, recht geltend machte, mußte nach meiner Meinung so eine Kleinigkeit erwirken. Papier und Feder kosteten uns einige Pence, ich mußte dem Weibe, das den Brief auf das eine englische Meile entlegene Schloß trug, einen Shilling Botenlohn geben und wir ließen uns in der sicheren Erwartung der erbetenen Guinée, à conto derselben, unterdessen ein Frühstück geben. Und siehe! unsere Botin kam, brachte mir meinen Brief erbrochen zurück mit der Nachricht, er brauche keine Antwort.

Wir wanderten also sehr übel gelaunt weiter. Unsere Baarschaft bestand in zwei Shilling vier Pence, welche des Mittags verzehrt wurden und weil wir uns nun, so ganz entblößt vom Gelde, in kein Wirthshaus mehr wagen durften, so schliefen wir diese Nacht unter freiem Himmel in einem Heuhaufen, fünfundfünfzig englische Meilen von London, zu Folge der Aufschrift, die auf einer Meilensäule auf der Chaussée zu lesen war.

Am 9. Juli trafen wir in Northampton ein und waren so abgemattet, daß wir beschlossen, in ein Wirthshaus zu gehen, darin Ruhetag zu machen und uns den Kopf wegen der Bezahlung nicht vor der Zeit zu zerbrechen. Man wies uns in eine Schänke der Vorstadt, welche Fußgänger aufnahm. Wir ließen uns da Thee und Butterbrod geben und eine Schlafstätte anweisen, denn der Schlaf unter freiem Himmel hatte uns nicht sehr erquickt; wenigstens war mir nicht möglich gewesen, eine Auge zuzumachen. Mittags erwachten wir und mit uns die Sorgen der Nahrung. Der erste Vorschlag war, ein Paar Hemden zu verkaufen; es fand sich aber noch eine silberne Halsschnalle, welche zuerst an den Mann gebracht werden sollte. Dazu suchten wir in der Stadt einen Gold- oder Silberschmied und fanden keinen. Ich fragte nach einem Juden und der Mann, den ich fragte, antwortete: „Es sei zwar sonst ein Jude in Northampton, er sitze aber jetzt Schulden wegen im Gefängnisse; wozu ich des Juden bedürfe?“ — „Um deutsch mit

ihm zu reden; ich kann nicht gut englisch und habe Auskunft nöthig über den Weg nach Liverpool." — „Wenn das ist, so gehen Sie nur in dieses Haus und fragen Sie nach dem Herrn Ockely, dem Ordinario oder Prediger der mährischen Brüder, der spricht vollkommen gut deutsch."

Die mährischen Brüder, die man in Deutschland Herrnhuter nennt, waren mir von Kindheit an sehr gut bekannt; ich erinnere mich noch, den Grafen Zinzendorf als Kind gesehen zu haben und kannte auch den Bischof Spangenberg, Baron Rantzau und Mehrere persönlich. Ich ging also, nachdem ich Herrn Hollar in unser Quartier zurückgeschickt hatte, in das Haus und fand Herrn Ockely mit seiner Gattin, einer schon ältlichen, angenehmen Frau, im Garten. Meinen Eingang machte ich mit Entschuldigungen, die ich mit meinen Bekanntschaften unter der Gemeinde beschönigte und das Ende war die Bitte um die Postroute nach Liverpool. Diese wurde mir sogleich aus einem Kalender in die Schreibtafel dictirt, zugleich aber mit einer, mir sehr unangenehmen Frage begleitet: „Auf welche Art ich dahin zu reisen gedächte?" „Zu Fuß," war meine Antwort und ein Seufzer, den ich nicht unterdrücken konnte, begleitete sie. Unterdessen hatte Mr. Ockely seiner Frau einen Wink gegeben, den sie befolgte und abtrat. So wie wir allein waren, sagte er: „Mein Herr! von hier über Leicester und Derby sind noch 140 Meilen nach Liverpool; es ist mir auffallend, daß ein Mann wie Sie, wenn ich auch nur Ihre Natur in Betracht ziehen wollte (meine Länge ist sechs Fuß und meine Korpulenz verhältnißmäßig), eine so weite Reise zu Fuß macht. Die Route, die Sie eben aufgeschrieben haben, mag es wohl nicht allein sein, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft. Reden Sie frei! So ein offenes Zuvorkommen erweckt bei mir allemal Zutrauen."

Ich erzählte ihm nun wahrheitsgemäß meine ganze Geschichte und verschwieg auch nicht den Zustand unserer Finanzen. Er hörte alles aufmerksam an, schüttelte den Kopf und sprach endlich mit dem Anstande eines alten Propheten: „Mein Herr! der Weg, den Sie gehen, wird Sie schwerlich zur Ruhe und Glückseligkeit führen.

Kehren Sie um! Ich will Sie selbst auf meine Kosten bis London zurückbringen."

Für dieses großmüthige Anerbieten dankte ich ihm mit vieler Rührung, wiederholte aber auch alle Verbindlichkeiten, die ich gegen Hollar hatte und betheuerte, daß ich ihn unter diesen Umständen nicht verlassen würde. Mr. Ockely antwortete, daß er selbst in das Haus kommen würde, wo wir eingekehrt waren und daß wir indessen daselbst auf seine Kosten zehren sollten.

Er kam um sieben Uhr, aber leider ging es auch meinem Freunde Hollar wie mehrere Male. Herr Ockely fragte ihn beim ersten Anblicke, ob er nicht ein Jude sei? In der Folge sagte er ihm, daß er keine gute Meinung von ihm habe und wiederholte mir sein Anerbieten mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ich mich von diesem Menschen trennen müsse. Nur in diesem Falle würde er alles Mögliche für mich thun, aber im Gegentheile auch nicht das Mindeste mehr, als was unsere Zehrung in Northampton beträfe. Alles Dieses sagte er rein deutsch in Gegenwart Hollar's, den dieser unhöfliche Epilog so aus seinem Phlegma weckte, daß er auf Mr. Ockely und alle Pfaffen in der Welt ein derbes Anathema legte.

Mir war freilich, so lange ich keine feste Versorgung hatte, und nicht anders als mit leeren Händen zu den Meinigen zurückkehren konnte, ein jeder Ort der liebste, wo ich nur etwa so viel verdienen konnte, als ich zur Noth bedurfte; aber auch diesen Ort zu finden und zu erreichen brauchte ich Mittel, die mir fehlten. Ich hätte also das Anerbieten des Herrn Ockely gern angenommen und würde durch seinen Beistand die Rückkunft der Herzogin vielleicht in London haben abwarten können, aber ich konnte mich ohne Undankbarkeit von Hollar nicht trennen, ob ich gleich alle Tage mehr und mehr gewahr wurde, daß ich wenig für ihn thun konnte. Bis jetzt war noch kein Fall eingetreten, wo meine größere Erfahrung und Menschenkenntniß mir selbst, und ihm mit mir, wesentlich hätte dienen können; vielmehr waren wir alle Beide nicht mit den Talenten begabt, womit sich der Aben=

teurer gewöhnlich durch die Welt hilft und Herr Hollar ließ es mich merken, daß er mir mehr Dreistigkeit und Zudringlichkeit zugetraut habe.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Reise zu Fuß bis Coventry. — Einkehr. — Herr Beck aus Nördlingen. — Das Mittagmahl. — Beck's Rede. — Mr. Priest. — Die Begebenheiten in Dänemark. — Priest's Rath zur Rückkehr nach London. — Beck's Versprechungen. — Hollar's Weigerung, mit nach London zurückzukehren. — Sein Abschied. — Rückreise nach London. — Fahrt bis Daventry in Mr. Priest's Frachtwagen. — Priest's schlechtes Benehmen. — Daraus entstandene Verlegenheit. — Weitere Reise zu Fuß und ohne einen Heller Geld. — Ankunft in Neemes. — Die freundliche Wirthin. — Des hübschen Stubenmädchens Frage um Mitternacht. — Ankunft in London.

Am 10. Juli früh verließen wir Northampton mit einer Art von Stumpfsinn und Unempfindlichkeit, die ich nicht wohl beschreiben kann, woran aber meine Füße keinen Antheil nahmen, sondern so schnell fortwanderten, daß ich bisweilen still stehen und Hollar erwarten mußte, welcher noch immer die rauhe Offenherzigkeit des Herrn Ockely nicht verdauen konnte und über Pfaffen und Sectirer brummte. Mir war es nicht gemüthlich, ihm zu antworten; und so wanderten wir emsig unsern geraden Weg fort, ohne alle Erfrischung, denn wir durften aus guten Gründen nirgends einkehren und kamen, nachdem wir an diesem Tage dreißig englische Meilen zurückgelegt hatten, abends um acht Uhr in Coventry an.

Ich war so entschieden vorbereitet auf alles Gute und Böse, was uns widerfahren mochte, daß ich ohne alles Bedenken, gleich einem anderen Reisenden, der Geld genug hat, in ein ansehnliches Wirthshaus trat und Essen, Trinken und Nachtlager forderte, ohne daß der Wirth etwas dagegen einwendete. In der Zwischenzeit, während man uns etwas zubereitete, ging Hollar in einen Garten am Hause und ich nahm in des Wirths Zimmer Zeitungen und

setzte mich damit an das Fenster, weil es schon anfing, dunkel zu werden. Indem kam ein anderer Gentleman herein, setzte sich an das andere Fenster und fing an, eine Rechnung durchzugehen, wobei er die Zahlen deutsch aussprach. Ich sprach ihn also deutsch an und er zeigte viel Vergnügen, einen Landsmann anzutreffen, nannte mir auch gleich seinen Namen und Vaterland: Beck aus Nördlingen. Ich wußte von einem Buchhändler in diesem Orte, der so hieß und fragte: ob er es vielleicht sei? was er verneinte, das Gespräch auf etwas anders lenkte und mir im Verfolge zu erkennen gab, daß er seit mehreren Jahren in London als Parfumhändler im Großen und Kleinen etabliert sei und daselbst sein eigenes Haus in der Gasse St. Mary Axe habe. Natürlich fragte er mich auch um meine Person und Reise, worauf ich ihm mit der Geschichte von Dänemark aufwartete, die seit Nimes (Neemes) nicht wieder gebraucht worden war.

Darüber kamen wir in einen langen Diskurs. Der Wirth gesellte sich zu uns und ließ sich mit aufmerksamen Ohren Alles englisch wiedererzählen, was ich aus gelesenen Zeitungsblättern, mit etwas eigener Erfindung vermischt, auf deutsch vorbrachte. Genug, ich bewegte meine Zuhörer und nahm sie für mich ein. Der Wirth gab schon nach diesem ersten Gespräche Herrn Beck einen Wink, mir die Reise nach Liverpool abzurathen, und Beck selbst wurde so freundschaftlich, daß er mir wohlgefiel. Hollar kam nun auch aus dem Garten, ich machte ihn als meinen Reisegesellschafter bekannt und man begegnete ihm so höflich wie mir.

Indessen wurde es Essenszeit. Beck befahl, das, was er bestellt hatte, mit auf unsern Tisch anzurichten, damit wir in Gesellschaft speisen möchten und da kam nun eine andere Erscheinung, die ich nicht vermuthet hatte, nämlich Herrn Beck's Ehefrau und Schwägerin, welche alle Beide den untrüglichen Stempel ihrer Nation auf der Stirne trugen, und mit der Zunge bekräftigten, daß sie deutsche Jüdinnen waren. Ich überzeugte mich aber deswegen doch nicht, daß auch Beck ein Jude sei, denn seine Sprache verrieth nichts davon; allein beim Nachtische unseres

Abendessens legte er ein Glaubensbekenntniß ab, welches mir gar keinen Zweifel mehr übrig ließ.

Es kam ein Teller mit Birnen, einer in dieser Jahreszeit noch seltenen Frucht. Herr Beck nahm eine davon, ließ sich seinen Hut bringen, bat um Verzeihung und setzte ihn ein paar Minuten auf, ehe er die Birne zu verzehren anfing. Er mochte merken, daß mir dieses seltsam vorkam, und predigte wie folgt: „Sie wissen nicht, meine Herren, was ich in diesem Augenblicke für Sie gethan habe. Es ist nun einmal nicht anders in der Welt, Menschen müssen einander wechselseitig Hülfe leisten, und wir Juden sind es insbesondere, die alle anderen Nationen erhalten. Diese Birne soll Beweis und Beispiel sein. Als der Schöpfer die erste Birne schuf, so legte er darauf, so wie auf alle andern Früchte einen Segen und befahl seinem Volke, diesen Segen vorher darüber auszusprechen, wenn sie eine Birne essen wollten, und diesem Segen haben es alle andern Nationen zu verdanken, daß noch Birnen wachsen bis auf den heutigen Tag. Würden in einer einzigen Minute in der Welt irgendwo Birnen gegessen und nicht zugleich an einem andern Orte von einem Juden dieser Segen ausgesprochen, so müßten augenblicklich alle Birnbäume dieses Erdbodens verdorren. Die Christen ziehen also von uns den Vortheil, daß sie an unserem Segen Theil nehmen, und noch Birnen, Aepfel und andere Früchte haben und genießen können.“

Bravo, Signor Beck! dachte ich bei mir selbst; aber ich würde ihm nicht widersprochen haben, wenn er mir auch den ganzen Talmud und alle Fabeln der Rabbinen vorgepredigt hätte. Er war also ein Jude und kaufte uns als solcher am andern Morgen unser letztes Kleinod, die schon erwähnte Halsschnalle ab, aber nicht jüdisch, wie man das Wort sonst nimmt, denn er gab uns zwölf Shilling, was wenigstens noch einmal soviel als den doppelten Werth ausmachte. Er behandelte uns überhaupt nichts weniger als eigennützig, sondern freundschaftlich und theilnehmend.

In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli war noch ein Engländer von London angekommen und in diesem Hause abgestiegen, der sich beim Frühstück sehen ließ. Er war ein ansehnlicher Mann, ganz auf altenglischem Fuß in Kleidung und Lebensart. Später erfuhr ich, daß er Priest hieß und ein Krämer aus der City war. Mr. Beck unterhielt diesen Neuangekommenen während des Frühstücks mit den von mir neu bearbeiteten und mit beträchtlichen Zusätzen vermehrten dänischen Begebenheiten und vergaß nicht den vermeinten Antheil, den ich und Hollar daran gehabt haben sollten, nebst unserer Flucht aus Dänemark, getreulich wieder zu erzählen. Mr. Priest hörte das Alles mit Aufmerksamkeit an und ging gleich nach dem Frühstück in die Fabriken, wo er sich seiner Geschäfte so geschwind entledigte, daß er nach einer Stunde zurück kam und bis zur Mittagsmahlzeit mit uns schwatzte.

Auf Einladung Mr. Beck's, der uns diesen Tag auf seine Rechnung nahm, blieben wir in Coventry und sollten Empfehlungsbriefe von ihm nach Liverpool erhalten. Wir speisten Mittags Alle an einem Tische. Es wurde von nichts als von unserer Geschichte gesprochen und als nach dem Essen die Weinflasche herumging, ließ mir Priest durch Beck das Anerbieten machen: „Ich möchte mit ihm wieder nach London gehen, er wolle mich da einigen Lords und andern großen Männern, mit denen er zu thun habe, vorstellen und mich, wenn ich seiner Leitung folgen wollte, gar bald aus allem Elende ziehen, auf jeden Fall müsse er mir abrathen, nach Liverpool zu gehen, weil ich aus Mangel an Sprachkenntniß zu keinem Posten auf einem Schiffe gebraucht werden könnte und in mein Unglück rennen würde.“

Beck wollte sich nicht weniger großmüthig zeigen und versprach mir für den Fall, als ich mit Priest umkehren würde, Kost und Wohnung in seinem Hause, so lange bis sich mein Schicksal ändern würde. Ich verwarf diese Anerbieten nicht, weil ich glaubte, daß sie sich auf Hollar zugleich mit erstreckten, obgleich seiner nie erwähnt wurde. Er aber, der bei allem diesen zugegen war, trat endlich selbst auf und erklärte mit einer Ent-

schlossenheit, die ich ihm nicht zugetraut hatte, daß für mich nichts anderes zu thun sei, als von den Anträgen dieser ehrlichen Leute Gebrauch zu machen; denn er habe auf dieser Reise nur gar zu deutlich bemerkt, daß ich aus Anhänglichkeit an meine Familie mit jeder Meile, die mich weiter von ihr entfernte, immer mehr und mehr den Muth verlöre und überhaupt nicht die erforderlichen Eigenschaften, aufs Ungewisse in die Welt zu gehen, besäße. Er sei fest entschlossen, nicht wieder umzukehren und finde es für uns Beide besser, daß wir in Zukunft nicht etwa Einer dem Andern zur Last fallen möchten.

Diese Worte gingen mir durch die Seele. Wir entfernten uns von den Andern. Ich gab ihm noch alles Geld, welches wir hatten, die wenigen Shillinge für die Schnalle, nahm herzlichen Abschied — und er ging fort, ohne sich vor den andern Gästen mehr sehen zu lassen, welche auch gar nicht nach ihm fragten. Was dieser arme, mir unvergeßliche Mensch noch ferner ausgestanden hat, wird das folgende Kapitel melden.

Kaum war es entschieden, daß ich mit dem Engländer Priest zurück nach London gehen wollte, so bat er mich ganz höflich, mit seinem Frachtwagen, der soeben abging und auf dem er, wie ich nachher erfuhr, selbst gekommen war, bis Daventry vorauszufahren und dort die Ankunft der Stage coach (Landkutsche), mit der er nachkommen würde, abzuwarten. Aus welcher Absicht er mich diesen Vorsprung machen ließ, das konnte ich damals noch nicht errathen; Mr. Beck mochte aber wohl schon eine Ahnung haben, denn als er mir den Brief zustellte, der mir im Hause in London Aufnahme verschaffen sollte, so gab er mir zugleich eine Karte an den Wirth zur „Dumb Kow“ (Stummen Kuh) in Daventry, worin er ihn bat, mich aufzuwecken, wenn die Kutsche durchpassieren würde. Das geschah denn auch, aber hier merkte ich gleich Unrath. Mr. Priest schlief im Wagen und war sehr unzufrieden, daß man ihn geweckt hatte, er ließ mir einen Platz außerhalb der Kutsche anweisen. Und da wir früh auf der zweiten Station von Daventry Pferde gewechselt hatten, setzte er sich in dem Augenblicke, als der Wagen abfuhr, hinein und rief mir zu: „Ich könne nicht

weiter mitfahren und möchte mir selbst bis London forthelfen, dort würde er alles Mögliche für mich thun." Somit fuhr er fort und überließ mich meinem Schicksale, ohne mir seine Wohnung zu sagen oder eine andere Adresse zu geben.

Ich blieb ganz betäubt stehen, alle neuen Aussichten, mit denen man mir geschmeichelt hatte, verschwanden und ich sah ein, daß die Versprechungen dieses Mannes in Coventry nur Großsprechereien gewesen waren, womit er sich bei Beck, den Weibern und dem Wirthe hatte wichtig machen wollen — und der Erfolg hat meine Muthmaßungen gerechtfertigt. Denn als ich diesem Priest nach der Zeit in London einmal auf der Gasse begegnete, wollte er mich nicht eher kennen, bis ich ihm sagte, daß ich seiner nicht nöthig habe.

Was sollte ich nun thun? Wohin mich wenden? Zurück nach Coventry oder vorwärts nach London? Hollar, an den ich noch immer mit Wehmuth dachte, wieder einzuholen schien mir unmöglich. In London hatte ich das Beck'sche Haus und konnte da die Zurückkunft der Herzogin abwarten, denn von der versprach ich mir noch immer etwas Rechtes und die Herzogin von Bedfort fiel mir nicht ein, sonst hätte es mir ahnen können, daß ich mit den Herzoginnen kein Glück habe.

Ich ging also vorwärts nach London zu, ohne auch nur einen einzigen Farthing (Heller) Geld zu besitzen und erreichte an diesem Tage, den 12. Juli abends, das Wirthshaus „zum Rappen" in Neemes, wo die braven Wirthsleute waren. Der Mann war nicht zu Hause, die Frau nahm mich aber wieder mit aller Herzlichkeit auf und kam mir gleich mit dem freundlichen Willkommen entgegen: „Daß ich sie diesmal nicht als Gastwirthin, sondern als Freundin betrachten und mit ihr vorlieb nehmen möchte." Aber auch von ihr mußte ich hören: „Daß es ihr lieb sei, mich ohne meinen früheren Begleiter zu sehen; denn sie und ihr Mann hatten einen Widerwillen gegen ihn empfunden." Ich brachte diesen Abend, bei aller theilnehmenden, freundschaftlichen Begegnung dieses lieben Weibes und bei dem niedlichsten Abendessen, womit sie mich nach einem so strengen Fasttage bewirthete, sehr schwermüthig zu.

Meine Familie kam mir in den Sinn. Die erst wieder fehlgeschlagene Hoffnung mit Priest, das Schicksal Hollar's, alles dieses und selbst die Thränen meiner theilnehmenden Freundin wirkten so heftig auf meine Seele, daß ich in der angenehmsten Gesellschaft, der ich mich zu erinnern weiß, die traurigste Figur machte. Ich beurlaubte mich schon abends von diesem lieben Weibe, weil ich früher nach London eilen wollte, als sie gewohnt war aufzustehen. Ich habe sie nicht wieder gesehen, aber ihr Bild bleibt mir tief eingeprägt, so lange ich lebe.

In dieser Nacht begegnete mir noch ein komischer Auftritt, welchen ich erzähle, weil er zu einem Gradmesser der Trübseligkeit meines damaligen Zustandes dienen kann.

Nach Mitternacht kam das Stubenmädchen aus dem Hause, eine recht artige Kreatur, ganz im Nachtanzuge, in mein Schlafzimmer, schlug die Vorhänge meines Bettes auseinander und brauchte keinen andern Vorwand ihres Besuches, als daß sie mich gar naiv fragte: „Um Himmelswillen, lieber Herr! sagen Sie mir nur, was die Leute noch endlich mit der guten Königin Mathilde anfangen werden?“ — „Liebes Kind! Das weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ich heute mit Dir nichts anfangen werde, denn ich bin krank.“ Nach diesem Bescheide entfernte sie sich sogleich und machte mir früh, da ich ihr noch einen Gruß an ihre Frau auftrug, eben kein sehr freundliches Gesicht. Einige Umstände könnten den Leser verleiten, von der Frau gleiche Absichten mit ihrer Zofe zu vermuthen; ich kann aber mit Wahrheit bezeugen, daß ihr weder ein Wort noch Blick entfahren ist, der diese Meinung bestätigt hätte. Ich war doch kein ganz gewöhnlicher Kenner in dieser Materie und würde mich sicher ganz anders benommen haben, wenn ich so etwas bemerkt hätte.

Ich ging nun gerade nach London, wo ich noch zu rechter Zeit ankam, um mit Fränkel, dessen ich schon einmal (S. Kapitel 23) erwähnt habe, zu speisen. Davon wird das 27. Kapitel handeln, das jetzt Folgende ist meinem Freunde Hollar ganz allein gewidmet.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Geschichte Hollar's.

Das vorige Kapitel hat meine Trennung von Hollar erzählt und er erscheint nicht mehr in diesem Werke. Was ich also von der Geschichte dieses Mannes, dem ich so vielen Dank schuldig bin, theils aus seinem eigenen eben nicht sehr geschwätzigen Mund, theils aus seinen zurückgelassenen Papieren und endlich später aus Briefen von seinem Bruder und ihm selbst zusammenordnen kann, will ich hier noch mittheilen.

Sein Charakter war gut und frei von Fehlern des Herzens. Für die kleine Eitelkeit, einen reichen Plantagenbesitzer vorzustellen, hat er schwer genug gebüßt. Hätte er diese zu rechter Zeit einem offenherzigen Zutrauen aufopfern können, so würde ich ihn nimmermehr so tief haben sinken lassen. Sein Bruder sagt von ihm in einem Briefe: „Sein Charakter war rückhaltig, weit aussehend und ganz ehrlich“, welcher Beschreibung ich auch beistimme, wenn ich das weitaussehend durch „reich an idealischen Vorstellungen romanhafter Glückseligkeit“ übersetzen darf.

Hollar war der Sohn eines Pfarrers in Schwaben und wurde noch ganz jung als Rechnungsführer bei einem Oberamte angestellt. Vermuthlich waren es Romane, Reisebeschreibungen oder mündliche Fabeln und Erzählungen, die ihm den Vorsatz in den Kopf gesetzt hatten, durch glückliche Zufälle reich zu werden; ob durch Findung eines Schatzes, durch Goldstaub aus Mexiko oder durch Erbschaft eines auf einer wüsten Insel verstorbenen Robinson's, das mochte ihm wohl alles gleich viel sein; nur schien ihm sein Vaterland für diesen Zweck zu enge und er ergriff die Gelegenheit, sich von einer zerstreuten Gesellschaft verschiedener Anverwandten eines in Batavia verstorbenen reichen Landsmanns, als Bevollmächtigter in dieser Angelegenheit nach Holland schicken zu lassen

und gab darüber sein Amt auf. Zu einem solchen Geschäfte taugte er nicht, und hat vermuthlich in dieser Sache wenig ausgerichtet; denn er ließ sich 1766, nur kurze Zeit nach seiner Ankunft in Amsterdam, als Soldat für Surinam anwerben. Auf der Reise lernte er die holländische Sprache und da er eine gute Handschrift besaß, wurde er in Paramaribo auf die Civilrolle geschrieben und auf der Secretairie, wie die Holländer ihre Kanzleien nennen, verwendet. Da machte er die Bekanntschaft mit einem gewissen Herrn Bögel aus Amsterdam, der mit seinen Geschwistern mehrere Plantagen in Surinam besaß und dem er sehr wesentliche Dienste leistete, indem er ihm die Schriften aufsetzte, die dieser Herr Bögel in einem Prozesse mit seiner jungen Frau zu wechseln genöthigt war. Diese Dienste waren um so wichtiger für Bögel und um so gefährlicher für Hollar, weil sich der Gouverneur der Frau annahm, sie öffentlich gegen ihren Mann schützte und Bögel überhaupt wenig Freunde in Surinam hatte.

Ich habe vielen Grund zu vermuthen, daß die Frau des Herrn Bögel in Paramaribo keine andere war, als die Madame Bögel, welche Herr Stedmann in seiner Reise nach Surinam als die Eigenthümerin der schönen Sclavin, die er liebte, anführt. Sei es, oder nicht — Herr Bögel fand für gut, Surinam insgeheim zu verlassen und sich nach Holland zu begeben. Zu dem Ende miethete er ein fremdes oder befrachtete ein eigenes Schiff, auf welchem sich Herr Bögel, seine Schwester, eine junge unverheiratete Person, Herr Muzelius, ein Onkel des Herrn Bögel von weiblicher Seite und unser Hollar im Früjahre 1771 einschifften.

Sie waren im Monat Juni in Philadelphia und Neu-York, kamen im Juli oder August nach London und segelten von da nach Holland hinüber. Herr Muzelius war als Kandidat der Theologie vor vielen Jahren nach Surinam gegangen, hatte sich dort mit einer halbschwarzen, reichen Plantagenbesitzerin zu verheiraten Gelegenheit gefunden und mit der Gottesgelahrtheit weiter nicht abgegeben. Er war also, da er diese Reise mitmachte, schon ein Mann bei Jahren. Unter was für Bedingungen Bögel den Hollar mitgenommen hatte, kann ich nicht erfahren; ich finde aber in einer

Rechnung des Letzteren, daß er auf dieser Reise 605 Gulden aus eigenen Mitteln verzehrt hat und glaube also nicht, daß er frei mitgefahren ist. Wenn ich alle Umstände genau zusammenhalte und vergleiche, so scheint es mir, daß Hollar in Mistreß Bögel verliebt war, ihr zu Gefallen mitgefahren ist und sich geschmeichelt hat, sie zu heiraten. Vielleicht hat man ihn auch mit Hoffnungen getäuscht. Als Liebhaber hatte er scharfe Augen und entdeckte auf der Reise einen zu vertrauten Umgang zwischen Mejufvrouw und ihrem Onkel Muzelius, was ihm nun freilich nicht wohl behagen konnte und ihn zu einem Schritt verleitete, der ihn von dieser Familie trennte.

Ich finde Herrn Hollar in den ersten Monaten des Jahres 1772 auf Briefadressen als Buchhalter des Herrn Bögel in Amsterdam und als solcher mag er, aus Verdruß über fehlgeschlagene Liebe, auf den Gedanken gekommen sein, den Brüdern seiner Ungetreuen einen langen Brief zu schreiben und ihnen darin den verbotenen Umgang zu entdecken. Das nahmen die Herren nicht wohl auf, hielten es für Verläumdung eines Eifersüchtigen und Hollar verließ darüber ihr Haus, freiwillig oder gezwungen im Monate April, wo uns das Schicksal auf der Chaluppe „Queen Charlotte“ zusammenbrachte.

Als ich das Concept von Hollar's Brief an die Herren Bögel unter seinen Papieren fand, glaubte ich eben so wenig als Jene an diese Geschichte und dachte ebenfalls, Hollar habe sich durch seine Leidenschaft blenden lassen und etwas zu sehen geglaubt, was nicht war. Ich habe aber auf mein Nachforschen später erfahren, daß er ganz klar gesehen hat. Mejufvrouw Bögel hat ihn durch einen lebendigen Zeugen gerechtfertigt und, da die halbschwarze Ehehälfte des Herrn Muzelius in Surinam während seiner Abwesenheit starb, so konnte er seine geliebte Nichte noch in Holland heiraten und zugleich den jungen Herrn Sohn und respectiven Vetter per subsequens matrimonium legitimieren. Hollar schrieb vor seiner Abreise von Amsterdam an einen seiner Brüder, daß er gesonnen sei, wieder nach Amerika, und zwar auf die Colonie Berbice zu gehen. Das mag er wohl im Sinne

gehabt haben, als ihn sein Mißgeschick zu mir und mit mir in die unglückliche Lage führte, in der wir uns zu Coventry trennten.

Sein Schicksal war fünfzehn Jahre nach dieser Trennung noch immer traurig genug. Ich will es ihn selbst erzählen lassen. Hollar schrieb mir von London am 30. Juli 1787:

„Sire! Als ich die erste Nachricht von meinem Bruder erhielt, daß er eine Nachfrage um mich von N. bekommen hätte, worin die Zeit unserer Trennung so wahr gemeldet war, hatte ich keinen Zweifel, daß Sie es sein müßten, der sich nach mir erkundigte. Vielleicht war die Ursache meiner so geschwinden Vermuthung die, daß Sie immer einen Theil meiner Gedanken und Erinnerungen ausmachten. Ich bewundere mit großer Dankbarkeit die göttliche Vorsehung, die Sie durch so manche Unfälle erhalten, wieder zu den Ihrigen gebracht und nun soferne für Sie gesorgt hat, daß Sie ein gemüthliches, obschon nicht überflüssiges Leben haben und ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Gesundheit und ferneres Glück. Sie können sich leicht vorstellen, daß ich nicht weniger begierig bin als Sie, Ihre Schicksale zu wissen und, da Sie mir eine Probe Ihrer unveränderten Freundschaft und guten Herzens durch die Nachforschung gaben, die Sie nach mir machten, wenn ich auch allem Anscheine nach nicht hoffen konnte, in meinem Leben wiederum von Ihnen etwas zu hören, so will ich Ihnen gern gestehen, daß ich nun hoffe, Sie werden mir baldmöglichst antworten und meine Neugierde zufrieden stellen. Ich wollte lieber, daß wir zusammenkommen und uns unsere Schicksale erzählen könnten. Ich würde etliche solche Tage sehr werth halten. Da aber die Hindernisse, welche im Wege liegen, nicht leicht zu übersteigen sind, ja es ganz unmöglich machen, so muß ich mich eben zufrieden stellen und mit der Erinnerung begnügen, daß es einmal mein Glück war, Ihre Bekanntschaft zu erwerben. Ihnen eine weitläufige Beschreibung zu geben von der Zeit an, wo wir das letzte Mal in Coventry waren, ist nicht wohl möglich, ich will Ihnen die Hauptumstände erzählen.

Ich lief nach Liverpool in der Hoffnung ein Schiff zu finden, um nach Westindien zu gehen, blieb da ungefähr drei Wochen

fruchtlos und mein Wirth, der mir bisher kreditierte, wollte nun bezahlt sein. Ich konnte es nicht thun. Da ich aber genöthigt war abzugehen, so ließ ich ihm zwei Hemden als Bezahlung zurück, wanderte zu Fuß durch England und Schottland bis Edinburgh, wobei ich ungemein viel Mangel und Noth ausstand. In Glasgow fand ich einen irländischen Capitän, mit dem ich nach Dublin ging. Von da reiste ich zu Fuß und ohne alle andere Speise als Erdäpfel, ungefähr zweihundert Meilen, bis ich nach Cork kam. Ich war nun im äußersten Elende. Endlich nahm mich ein Capitän mit sich nach Bristol in England, wo ich in einem Glashause durch ungefähr sechs Wochen arbeitete. Meine Constitution war so ausgemergelt, daß ich wenig Kräfte mehr übrig hatte und nicht imstande war, die Arbeit zu verrichten. Ich war nun wieder ohne Beschäftigung, ging dann nach Wales, kam ungefähr nach einem Monate wiederum ganz in Verzweiflung nach Bristol.

Ich will nicht sagen, was meine Resolution war, als ich am Aschermittwoch des Morgens aus Bristol ging. Ein Engländer, der eine Manufactorie von Erdenwaaren für die Zuckerhäuser hatte, traf mich an und machte mir den Vorschlag, bei ihm zu arbeiten. Ich ergriff diese Gelegenheit, mein Leben zu erhalten und blieb da etwas mehr denn zwei Jahre, ging von da zu einem Zuckerhause nach Bristol, wo nach ungefähr sechs Wochen der Buchhalter starb, und da ich mich beflissen hatte, der englischen Sprache Meister zu werden, bekam ich dessen Stelle. In dieser Anstellung war ich etwas mehr als fünf Jahre, und ersparte mir etwas Weniges, womit ich einen eigenen Handel anfing und sehr viel Glück hatte.

Vor etlichen Jahren aber, im letzten Spätjahre, beschloß ich, nach Deutschland zu gehen, um von Dem, was ich erworben hatte, mein Leben in Ruhe zu endigen. Ich sammelte alle meine Habseligkeiten und begab mich an Bord. Ein großer Sturm kam über uns, das Schiff scheiterte und ich sah alle meine Hoffnungen und die Arbeit und Sparsamkeit früherer Jahre auf einmal in der Tiefe begraben. Ich kam hierher (nach London) im Januar (1786), beraubt von Allem und so arm, wie ich es vor ungefähr 15 Jahren verließ. Der Mangel, den ich nun ausstehen mußte,

fiel mir sehr schwer, endlich fand ich nun Verwendung als Unterschreiber in einer großen Eisen- und Zimmerhandlung. Mein Salarium ist sehr gering, kaum genug, um mich zu erhalten (Sie wissen, in England ist Alles theuer) und hier muß ich nun bleiben, bis ich etwas besseres finde. Ich habe gleichwohl noch Hoffnung, daß die göttliche Vorsehung für mich sorgen will; vor ungefähr zwei Jahren machte ich zum Zeitvertreib den Versuch, Vert-de-gris (Grünspan) von Kupfer zu präparieren, welcher mir im Kleinen sehr wohl gelang. Meine damalige Situation gab mir weder Lust noch Zeit, es zur völligen Perfection zu bringen oder zum Nutzen anzuwenden. Nun denke ich, sobald ich kann, es zu thun, aber ich muß warten, bis ich es imstande bin. Gegenwärtig kann ich kaum einen Shilling per Woche darauf auslegen und ist meine Hoffnung, darin etwas zu thun, noch ferne, es wäre denn, daß ich eine vortheilhaftere Anstellung kriegen könnte.

Hier haben Sie nun ein aufrichtiges Epitome meines Lebens, welches ich noch niemand bekannt gemacht habe. Es gewährt mir ein Vergnügen, daß ich in Ihrem Nächsten, worin Sie mir Ihre Zufälle berichten werden, erwarten kann, eine bessere und mehr erfreuliche Conclusion Ihrer Trübsale zu lesen. Möge die Vorsehung künftighin Sie segnen und das alte Sprichwort an Ihnen wahr werden: Acti labores jucundi.

Die Affaire des Herrn Muzelius und der Miß Bögel ward eine Neuigkeit für mich. Ich habe nichts von ihnen gehört, seitdem ich Holland verlassen; wenn Sie etwas Ferneres von ihnen wissen, so bitte ich es mir gelegentlich zu berichten.

Es würde Ostentation oder vielmehr Schwäche scheinen, Ihnen meine Dienste hier zu offerieren, nachdem ich Ihnen so offenherzig berichtet habe, wie es mit mir steht; doch wenn Ihr Amt oder die Geschäfte eines Ihrer Freunde etwas hier in England erforderten, das ich thun kann, so mögen Sie sich auf meine Dienstwilligkeit verlassen.

Ich muß Sie bitten, mein incorrectes Deutschschreiben zu vergeben, ich habe sehr wenig darin geschrieben seit fünfzehn Jahren. Ich befehle Sie dem Schutze des Allmächtigen und mich Ihrer

ferneren Freundschaft und bin ohne viel Komplimente, aber mit so viel mehr Aufrichtigkeit

dero gehorsamer Diener

Hollar."

Sein letzter Brief an mich ist vom 16. Februar 1788. Ich habe seitdem auf meine Briefe keine Antwort mehr bekommen und weiß also nicht, ob er noch lebt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Besuch in London bei dem Juden Fränkel. — Mittagsessen. — Fränkel's unerschöpflich frohe Laune. — Mistreß Fränkel. — Fränkel's Rath. — Sein Lebenslauf und einige Anekdoten von ihm. — Besuch im Hause des Juden Beck. — Mistreß Noel. — Wie es bei Beck aussah. — Der alte Susannenbruder Mr. Jacobs. — Die zwei Virago's. — Eine fürchterliche Nacht. — Besuch bei Master Quint. — Sein freundlicher Antrag. — Rundgang bei den Gesandten. — Nachfrage nach der Herzogin von Northumberland. — Der französische Gesandte Comte de Guines. — Sein Empfehlungsbrief an Monsieur Gérard in Paris. — Frage, wie nach Paris zu kommen mit zwei Guinéen. — Fußmarsch von London nach Dover.

Es war Nachmittags (13. Juli), als ich in London ankam. Ich eilte zu Beck's Wohnung auf St. Mary Axe und mußte durch die Straße gehen, wo Fränkel wohnte. Ich wurde hier durch dieses Mannes Bedienten angehalten und zum Essen gebeten, das schon auf dem Tische stand.

Als ich eintrat, bewillkommte mich Fränkel mit den Worten: „Der Himmel hat Sie in einer guten Stunde durch diese Gasse geführt, denn wir haben nicht allezeit so gut zu essen, wie heute. Ich sah mich durch's Fenster nach einem Gaste um, weil ich, wenn ich etwas Gutes habe, es nicht allein genießen kann. Da kamen Sie daherspaziert, beschmutzt und bestaubt, ohne Zweifel auch hungrig und durstig. Nehmen Sie Platz; bei einer Bouteille will ich Ihre Abenteuer anhören, von denen mir Oppenheimer schon etwas gesagt hat. Wir haben Wein, und bei meiner Seele keinen schlechten Burgunder aus dem Keller eines der größten Männer Englands und auch dies Essen ist von ihm."

Mistreß Fränkel leistete uns Gesellschaft. Der Herr vom Hause ließ seiner Laune, die unerschöpflich war, freien Lauf und ich war wie im Himmel, daß ich mich wieder unter guten bekannten Menschen befand, bei einer guten Mahlzeit, ohne für Bezahlung sorgen zu dürfen. Der Burgunder that seine Wirkung und heiterte mich auf. Ich erzählte meine ganze Reise, denn dieß waren nicht Leute, vor denen ich mich zu scheuen hatte, und so mit dem Essen, Trinken, Erzählen und immer wieder Einschenken (denn der große Herr hatte sechs Bouteillen des besten Burgunders geschickt) wurde es Abend und Fränkel mußte mich diese Nacht bei sich beherbergen, weil es zu spät war, zu Fuße nach St. Mary Axe zu gehen. Mistreß Fränkel war verlegen, wie wir uns bis zum Schlafengehen die Zeit vertreiben würden, und brachte l'Hombre in Vorschlag, wenn auch um nichts. „Ganz recht," sagte Fränkel, „denn wir können einander so nichts abgewinnen; aber wer wird die Karten bezahlen? Ich will des Teufels sein, wenn wir alle Drei und mein Diener Süßkind dazu soviel baares Geld zusammenbringen, daß wir eine (Spiel) Karte kaufen können." — Und er hatte recht.

Alles dieses erzähle ich nicht als etwas Wesentliches, sondern hauptsächlich, weil ich bei dieser Zusammenkunft mit Fränkel meine erste Idee von dem Plane faßte, den ich nachher einschlug.

Fränkel rieth mir, gerade wieder in mein altes Quartier zu Quint zu gehen und auf Beck gar nicht zu bauen, hingegen den Herren Botschaftern, an die ich die Briefe mit nach London gebracht habe, in allen Gassen und Winkeln aufzupassen und ihnen nicht vom Halse zu gehen, um wenigstens von ihnen das Reisegeld zur Rückreise herauszupressen. Er wollte sogar meine ganze Geschichte in eine von den täglichen Zeitungen einrücken lassen, und den Herzog von Northumberland so gut, wie die Minister, denen ich empfohlen war, auffordern, mir wieder aus England zu helfen. Fürs Erste sollte ich aber noch einmal mit einem Jeden ernstlich reden.

Fränkel hatte ein besonderes Talent, deutsche Provinzial-Mundarten nachzuahmen, besonders die österreichische. „Herr!"

sagte er, „ich bitte Sie um alles in der Welt, ehe Sie zu Jemanden gehen, legen Sie den Anstand eines Fußgängers auf der Landstraße ab, der Ihnen jetzt noch anklebt. Mit dem Gesichte, mit dem Sie heute hier eintraten, müssen Sie zu keinem Menschen gehen. Das Elend sitzt Ihnen auf der Stirne, wie der Staub auf Ihrem Aermel, und so eine Figur findet nirgends Gehör; man sucht Ihrer wieder los zu werden, noch ehe Sie zum reden anfangen, und dann", setzte er in österreichischem Dialect hinzu: „Waschtʼs Eng, kampltʼs Eng, betʼs a Vaterunser und dann gehtʼs hin und bringts Engere Sachʼ an und stehts fest wie a Batterie Stöckel."

Mr. Fränkel (ich glaube, er hieß Salomon) war aus Berlin, sechs Fuß, zwei Zoll hoch, wohl proportioniert gewachsen und mochte damals etwa fünfzig Jahre alt sein. Er hatte einen guten, natürlichen Verstand, ein gutes Herz, viel Witz und komische Laune und eine besondere Gabe, gut zu erzählen; er war viel gereist und reich an Anekdoten aller Art. Diese Eigenschaften besaß er noch alle, als ich ihn kennen lernte; aber 80.000 Pfund Sterling, die er einst besessen hatte, besaß er nicht mehr. Er war im siebenjährigen Kriege erster Intendant aller Lazarethe der alliirten Armee, hatte großes Vermögen erworben und großen Aufwand gemacht. Seine Frau sagte mir, daß ihr eigener Vater sie mit ihm copulirt habe, ohne zu wissen, daß sein Schwiegersohn ein Jude sei. Er habe damals, als Bettlieferant der englischen Armee, großen Staat gemacht. Niemand habe ihn für einen Juden gehalten, und sie selbst habe erst in England erfahren, daß er kein Christ sei, aber deswegen nicht aufgehört, ihn zu lieben. Diese gute Frau, die noch nicht ohne Reize war, arbeitete Tag und Nacht, um etwas mit der Nadel zu verdienen; denn außerdem bestanden die Einkünfte der Familie Fränkel in dem, was ihm seine Gönner und Freunde inʼs Haus brachten oder schickten; denn er selbst ging nur Sonntags aus und das aus den nämlichen Gründen, aus welchen der Zugang zu ihm mit so vielen Umständen verknüpft war, wie die Aufnahme in eine Freimaurer-Loge. Man mußte drei Thüren und eine finstere Kammer passieren, ehe man in sein Zimmer kam. Die

ersten zwei Thüren waren mit Schublöchern versehen, um an der Figur des auswärtigen Gastes zu erkennen, ob er nicht etwa von Gerichtswegen erschien, um sich der Person des Herrn Fränkel zu bemächtigen, denn die Zahl seiner Schulden war Legion.

Dessen ungeachtet hatte er doch immer Besuch, und zwar meistens von großen und angesehenen Leuten, die ihn gern schwatzen und die Regierung apostrophieren hörten. Er sagte, daß er noch 10.000 Pfund Sterling auf seine Rechnungen aus dem siebenjährigen Kriege zu fordern habe und wußte der Sache einen Anstrich zu geben, daß sich selbst Parlaments-Glieder seiner Bekanntschaft für ihn verwendet hatten, aber fruchtlos. Die englische Sprache war ihm, so wie noch mehrere andere, geläufig und er verstand so gut die Herzen der Engländer zu rühren, daß ich selten einen Nobleman oder Gentleman von ihm gehen sah, der nicht einen Beweis englischer Freigebigkeit hinterlassen hätte. Und dieser Mann ist etwa zwei Jahre nach meiner Abreise von London auf der Gasse gestorben, und zwar auf diese Art: Fränkel war krank; der Hausherr begehrte seinen Miethzins und wollte ihn hinauswerfen. Mistreß Fränkel lief in dieser Noth eiligst in eine Seidenhandlung, wo sie noch Kredit hatte und nahm für etliche Pfund Atlas, um ihn sogleich wieder zu verkaufen und den hartherzigen Miethsherrn zu befriedigen. Als sie zurückkam, fand sie das Bett ihres Mannes auf der Gasse und ihn zwar in den letzten Zügen, aber doch noch so stark, daß er ihr erklären konnte, er wolle in dem Hause eines solchen Mannes wie dieser, nicht sterben und hatte daher selbst befohlen, ihn auf die Gasse zu tragen — und nun verschied er. Noch eine Anekdote als Beweis von der vis comica dieses Mannes, welche mir sein alter Bedienter Süßkind erzählte: Er war einmal in Prag und hatte viel Geld und Juwelen bei sich. Ein gemeiner Jude wollte ihn bestehlen, schlich sich, indem Fränkel Jemanden bis an die Treppe begleitete, in sein Zimmer und verbarg sich in einem großen Kleiderschrank, weil er wußte, daß Fränkel bald ausgehen würde. Inzwischen kam aber noch ein anderer reicher Jude aus Frankfurt, Fränkel zu besuchen, welcher einen Schnack er-

zählte, mit so viel Laune und Nachahmung der Stimme, daß der versteckte Spitzbube sich nicht enthalten konnte, überlaut zu lachen und somit gleich entdeckt wurde.

Am 15. Juli betrat ich zum ersten Mal das Haus des Herrn Beck. Die erste Aufnahme war ganz in der Ordnung. Ich fand an der Hausthür auf einem messingenen Schilde den Namen Moses Beck. Ich klingelte; es erschien ein junger Mensch, den ich nach seinem Anstande und seiner Kleidung für den Hausknecht hielt (der aber, wie ich später erfuhr, ein Vetter vom Hauspatron war), führte mich in ein Visitenzimmer zu ebener Erde, welches ganz leidlich möblirt war und in wenigen Minuten erschien Mistreß Noel, auch eine Schwägerin des Herrn Beck, ein schönes junges Weib. Einige Leser werden sich wohl noch eines Noel erinnern, der in der Welt herumzog, sich auf dem Pantalon *) hören zu lassen; der war ihr Mann und dermalen abwesend.

Ich übergab ihr den Brief von ihrem Schwager. Sie las ihn, stutzte und sagte endlich: „J nun, mein Herr! Sie können hier bleiben, weil es mein Schwager so will; wir werden sehen, wie wir uns behelfen, bis Mr. Beck zurückkommt.“ Nun ließ sie mich allein und kündigte mich dem übrigen Hausgesinde an, das ich denn auch bald kennen lernte. Es bestand außer Mistreß Noel, in einem Paar rüstigen Bengeln, deutschen Juden und Vettern vom Hausherrn, in einem Paar großen handfesten Christenmägden zur Bedienung und anderem Gebrauche und in den Kindern des Mr. Beck — Buben und Mädchen, wovon das Aelteste zehn Jahre alt war. Von den Parfüm-Waaren, die die Billets verkündigten, welche Herr Beck auf seiner Reise austheilte, war nichts zu riechen oder zu sehen, weder im Großen noch im Kleinen; ja, ich glaube nicht, daß außer der Toilette der Mistreß Noel ein Tropfen oder Korn im Hause war, daß einem Parfüm glich — der Geruch zeigte vielmehr vom Gegentheile; die Kinder waren rotzig und krätzig. Außer dem angezeigten Visitenzimmer war keine

*) Eine Art Clavier.

menschliche Wohnung mehr im Hause; die übrigen Stuben glichen Ställen und enthielten allen möglichen Schmutz, so wie man ihn immer bei den gemeinsten deutschen oder polnischen Juden finden kann.

Ich blieb in dem beschriebenen Sprechzimmer, las, schrieb und erwartete geduldig die Mittagsmahlzeit, welche in manchen Häusern erst um sechs Uhr aufgetragen wird; aber in diesem Hause war, wie ich merkte, gar keine Stunde bestimmt. Ein Jeder lebte auf eigene Faust, die Kinder liefen in die Küche und stopften sich mit Erdäpfeln. Mistreß Noel hatte noch etwas vom vorigen Tage, das sie auf ihrem Zimmer, eine Art Taubenschlag, verzehrte. Mich würdigte niemand der Frage, ob ich gegessen hätte? viel weniger ob ich essen wollte? — und so blieb es bis abends nach acht Uhr, da sich alles Gesinde des ganzen Hauses und noch einige Gäste in dem Zimmer, wo ich war, versammelten. Mistreß Noel fragte mich, ob ich die ganze Zeit zu Hause geblieben wäre und da sie erfuhr, daß ich noch nichts gegessen hätte, war sie so artig, mir für sechs Pence Pickle-Salmon (marinirten Lachs) holen zu lassen.

Nun kam auch ein alter Susannenbruder Mr. Jacobs aus dem Stamme Levi, der sich eine von den zwei Viragos*), die man mir als Dienstmägde aufgeführt hatte (die aber, wie ich sah, Sitz und Stimme neben ihrer Herrschaft behaupteten), zu seiner Susanna auserlesen hatte, ohne Furcht vor gleichem Schicksale, das seinem biblischen Vorgänger widerfuhr. Nach eilf Uhr äußerte ich Lust zum Schlafengehen — und siehe da! man erwies mir die Ehre, mich an die Seite des ältesten jungen Herrn vom Hause — der Moses, wie sein Vater, hieß — zu placieren. Dagegen protestierte ich feierlichst und bat, mich auf den Stühlen des Zimmers, wo wir waren, ruhen zu lassen; dies wurde jedoch abgeschlagen mit dem Bedeuten, daß in diesem Zimmer die ganze Nacht Gesellschaft sein werde, welche keines Zeugen bedürfe.

Das war die schlimmste Nacht meines Lebens. In einer heißen Sommernacht unter dem Dache, an der Seite eines rüstigen

*) Virago = Mannweib.

Judenbuben. Ich befestigte zwischen ihm und mir eine Scheidewand; allein eine Legion Insecten jagte mich gar bald aus dem Bette. Ich setzte mich auf eine alte Kiste, das einzige Möbelstück dieses Schlafgemaches und war auch da nicht sicher vor den besagten Blutsaugern, welche aber den Schlaf des jungen Herrn Moses Beck keineswegs störten. Sein Kopf und Rumpf ruhte sanft, nur Hände und Nägel waren in beständiger Bewegung. Früh morgens, sobald sich nur jemand im Hause regte, flüchtete ich und eilte zu meinem Freunde Quint.

Herrn Beck sprach ich nach seiner Zurückkunft noch ein paar Male; er war noch immer sehr freundschaftlich, aber er konnte mir kein besseres Quartier geben, als sein eigenes, und zu essen nur dann, wenn er selbst etwas hatte. Mr. Priest und Herr Beck sollen lange leben! Ihnen verdanke ich meine Rückkehr von Coventry.

Mr. Quint empfing mich ganz freundlich. Sein erstes Wort war: „Ich weiß Alles; aber wenn Sie abends in den Club kommen, müssen Sie standhaft leugnen.“ Was denn, mein lieber Quint? „I nun, daß Sie auf der Landstraße zu Fuße gegangen sind; der Nachbar Jakson, der Lümmel, hat Sie und Hollar hinter St. Albans mit einander wandern gesehen.“ — Das war also schon verrathen; Quint nahm es aber von der besten Seite; er glaubte, daß ich diesen Spaziergang unternommen hatte, um mir Hollar mit den leichtesten Kosten vom Halse zu schaffen und lobte mich deswegen, denn sein Widerwille gegen diesen Menschen war unauslöschlich. Ich hatte ihm zwar nie gesagt, daß ich auf Kosten Hollar's lebte, aber wohl jedesmal geschworen, daß Hollar auch nicht auf meine Kosten lebe, damit aber nichts ausgerichtet. Quint behauptete, dieser Mensch könne in seinem Leben nicht hundert Guinéen besessen haben und lachte mich aus, wenn ich ihm von Besitzungen in Surinam reden wollte; kurz, alle meine Mühe, die Ehre eines Mannes zu vertheidigen, dem ich so viele Verbindlichkeiten schuldig war, ging bei Quint verloren. Hingegen gestand er jetzt offenherzig, Geldmangel bei mir wahrgenommen zu haben, und setzte hinzu: „So lange Hollar bei mir gewesen sei, hätte

er mir nichts angeboten, selbst wenn wir Beide verhungert wären; aber jetzt könnte ich allezeit auf ein paar Guinéen rechnen, wenn ich ihrer bedürfe." Diesen Antrag benutzte ich auf der Stelle und nahm von Quint so viel Geld, als ich brauchte, unsere versetzten Sachen einzulösen. Davon verkaufte ich mit Beistand Oppenheimer's so viel, daß mir noch einige Guinéen übrig blieben und ich meinen Mantelsack mit so viel Kleidern und Wäsche erhielt, als ich brauchte, an jedem Orte anständig zu erscheinen. Indessen mußte ich doch bei meinem Abschied von London dem Master Quint, laut der Quittung, die ich vor mir habe, noch sieben Pfund dreizehn Shilling für Miethzins schuldig bleiben, die ich ihm aber noch vor Ablauf des Jahres 1772 richtig übermachte und dagegen die besagte Quittung nebst einem sehr verbindlichen Briefe von ihm erhielt.

Ich reinigte mich nun von dem Schmutze meiner Reise und des Beck'schen Hauses und verlor nach und nach das landstreicherische Ansehen, das Fränkel an mir gerügt hatte. Meine Thatkraft stellte sich nun wieder ein, Geist und Körper setzten sich in Bewegung und fingen an nach Hilfe zu streben.

Erst machte ich noch einmal die Runde nach Northumberland's Hause und zu den vortrefflichen Herren Botschaftern. Es war überall noch das Alte — keine Briefe, keine Nachricht — Niemand zu Hause — nicht vorgelassen u. s. w., bis zum 26. Juli, da ich den Comte de Guines zu Hause und noch ebenso gesinnt antraf, wie ehedem. Er erinnerte mich an seine Prophezeihung, daß ich von der Herzogin keine Antwort zu hoffen hätte und bot mir neuerdings Empfehlungen nach Paris an. Diese nahm ich und bekam in einigen Tagen von ihm einen Brief: à Monsieur Gérard, Chef du Bureau des affaires étrangères à Versailles.

Wie ich dahin kommen würde, das wußte ich zwar noch nicht, aber ich blieb einem meiner Grundsätze treu, der unbezweifelt im Ganzen richtig ist und insbesondere bei mir alle Bedenklichkeiten überwiegen mußte. Ich ließ nämlich nicht das Mindeste von irgend einem Mangel an Mitteln zu leben oder zu reisen merken. Es ist ein sehr wichtiger Unterschied, vor Jemand als ein armer Teufel zu erscheinen und als solcher An-

deren empfohlen zu werden, oder als ein Mensch, von dem man nicht weiß, ob er in den Umständen ist, daß er sich Alles muß gefallen lassen. Ich war des Herabsinkens in der Achtung des Grafen so gewiß, wenn ich ihm meine Armuth merken ließ, daß ich nichts von ihm angenommen haben würde, wenn er mir unter dem Titel eines Geschenkes, auch ungebeten, etwas angeboten hätte. Die Festigkeit, mit der ich auf diesem Satze beharrte, und die Erhaltung anständiger Kleidung und Wäsche hat mir sehr gedient. Ich gewann damals noch mehr Kraft, weil ich durch die Reise nach Coventry und zurück aus Erfahrung gelernt hatte, daß ein gesunder Mann mit einem Körper sechs Fuß hoch, auch wohl bei geringer Kost fünfzig Meilen zu Fuß reisen kann, ohne daran zu sterben.

Der Graf ließ mich den Brief an Monsieur Gérard lesen; er war mir recht. Ich wurde als ein für den Dienst Seiner Majestät in mancherlei Fächern brauchbarer Mann empfohlen, meine Kenntniß von verschiedenen Höfen gepriesen und den Erfahrungen des Grafen gemäß angegeben: er kenne mich schon einige Zeit und hoffe, daß ich seiner Empfehlung Ehre machen werde. — Unten einige chiffrierte Zeilen.

Das war nun meine ganze Hoffnung. Meine ganze Baarschaft bestand in etwas über zwei Guinéen, womit ich bis Paris zu kommen glaubte.

Ich schickte meinen Mantelsack mit der Landkutsche voraus nach Dover und machte mich den 3. August (1772) wieder auf die Beine, mit einem Hemde und einer Nachtmütze in der Tasche, ohne von Quint Abschied zu nehmen, denn ich wußte, daß er mich nicht fortgelassen hätte. Von London bis Dover blieb ich nur eine Nacht unterwegs und kam da glücklich und ohne alle Beschwerden an.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Reise von Dover bis Calais. — Der Gasthof „La Cour de Londres". — Fußwanderung von Calais bis Boulogne. — Einkehr bei einer Gastwirthin. — Ausgabe des letzten Geldes. — Fortsetzung der Fußwanderung bei Wasser, Essig und Brod. — Nachtlager auf einem Getreidehaufen bei Montreuille. — Der Trost der Armen. — Ein dichterisches Original-Genie. — Abermaliges Nachtlager unter freiem Himmel bei Abbeville. — Eine Einladung von einem Tischler. — Wieder ein Nachtlager unter freiem Himmel bei Bois. — Einer, der Geld hat und sich von einem Kloster füttern läßt. — Lieber hungern, als von Jemand etwas verlangen. — Frei-Nachtlager auf einem Haufen Korngarben bei Beauvais. — Verzehrung des letzten Bissen Brodes und des letzten Tropfen Essigs.

Von London nach Dover hatte ich ungefähr vier Shillinge verzehrt; hier hatte ich Fracht für einen Mantelsack von London sechs Shillinge zu bezahlen und das war nicht genug; der Mantelsack mußte ins Zollhaus gebracht und da mit neuen sechs Shillingen verzollt werden. Die Ueberfahrt nach Calais kostete auch eine halbe Guinée. Wir fuhren bei gutem Winde und Wetter in etwa vier Stunden hinüber und als wir nicht weit vom Lande waren, kamen Boote, die Passagiere und ihre Bagage abzuholen, weil man uns vorlog, das Schiff würde nicht hier, sondern in Dünkirchen anlegen. Dieses Postscript an die Ueberfahrt kostete auch drei Livres de France.

Sobald wir an das Land kamen, bemächtigten sich ein paar Kerle meines Mantelsackes, den Einer gar wohl hätte fortbringen können und trugen ihn in einen ansehnlichen Gasthof, begehrten da mit aller französischen Höflichkeit drei Livres für ihre Mühe, bekamen jedoch diesmal von mir mit deutscher Grobheit nur einen Livre, mit dem ich nicht leicht losgekommen wäre, wenn ich nicht Uniform unter meinem Rocke hätte hervorblicken lassen.

Man berichtete mir auf meine Nachfrage, daß ich meinen Mantelsack noch heute auf die Diligence müsse bringen lassen, wenn er des andern Morgens mit derselben nach Paris abgehen solle, welches Geschäft ich auch alsobald wieder mit einigen Unkosten

abthat und mich sehr zufrieden von dem Bureau der Diligence zurück in mein Hotel verfügte, weil man mir da gesagt hatte, ich möchte in Paris meinen Mantelsack „Au grand Cerf, Faubourg St. Denis“ abholen lassen. Dieser „Grand Cerf“ tilgte in mir die große Sorge, wo ich in Paris abtreten könnte? Denn ich dachte mir den „großen Hirsch“ als einen lebhaften Gasthof, in dem mir der bloße Anblick meines Mantelsackes die ersten Tage Kredit verschaffen würde.

Das Haus in Calais, wohin man mich ungefragt geführt hatte, hieß: „La Cour de Londres“. Der Wirth Herr J. O. Dwyer nennt es in seinen Zetteln: „A most elegant and well fournished House with the best Larder in the Town can afford.“ — Ich habe nichts dagegen; aber so wenig ich auch von diesem Larder Gebrauch machte, so mußte ich doch den 6. August, als ich früh von Calais schied, 5 Livres 13 Sous bezahlen und fand nun, nach genauer Untersuchung, in meinem Beutel nicht mehr als noch 3 Livres 10 Sous. Mit diesen wanderte ich bis Boulogne und kam Abends da an, als die ganze schöne Welt dieses Ortes auf einem großen sehr angenehmen Spaziergange vor der Stadt versammelt war. Ich setzte mich da mitten unter sie auf eine Bank und sah mit schwerem Herzen die Leute meistens munter und lustig bei mir vorbei auf- und abgehen. Aber unter Allen keine Seele, die so patriarchalisch gesinnt war, mich zu sich zu nöthigen und mir ein Fußbad, etwas Gebackenes und einen Kalbsbraten anzubieten, wie in alten Zeiten Lot und Abraham. Ich wollte also nur hier den Staub von meinen Füßen schütteln, weiter gehen und mir jenseits der Stadt ein Lager auf einem Heu- oder Kornhaufen aussuchen; da stand aber eine Gastwirthin vor ihrer Hausthür und erinnerte mich mit vieler Höflichkeit, daß ein Gewitter am Himmel stände, dem ich mich doch nicht aussetzen, sondern lieber bei ihr einkehren möchte.

Was konnte ich thun? Ein so artiges Kompliment von einem Weibe, das eben nicht häßlich war, überwog die andern Bedenklichkeiten. Ich trat ein, erfrischte mich mit einer Bouteille Wein, Salat und Eiern und schlief hier zum letztenmale auf einer

Matratze sanft und ruhig bis morgens früh um sechs Uhr. Nach gepflogener Abrechnung blieb mir noch ein Livre sechs Sous und nun war es Zeit, ernstlich auf gute Wirthschaft zu denken; denn ich hatte noch gar einen weiten Gang bis Paris; 52 Lieues de France, welches so ungefähr 26 bis 28 deutsche Meilen betragen mag. Ich entblößte mich hier mit geprüftem Vorsatze von allem baaren Gelde, um mich der Versuchung, irgendwo einzukehren, gar nicht mehr auszusetzen. Ich kaufte mir für den Rest meines Geldes Brot und etwas Weinessig, wozu mir die Wirthin eine kleine Flasche gab, um mich im Nothfalle bei der großen Hitze damit zu laben; auch versah ich mich mit einem Trinkglase, um Wasser damit zu schöpfen und that nun Verzicht auf alle menschliche Hülfe bis Paris.

Ich nahm mir vor, mein Brot so einzutheilen, wie die Schiffer den Zwieback, wenn es an Lebensmitteln gebricht; gerade auf der Landstraße fortzuwandeln, mich an keinen Menschen zu wenden, der mich nicht selbst aufforderte und es darauf ankommen zu lassen, wie lange es meine Kräfte aushalten würden. Sollte ich so schwach werden, daß ich nicht weiter könnte, so wollte ich mich auf den Platz, wo dieser Fall einträte, niederlegen und das Weitere ruhig abwarten.

Diesen meinen Vorsatz habe ich, insoweit der Erfolg es erforderte, treulich ausgeführt und mich von Boulogne bis Paris nur mit drei Menschen förmlich in ein Gespräch eingelassen, unter welchen Einer war, dem ich danken und den ich ehren werde mein Lebelang. Man muß das nicht so verstehen, als ob ich allem Gebrauche meiner Sprachwerkzeuge entsagt hätte. Die Hitze war groß und mein schwerer, mit zwei Röcken überzogener Körper fand auf der Chaussee nicht überall Brunnen. Ich forderte also, wenn ich durch Dörfer ging und Menschen sah, bisweilen ein Glas Wasser und bekam es allezeit mit vieler Bereitwilligkeit, wurde auch in Frankreich über meine Reise zu Fuß nirgends verspottet, wie in England, sondern mit aller Höflichkeit behandelt. Man gab mir überall was ich verlangte und konnte mir freilich äußerlich nicht ansehen, daß ich nur Wasser trank, weil ich keinen Wein bezahlen konnte und

in kein Wirthshaus ging, weil ich kein Geld hatte. Außerdem badete ich auch, wenn ich Gelegenheit dazu fand und trocknete abwechselnd meine zwei Hemden.

Ich ging diesen Tag, den 7. August, bis in die Gegend von Montreuil, wo ich auf einem Getreidehaufen übernachtete. Als ich auf dieser Tagreise in der Mittagsstunde die erste zugeschnittene Portion meines Brotes verzehrte und ich mich zu dem Ende an einen kleinen Silberbach, den ich von einer Brücke herab erblickte, setzen wollte, fand ich da einen Mitgast, der eben so wie ich, zwar ein größeres, aber noch weit schwärzeres Stück Brot als das meinige, verzehrte und sich mit einem hölzernen Becher Wasser dazu schöpfte. Solamen miseris socios habere malorum! Der Mann fing ein Gespräch mit mir an, sagte, daß er von Sames sei, auf der Chaussee am Wegbau arbeite und jetzt eben seine Mittagsruhe halte. Das klang ganz wahrscheinlich. Aber er mochte fürchten, ich möchte mich durch den Schein verleiten lassen, zu glauben, daß seine Mahlzeiten täglich nur in Brot und Wasser beständen; darüber wollte er mich eines Besseren belehren und machte mir eine recht leckere Beschreibung von den fetten Picknicks, die er und seine vornehmen Freunde in Sames einander alle Abend zu geben pflegten. Der Eine war Huissier, der Andere Concierge, der Dritte Marguillier u. s. w. Und in diesem armen Taglöhner war vielleicht eines der größten Genies für die Dichtkunst versteckt, denn so malerisch und lebhaft, wie er die Figuren und den Geschmack eines Ragout von jungen Kaninchen, einer Poularde mit Austern, kleinen Pastetchen und gebratenen Rebhühnern mit und unter dem Genusse seines schwarzen Brotes zu beschreiben wußte, habe ich noch nichts gelesen oder gehört. Er schritt von den Speisen zu den köstlichen Weinen, die er und seine Freunde außer dem gewöhnlichen Tischtranke zu trinken gewohnt waren, wußte sie Alle richtig zu nennen und machte mir endlich beim Dessert mit einer vortrefflichen, gewürzhaften Melone den Mund so wässrig, daß ich mich und ihn beklagte, weil wir diesen Mittag von Allen dem nichts hätten oder hoffen könnten. „Cela ne fait rien Monsieur! si vous voulez être de la partie, vous n'avez que rester ici jusqu'au soir,

je reviendrais alors vous prendre avec moi." Dafür bedankte ich mich gar schön und setzte meine Reise fort.

Den 8. (August) lag ich bei Abbeville wieder unter freiem Himmel und ging am andern Morgen etwa gegen 11 Uhr durch die einzige Gasse eines langen Dorfes, wo ich einen Mann an seiner Thüre fand, die gerade von der Straße in sein Wohnzimmer führte. Diesen Mann sprach ich um ein Glas Wasser an. Er nöthigte mich hinein, deckte stillschweigend ein grobes Tischtuch auf, stellte Butter, Käse, Brod und einen Krug Apfelwein hin und bat mich, vorlieb zu nehmen. Dieser redliche Franzose war ein Tischler, dessen Frau vor etlichen Wochen erst gestorben war und der mit drei kleinen Kindern, wovon das älteste fünf Jahre zählte, seine Haushaltung allein fortsetzte. Es befand sich da ein Bücherschrank, worin lauter einzelne Theile französischer Uebersetzungen standen, als: von Amyot's Plutarch, vom Tacitus des d'Ablancourt, vom Homer der Dacier u. s. w., welche er Alle gelesen hatte und auswendig wußte. Ich fragte nicht nach seinem Namen, denn ich konnte damals nicht denken, daß ich Gelegenheit finden würde, seiner öffentlich zu erwähnen; aber sein Andenken wird in mir nimmermehr verlöschen. Das waren Zwei von den Leuten, denen ich auf dieser Reise Rede stand; mit dem Dritten kam ich, wenn ich nicht irre, hinter Auteuil zusammen.

Ich hatte den 9. August mein gewöhnliches Nachtlager hinter Bois gehalten und kam den 10. Mittags an eine Abtei oder ein Kloster, welches eine vortreffliche Lage hatte. Von der in gutem Style gebauten Fronte des Hauptgebäudes ruhte zwischen den alten Linden ein Dach auf Pfeilern, worunter ein gemauerter Brunnen stand, mit steinernen Bänken und Tischen umgeben, der Fußboden mit Quadersteinen gepflastert. Hier wollte ich trinken und ausruhen, und traf da einen Menschen, der, wie ich später sah, ein Reisender zu Fuß war, so wie ich, nur daß er dahin wanderte, wo ich herkam. Der Mensch hatte aber seine Mittagsmahlzeit verzehrt und steckte ein Stück weißes Brod, das ihm übrig geblieben war, in die Tasche, nahm die Schüssel, die er geleert hatte und trug sie zur Abtei, wo ein Frater kam, der sie ihm abnahm.

Nun kam er wieder zum Brunnen, setzte sich neben mich, zog seine Uhr heraus, besah sie und fragte mich endlich, da er sah, daß ich nicht geneigt war, das Gespräch anzufangen, englisch: Ob ich ein Engländer sei? Meine Antwort überzeugte ihn vom Gegentheil, also fragte er weiter: „Sie sind aber doch kein Franzose?“ „Nein Sir! Ich bin ein Deutscher.“ „Sehr gut! Hören Sie mein Herr! Den Pfaffen in Frankreich muß man nichts schenken. Sehen Sie, ich habe Geld (dabei zog er einen Geldbeutel heraus, worin zwölf bis fünfzehn Louisdors sein konnten), aber wenn ich bei einem Kloster vorbeigehe, so lasse ich mich speisen und spare mein Geld; das ist der Pfaffen Pflicht und diese Herren sind so zu sonst nichts nütze auf der Welt.“

Das war nun ein Wink, den ich in der ersten Aufwallung sehr zu Herzen nahm und sogleich zu benutzen gedachte. Der Engländer war kaum fort, da ging ich zu der Pforte, wo er die Schüssel abgegeben hatte — aber — da stand ich — streckte wohl zwanzig Mal die Hand aus, um zu läuten und zog sie auch ebenso viele Male zurück, weil es mir unmöglich war. Es überzog mich eine unzeitige Scham; für meinen damaligen Zustand eine wahre mauvaise honte, die mich innerlich ängstigte und mir die Hände band. Ich ging wieder an den Brunnen, predigte mir alles, was die Vernunft zum Besten meines Magens sagen konnte: Die Unwahrscheinlichkeiten, bis Paris auszudauern — die günstigen Umstände, daß kein Mensch zugegen war — daß mich die Mönche nicht kannten und niemals wiedersehen würden — Alles umsonst! Ich ging zwar noch einigemale an die Pforte, es kam aber Niemand heraus und mir war es nicht möglich, die Glocke zu ziehen. — Dieser Streit mit mir selbst und diese Unentschlossenheit dauerte so lange, bis die Klosteruhr Zwei schlug. Nun dachte ich, ist so nichts mehr zu thun, die Essenszeit ist vorbei. Ich war darüber mehr froh als unzufrieden und zog ab, wieder auf die Landstraße, auf der ich diesen Tag noch ein Stück weiter als Beauvais wanderte und auf einem gastfreien Haufen Korngarben, ohne Magendrücken, sanft einschlief.

Diesen Abend, den 10. August, verzehrte ich meinen letzten Bissen Brot und den Morgen darauf in Blainville den letzten Tropfen Essig. Ich richtete mich nun darauf ein, heute, Dienstag den 11. August, in Paris einzutreffen, und zwar mit Fleiß etwas spät, weil ich in der Hauptstadt des Landes ebenso incognito einziehen wollte, als ich zeither gereist war und als zuverlässig voraussetzte, daß in einer Stadt wie Paris im Gasthofe „Au grand Cerf“ um Mitternacht noch alles ganz munter und lebhaft sein müsse.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Ankunft in Paris. — Der angebliche Pferdetransport. — Elende Unterkunft. — Der Wirth Meier. — Bessere Unterkunft. — Madame Meier. — Der Landsmann Herr Freyfeldt. — Empfang des Mantelsacks. — Versatz von Wäsche und Kleidung. — Erkrankung und Wiedergenesung. — Fahrt nach Compiegne.

Ich hatte diesen Tag, den 11. August, eine für meine erschöpften Kräfte ziemlich starke Tagreise gemacht und kam, mit noch ganz nüchternem Magen, Nachts um 11 Uhr nach Paris, ohne, wie man den Prinzen von Monaco beschuldigt, bei meinem Eintritte zu vermuthen, daß die vielen Laternen eine Illumination zu meinem Empfange vorstellen sollten. Einem Menschen, der seinen Einzug mit Extrapost hält, wenn er in Blainville oder Beaumont zu Mittag gespeist hat, mag diese nächtliche Beleuchtung wohl einen herrlichen Anblick gewähren; mir war es diesmal mehr um das Utile als das Jucundum zu thun und ich freute mich herzlich, daß ich nicht im Finstern tappen durfte. um den längst gewünschten „Grand Cerf“ zu finden. Jeder, der mir begegnete, wies mich avec plaisir zurecht und ich kam zu diesem Hause, als eben der Zeiger halb zwölf schlug.

Ich erstaunte, in keinem Fenster Licht zu erblicken, alle Thüren verschlossen, keine Schnur einer Glocke, kein Klopfer. Also wurde ein Stein ergriffen und wacker an das große Thor

geklopft, denn ich fand keine andere Thüre. Eine gute, halbe Stunde mochte ich wohl geklopft haben, und das so herzhaft, daß viele Vorübergehende still standen — da erschien endlich ein Hausknecht, welcher öffnete, und nachdem er mein Begehren, da einzukehren, vernommen hatte, gleich wieder zuschloß, mit dem Bescheide: Hier sei kein Einkehrgasthaus, sondern nur das Bureau verschiedener Diligencen. — Eine schöne Sentenz für einen Menschen in meinen Umständen! Es gingen noch bisweilen Leute auf der Gasse; ich fragte nach einem Wirthshause? Man wollte in dieser Gegend von keinem wissen. Einige redeten von Chambre garnies, nicht weit vom „Grand Cerf", aber Jeder entschuldigte sich für die weitere Information mit der späten Mitternacht.

Ich behauptete inzwischen meinen Platz, entfernte mich nicht vom Hause, in dem sich mein Mantelsack befand und setzte mich, nicht weit davon, auf einen Stein. Mittlerweile ließen sich in der Nähe Patrouillen hören; ich machte mich darauf gefaßt, von Einer oder der Andern examinirt zu werden und erfand aus dem Stegreif eine Fabel, die mir auch für das Haus, wo ich einkehren würde, anwendbar schien. Ich hatte auf meinem Marsche einen Transport englischer Pferde wahrgenommen, welcher wegen Hitze nur in der Nacht geführt wurde; ich wollte also vorgeben, ich sei mit einem solchen Transporte angekommen, die Pferde wären weiter als Paris gegangen und ich habe mich hier absetzen lassen. Kaum war ich mit dieser Erfindung fertig, so wurde sie auch mit dem besten Erfolge an den Mann gebracht.

Der Tag fing schon an zu grauen, als ein Mensch mit einer Laterne bei mir so nahe vorüberschritt, daß er an mich anstieß und erschrak. Ich beruhigte ihn, indem ich ihm erzählte, was ich erst erfunden hatte und traf zum Glück einen Mann, den es interessierte. Er war Reitknecht bei einem Herrn, der selbst englische Pferde hatte und sollte diesen Morgen um vier Uhr mit ihm ausreiten; er hatte diese Nacht bei seiner Frau geschlafen, welche entfernt von seinem Herrn wohnte und wollte eben in den Stall gehen, um die Pferde zu füttern und zu satteln. Meine Geschichte mit den englischen Transportpferden kam ihm so natürlich vor,

daß er nicht den mindesten Zweifel hegte; er wußte vielmehr alles, was ich selbst nicht wußte, nämlich, wem die Pferde gehörten und in welche Provinz sie geführt wurden. Er hielt mich für einen Engländer und erbot sich, mir ein englisches Wirtshaus zu zeigen, ob er gleich seines Herrn Ungnade befürchten müsse, wenn er so viel Zeit versäume. Als er aber hörte, daß ich ein Deutscher sei, so war es ihm lieber, weil er näher ein deutsches Wirthshaus wußte, obzwar es auch noch eine ziemliche Strecke war bis zu der **Rue des vieux Augustins**, wohin er mich führte. Er selbst klopfte an und sagte durch die Thür: Ein deutscher Herr, der mit englischen Pferden soeben angekommen sei, wolle hier logieren. Und damit empfahl er sich. Hierauf hörte ich innerhalb eine Zusammensprache deutscher Zungen aus mehr als einer Provinz. Man ließ mich hinein, führte mich bis unter das Dach und wies mir unter zwanzig von Anderen schon belegten Betten eine Lagerstätte an, die weder weich noch reinlich war und auf der ich, bei aller meiner Müdigkeit, kein Auge zuthun konnte. Aber es währte nicht lange, denn nach vier Uhr war in diesem gemeinschaftlichen Schlafgemache schon Alles in Bewegung. Meine Schlafkameraden waren lauter Handwerksburschen, die sich hier Schlafstätte auf einen Monat gemiethet hatten und die, weil sie früh in die Werkstätte an ihre Arbeit gehen mußten, zeitig aufstanden, sich anzogen und einander bei ihrem Lever hülfreiche Hand leisteten. Für Andere kam ein Friseur, der sich auch meinem Bette näherte und fragte, ob er später kommen sollte? Ich bestellte ihn und äußerte zugleich meine Unzufriedenheit mit der Lagerstätte und der Gesellschaft, in die man mich gebracht hatte. Das nahm er sehr zu Herzen, entschuldigte das Versehen, welches nur meine späte, nächtliche Ankunft verursacht haben müsse und sagte: Mr. M e i e r, der Wirth, ein Schweizer, sein Landsmann, sei ein **très galant homme**, der den Fehler seiner Leute auf alle Art wieder gut zu machen trachten würde; ich möchte mich nur gedulden, bis Herr und Frau aufgestanden wären.

Wirklich kam auch um 6 Uhr ein Aufwärter, der mich um Verzeihung bat, weil man mich in der Nacht nicht anders habe

unterbringen können und mich in ein besonderes möblirtes Zimmer führte, worin ein sauberes Bett stand. Hier forderte ich Frühstück. Man brachte mir Milch, Kaffee und Kuchen. Das ist ein kleiner Umstand, der aber sehr zu meinem Nachtheile hätte ausfallen können, wenn ich nicht mehr Glück, als Kenntniß von den Gebräuchen in Paris gehabt hätte. Man macht in solchen Häusern nicht selbst Kaffee, sondern er wird über die Gasse aus dem nächsten Kaffeehause geholt. Hätte man mir nun, wie es gewöhnlich und in der Ordnung war, das Geld abgefordert, so hätte ich meine ganze Blöße verrathen müssen. So aber hatte die Wirthin diese Auslage einstweilen von dem ihrigen bestritten, was, wie ich später hörte, eine seltene Begünstigung war.

Ich ruhte nun ein paar Stunden, dann ließ ich mich frisieren und stieg hinab zum rez-de-chaussée, wo ich Madame Meier, eine alte Schweizerin mit jungem Putze, wohl frisiert und gepudert, in einer Art von Kabinet sitzend fand, und von ihr eine lange Abbitte wegen des unhöflichen Verfahrens ihrer Leute in vergangener Nacht anhören mußte. Es war ihr bekannt, daß ich spät mit englischen Pferden angekommen war und auf mein Ersuchen wurde in den „Grand Cerf“ geschickt, von wo die Antwort erfolgte, daß mein Mantelsack Nachmittags gegen 10 Livres Fracht abgeholt werden könne. Ich unterhielt mich lange mit Madame Meier, um sie auszuhorchen und wo möglich ihre Benevolenz zu gewinnen. Da lenkte sich denn unser Gespräch auch auf die Provinz Deutschlands, wo ich geboren war, und kaum hörte sie den Namen meiner Vaterstadt, so sagte sie ganz erfreut, daß ein junger Mensch von guter Familie aus dem nämlichen Orte in ihrem Hause wohne, der sein Brod mit Lectionen in der deutschen Sprache kümmerlich verdiene. Seinen Namen sprach sie in ihrem schweizerischen Dialect so verzogen aus, daß ich mich eines gleichen nicht erinnern konnte. Sie empfahl mir diesen Landsmann aufs beste und schickte sogleich nach ihm. Er kam aber nicht.

Es wurde Essenszeit. Man wies mir das Speisezimmer, und nun genoß ich nach sieben langen Tagen das erstemal wieder eine ordentliche Mahlzeit. Nach dem Essen, da ich in die

Höhe nach meinem Zimmer steigen wollte, um zu überlegen, wie ich es anfangen müsse, um zu meinem Mantelsacke zu gelangen, begegnete mir auf der engen Treppe ein junger Mensch, der mich da ausdrücklich erwartet hatte. Er machte mir ein sehr demüthiges Geberdenspiel, nannte mich mit meinem wahren Namen, den noch Niemand in Paris wußte und bat mich sehr, ihn nicht zu verrathen.

Ich konnte mir das nicht erklären, denn der Mensch war mir ganz unbekannt. Ich nahm ihn aber mit auf mein Zimmer, wo es zur Entwicklung kam. Er war allerdings mein Landsmann, ich kannte seine ganze Familie; sein Vater war Hofrath in meiner Vaterstadt, aber von diesem seinem jüngsten Sohne wußte ich nichts, weil er sieben oder acht Jahre jünger war, als ich. Er aber kannte mich wohl, hatte mich oft bei meinem Besuche zu Hause gesehen und mich früh durch das Gitter an dem Kabinete der Wirthin sogleich erkannt, aber aus Furcht vor Explikationen in ihrer Gegenwart nicht erscheinen wollen. Sein ganzes Verbrechen war, daß er gegen den Willen seines Vaters vom Hause weggegangen war, und dieser, ein harter Mann, entzog ihm jetzt allen Beistand. Er hatte vorausgesetzt, daß ich das wissen, der Frau vom Hause erzählen und ihm somit den Kredit verderben würde. Seine Umstände waren nicht besser als die meinigen, abgesehen davon, daß er damals weder Frau noch Kinder hatte. Ich machte ihm Muth, mir Alles zu beichten, und als er fertig war, fing ich an: „Sie sind, mein lieber Freyfeldt, jetzt gerade der Mann, dessen ich bedarf. Wenn Sie in besseren Umständen wären oder mir die Ihrigen verhehlt hätten, so würde ich mich Ihnen nicht anvertrauen. So und so steht es mit mir; meine Lage kann sich vielleicht in ein paar Tagen ändern, jetzt weiß ich es noch nicht, wie? Aber es kommt mir nur auf zehn Livres an, um meinen Mantelsack auszulösen.“ Herr Freyfeldt freute sich herzlich, daß meine Umstände so und nicht anders waren, denn nun hatte er von mir mehr zu hoffen, als zu fürchten; er machte sich sogleich auf, von einem seiner Schüler das Monatgeld voraus zu nehmen und brachte mir nach Verlauf einer halben Stunde zwei große Thaler.

Nun wurde ein Hausknecht in den verwünschten „Grand Cerf“ geschickt, der mich in der vergangenen Nacht so außer meiner Fassung gebracht hatte und der Mantelsack erschien mit unversehrtem Schlosse und Siegel. Wir verabredeten das Weitere. Aus dem Mantelsacke sollte so viel an Wäsche und Kleidung versetzt werden, als die Auslage des Herrn Freyfeldt betrug und die kurze Reise nach Compiegne erforderte; denn der Hof war damals nebst dem Bureau des affaires étrangères in diesem Orte und nicht in Versailles und bei Herrn und Madame Meier sollte, wie billig, Einer des Anderen Lob preisen, um für den Nothfall wechselseitig unsern Kredit zu befestigen, welchen Herr Freyfeldt, der schon tief in der Kreide war, so nöthig brauchte als ich. Es meldete sich aber des folgenden Tages eine Art Fieber bei mir, welches eine natürliche Folge meiner beschwerlichen Reise war. Freyfeldt pflegte und bediente mich in diesem Zustande treulich.

Ich wurde nach einigen Tagen gesund und ging den 18. August mit einer ordinären Kutsche nach Compiegne.

Dreißigstes Kapitel.

In Compiegne. — Mr. Chapeaumont, der Wirth vom „Lion d'or“. — Mr. Gérard, der Chef des Bureau des affaires étrangères. — Aufwartung bei ihm. — Freundlicher Empfang. — Prüfung und Verwendung als Dechiffreur.

Ich kam nachmittags um 5 Uhr in Compiegne an. Ich hatte nur Weniges an Wäsche und Kleidern mitgenommen und den Rest, der nicht versetzt war, bei Meier und Freyfeldt gelassen. Meine Baarschaft bestand beim Eintritt in Compiegne noch in einem kleinen französischen Thaler, oder drei Livres. Mit diesem ging ich in den „Lion d'or“, wo mich der Gastwirth Mr. Chapeaumont mit vieler Höflichkeit aufnahm und ohne sich daran zu kehren, daß ich weder Koffer noch Bedienten hatte,

in ein recht artiges Zimmer führte, mir abends ein Souper vorsetzte, das selbst ein Prälat nicht verschmähen durfte und die Ehre erwies, mich selbst zu bedienen.

Unser Gespräch fiel ganz ungezwungen auf den großen Zusammenfluß von Menschen, welcher damals bei Anwesenheit des Hofes die Gasthäuser füllte; und da erinnerte Herr Chapeaumont beiläufig, daß er sonst für das Zimmer, das er mir angewiesen hatte, von Jedermann täglich einen Sechs-Livres-Thaler zu nehmen pflege, sich aber, aus bloßer Consideration für mich, nur mit 4 Livres täglich begnügen wolle. — Diese Consideration für einen Unbekannten überstieg schon allein an Quartiergeld für den ersten Tag mein ganzes Vermögen. — Also nach reifer Erwägung, daß ich ohnehin schon über meine Kräfte gezehrt hatte, ließ ich mir noch eine Bouteille Burgunder bringen, des besten, den sein Keller vermochte und der brachte dann auch die gute Wirkung hervor, daß ich ohne alle Sorge bis an den andern Morgen sanft und ruhig schlief.

Da putzte mich ein kunstreicher französischer Haarkräusler nach der neuesten Mode heraus und ich verfügte mich, ohne Einwendung, weder des Wirthes noch des Friseurs, der auf morgen wieder bestellt wurde, in das königliche Schloß, fragte nach dem Bureau des affaires étrangères und wurde hinauf bis fast unmittelbar unter das Dach gewiesen. Ich klopfte lange an der Thür dieses Bureau's, bis mir aufgethan wurde. Endlich trat ein ansehnlicher, großer Mann heraus, dessen offenes Gesicht mein Zutrauen gewann, noch ehe er sprach.

Es war Mr. Gerard selbst. *) Ich übergab ihm den Brief des Comte de Guines. Er las ihn noch vor der Thür und als er fertig war, nöthigte er mich in das Zimmer, in dem außer uns

---

*) Herr Gerard und sein Bruder, gebürtige Straßburger, waren damals Chefs du bureau au Département des affaires étrangères, oder, wie es auch genannt wurde: des rélations extérieures. Der, von welchem hier die Rede ist, wurde später französischer Gesandter bei den nordamerikanischen Staaten und darauf Prätor in Straßburg. Sein Bruder, der den Beinamen de Rayneval führte, war später französischer Chargé d'affaires in Danzig.

Niemand anwesend war. Hier wurde mancherlei gefragt und beantwortet, wovon die Hauptsache, wie ich merkte, immer darauf hinauslief: „ob ich schon mehrmals in Frankreich gewesen sei? was ich für Bekanntschaften in Paris hätte?“ u. s. w. Es war die reine Wahrheit, daß ich noch nie in Frankreich gewesen, mit Niemand in Paris bekannt und in einem Hause eingekehrt war, wo ich keine Bekanntschaft machen konnte; folglich ward Mr. Gerard über die Gegenstände gar bald beruhigt. Von Fähigkeiten oder Anwendung derselben war keine Rede, bis zuletzt, da er mich ganz gleichgültig fragte: Ob ich dechiffrieren könne? Antwort: „Es kommt auf eine Probe an.“

Nun hieß er mich in eine von den kleinen Abtheilungen, die in diesem Zimmer durch Gitterwerk abgesondert waren, niedersetzen und gab mir eine Depesche nebst dem Schlüssel. Sie war deutsch. Herr Gerard setzte sich nun auch wieder an seinen Schreibtisch und arbeitete, nachdem er mich vorher unterrichtet hatte, „wenn Jemand herein käme, unbeweglich sitzen zu bleiben und nichts zu reden, es sei mit wem oder in welcher Sprache es wolle.“

Nach Verlauf einer Stunde übergab ich meinen ersten Versuch der Prüfung des Herrn Gerard — und siehe! er war zufrieden und ermahnte mich, nach einigen Winken und Zurechtweisungen, so fortzufahren und über Alles die genaueste Verschwiegenheit zu beobachten. So ließ er mich diesen ganzen Tag fortarbeiten und schloß mich ein, wenn er selbst aus dem Zimmer ging. Mittags wurde mir Wein und Brod gebracht und als es verzehrt war, ging ich wieder an meine Arbeit. Mr. Gerard kam bald zurück, wenn er etwa einmal zum Minister ging oder sonst Geschäfte hatte und wenn er da war und andere Leute hereinkamen, hielt ich mich ganz still, kehrte den Anwesenden den Rücken und blieb bei meiner Arbeit. Herr Gerard war selbst ein Deutscher. Es traf sich am ersten Tage und in den folgenden oft, daß Commis aus der Kanzlei und Andere herein kamen und blos deswegen deutsch mit ihm redeten, damit ich nichts davon verstehen sollte; darüber lachten wir, wenn sie fort waren und ich blieb immer,

vom Anfange bis zum Ende, Jedem, außer dem Chef, unbekannt. Um 6 Uhr, oder etwas später, wurde ich diesen ersten Tag entlassen und auf den künftigen wieder bestellt.

So wie ich abends in den „goldenen Löwen" kam, fand ich meinen Tisch schon gedeckt zum Abendessen und merkte nicht, daß mich Herr Chapeaumont hatte beobachten lassen, denn er äußerte nicht die geringste Verwunderung oder Neugierde über mein langes Ausbleiben und fragte mich in den zehn Tagen, die ich auf diese Art, einen wie den andern, in Compiegne verlebte, auch nicht ein einziges Mal, wo ich den ganzen Tag zubrächte?

Ich blieb hier und arbeitete so fort an meiner Chiffre, bis der Hof zurück nach Versailles ging. Der Inhalt der Depeschen, welche alle deutsch waren, erforderte einen ganz fremden Dechiffreur, außer Mr. Gerard hätte sich selbst dieser Arbeit unterziehen müssen, wie es vorher geschehen war und er hatte außerdem genug zu thun. Es war auch noch etwas mehr dabei zu beobachten, als blos wörtlich aus der Ziffer in das Deutsche zu übersetzen. Ich wußte mich aber gar bald darein zu finden und sah schon am dritten Tage, wohin das Alles abzielte. Ich richtete mich darnach stillschweigend, was eben so stillschweigend gut aufgenommen wurde und nicht unbelohnt blieb. Erstlich gewann ich die Freundschaft des Mr. Gerard, die mir sehr theuer war; ich bilde mir noch jetzt etwas darauf ein und werde diesen Mann lebenslang verehren. Er stellte mich einige Tage nach meiner Ankunft dem Minister des affaires étrangères, Duc d'Aiguillon vor, von dem ich sehr wohl aufgenommen wurde. Er forderte mich auf zu fernerer Verwendung in dem Dienste Sr. Majestät, bezeugte mir seine Zufriedenheit mit dem, was ich seither geleistet hatte, erlaubte mir den freien Zutritt zu seiner Person und verwies mich übrigens in Allem an Mr. Gerard.

Endlich, zwei Tage vorher, ehe der Hof nach Versailles zurück ging, brachte mir Mr. Gerard ungebeten und unverhofft eine vom Duc D'Aiguillon unterzeichnete Anweisung auf hundert neue Louisd'ors, welche ich auch am nämlichen Tage noch empfing. Nun war alles Leid vergessen, von London bis Coventry

und von Calais bis Paris. Mit diesem Gelde durfte ich mich nach Paris verfügen und da einige Tage aufhalten; denn der Tag, wann ich eigentlich in Versailles eintreffen sollte, wurde mir nicht bestimmt vorgeschrieben. Ich rechnete ab mit Herrn Chapeaumont, bezahlte ohne Abzug was ich schuldete und wurde von ihm freundlich eingeladen, auf das künftige Jahr wieder im „goldenen Löwen" einzukehren.

Einunddreißigstes Kapitel.

Rückkehr nach Paris. — Ordnung der Geldangelegenheiten. — Französische Herablassung aus Höflichkeit. — Redlichkeit eines französischen Bürgers. — Ein Beispiel unerhörter Albernheit. — Großer Grad reichsstädtischen Stumpfsinnes seitens deutscher Junker.

Mein Erstes in Paris war, meine und Herrn Freyfeldt's Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, das ist, ich löste Alles ein, was versetzt war und gab Freyfeldt Beweise meiner Erkenntlichkeit, ohne ihm meine wahren Verhältnisse zu entdecken.

Ich schrieb nun auch an meine Frau und meldete ihr die glückliche Veränderung unseres Schicksals, ohne mich im Detail darüber einzulassen. Ich wies ihr Geld an, um eine eigene Wohnung zu beziehen und sich aus der Abhängigkeit von ihrer Mutter zu setzen. Sie hat eigentlich nie Noth gelitten, denn ihre Mutter ließ ihr und ihren Kindern nichts abgehen. Ich wußte das und war doch um sie immer sehr bekümmert; aber jetzt, da sich Aussichten einstellten, die mich bald in den Stand setzen konnten, meine Familie zu mir kommen zu lassen, da grämte ich mich freilich weniger, fand aber auch nach Prüfung meiner selbst, daß gekränkter Stolz vielen Antheil an meinem Kummer gehabt hatte. Ich mußte eine zeitlang stillschweigend zugeben, daß ich mein Weib nicht ernähren konnte.

Ehe ich nun von Paris ab- und nach Versailles, den Ort meiner Bestimmung gehe, will ich von der Menge der mir vor-

gekommenen Nebengeschichten und meiner damit verknüpften Beobachtungen nur drei Beispiele anführen; das Eine von französischer Herablassung aus Höflichkeit, das Zweite von deutscher Redlichkeit eines französischen Bürgers und das Dritte von einem großen Grade reichsstädtischen Stumpfsinns deutscher Junker in Frankreich.

Ich war mit Freyfeldt in einem Kaffeehause. Wir setzten uns in eine Ecke und sprachen Deutsch miteinander. Ein zierlich aufgeputzter Abbé näherte sich unserem Tische und fragte mit vieler Höflichkeit: „Was das für eine Sprache sei, die wir redeten?" Ich sagte ihm „Deutsch", und was bekam ich da für ein Kompliment? Sollte man glauben, daß die Franzosen auch sogar den allgemein angeborenen Nationalstolz ihrer geschmeidigen, feinen Lebensart aufopfern können? „Allemand?" sagte er, „quel accent? quelle langue! la françoise n'est qu'un jargon en comparaison d'elle". „Pardon Mr. l'Abbé; la langue françoise est la reine de toutes les autres langues." „La reine? oui! peut-être; mais pour rendre justice à tout le monde: la votre est l'impératrice de toutes les autres langues vivantes ou mortes." „Bien de bonté, Monsieur l'Abbé." —

Einst trat ich gegen Abend in einem schlechten Ueberrocke in ein Haus, vor dem ich eine Tafel gesehen hatte mit der Ueberschrift: „Baltasar, Horloger de Madame la Dauphine." Ich verlangte eine tombakene Uhr. Er hatte keine tombakene oder silberne und fragte: „Warum ich keine goldene kaufen wollte." Antwort: „Weil ich nicht so viel Geld habe". „Wenn das ist, mein Herr, so ist es mir lieb, daß Sie zu mir gekommen sind, denn ich habe hier eine von mir selbst verfertigte gute Uhr, die ein Spieler von Profession bei mir bestellt hat für acht Louisd'or. Er mußte mir drei Louisd'or vorauszahlen und brachte vorgestern den Rest mit fünf Luisd'or; ich konnte aber die Uhr nicht eher als heute versprechen, weil noch etwas daran zu machen war. Heute Früh kam er und bat mich, ihm die fünf Louisd'or zurückzugeben, weil er in der Nacht all' sein Geld wieder verspielt hatte. Er mußte Verzicht leisten auf seine drei Louis Darangabe und Sie, mein Herr, können nun in sein Recht treten und brauchen mir nur fünf Louisd'or dafür zu

zahlen.“ Ich nahm diese Geschichte für einen gewöhnlichen Kunstkniff, ließ mir aber doch die Uhr zeigen und fand sie, soweit meine Kenntniß reicht, gut, und wahrlich, sie war es, denn ich trage sie noch diese Stunde und sie hat mir in den dreißig Jahren, in denen sie mich durch manches Land begleitet hat, sehr wenig für Reparatur gekostet. Ich bezahlte die fünf Louis und Mr. Baltasar bat mich, die Uhr den folgenden Tag Mittags abzuholen, weil er noch etwas daran zu richten hatte.

Zum Unglück für mich, war ich diesen Mittag besser gekleidet, als den Abend vorher. Wie ich also eintrat und meine Uhr verlangte, wurde ich zunächst mit finsterem Gesichte empfangen, und als er mir die Uhr gab, nahm er das grüne Uebergehäuse davon und schob mir die Uhr auf dem glatten Tische mit Unwillen zu. Ich fragte: „Haben Sie mir das Gehäuse nicht mitverkauft?“ — „Nein, mein Herr! Und wenn ich gewußt hätte, was ich jetzt weiß, so hätten Sie die Uhr unter acht Louis nicht bekommen. Sie kamen aber gestern in einem abgetragenen Ueberrocke und stellten sich arm — und das ist nicht hübsch, mein Herr!“ — „Also, mein lieber Herr Baltasar, glauben Sie, daß alle Leute reich sind, die einen guten Rock anhaben?“ — „Nein, das glaube ich nicht, ich glaube aber, daß, wer einen solchen Rock, wie Sie heute tragen, bezahlen kann, auch eine solche Uhr, wie diese, nach ihrem wahren Werthe bezahlen sollte.“

Alles dieses sagte der alte Mann mit so viel Ueberzeugung und Würde, daß man an seiner Ehrlichkeit gar nicht zweifeln konnte; und der Erfolg hatte es bewährt, denn noch jetzt, nach dreißig Jahren, ist mir diese Uhr um acht Louisd'or nicht feil. — Mir scheint diese Anekdote nicht so geringfügig, wie Manchem, dem ich sie erzählt habe. Einen gerechten, uneigennützigen und gutherzigen Mann, wie dieser war, zu treffen, ist keine gewöhnliche Sache, und was der Menschheit Ehre macht, soll man nicht verbergen.

Auch Beispiele unerhörter Albernheit dürfen nicht verhehlt werden. — Ich führte einst Freyfeldt mittags in ein Speisehaus, da wurden wir nach dem Essen, als wir eben fortgehen wollten, im Vorhause von einem jungen Menschen mit vielen

Kratzfüßen deutsch angeredet: „Er habe uns aus der Küche im Speisezimmer deutsch reden hören und gleich gemerkt, daß wir gnädige Herren aus Deutschland wären.“ — „Gut und was ist Ihr Begehr?“ — „Ihre Gnaden! Ich bin ein Chirurgus; hier ist mein Lehrbrief und sehen Sie nur, ich bin mit zwei jungen gnädigen Herren H. . . aus N. . von ihren Eltern hieher auf Reisen geschickt worden, aber nicht als Bedienter, auch nicht als Kammerdiener — sondern als etwas mehr. Denn, belieben Sie nur zu lesen, ich habe eine schriftliche Instruction von dem Excellenz, gnädigen Herrn Vater meiner jungen Herren, unterschrieben, worin mir die Macht gegeben wird, sie auch allenfalls, wenn ich es für gut befinden würde, arretieren zu lassen.“ — „Wo sind denn Seine gnädigen Herren?“ — „Sie wohnen hier im Hause im zweiten Stock; wir sind schon länger als einen Monat hier; sie gehen aber nicht aus, weil sie die Sprache nicht verstehen; wollen sie Ihre Gnaden besuchen, so will ich Sie hinführen.“ Das Alles kam mir so abenteuerlich vor, daß ich mit Freyfeldt hinaufstieg und was fanden wir da? — Zwei junge Burschen von 20 bis 24 Jahren, in beschmutzten Schlafröcken, aus großen meerschaumenen Pfeifen Tabak dampfen, in einem übel aufgeräumten Zimmer, an einem Tische, worauf die Reste von der Mittagsmahlzeit, die, wie sie selbst sagten, für den Abend aufgehoben würden, zusammengeschoben waren, um Platz zum Mariage-Spiel zu gewinnen, womit sich die jungen Herren unterhielten. Eine Frage gab die Andere. „Also, meine Herren, Sie sind schon vier Wochen in Paris?“ — Antwort: „Ja.“ — „Was haben Sie schon alles gesehen, was haben Sie für Bekanntschaften gemacht? An wen sind Sie adressiert?“ — „An unsern Banquier; wir waren einmal zu Mittag bei ihm geladen, seine Frau ist aber zu stolz; wir gehen nicht wieder hin, außerdem sind wir noch gar nicht ausgegangen, denn wir können mit den Leuten nicht reden und müssen erst die Sprache lernen. Deswegen haben uns unsere Eltern nach Paris geschickt- und wir haben einen Sprachmeister, der uns versichert, daß wir bald recht gut würden sprechen lernen; er gibt uns täglich zwei Lectionen.“

— „Aber wenn Sie auch die Sprache nicht verstehen, so sollten Sie doch bei dem schönen Wetter die öffentlichen Spaziergänge in der Stadt besuchen, um Menschen zu sehen und frische Luft zu schöpfen.“ — „Ach Spaziergänge! — Ja, die haben wir in N... so gut und so schön als hier. Sind Sie dagewesen, da ist eine Wiese, wo man recht charmant spazieren gehen kann, und die Dörfer um die Stadt herum, wo so gutes Bier gebraut wird.“ — „Warum sind Sie nicht lieber zu Hause geblieben? Sie hätten wahrlich gescheiter gethan.“ — „Ja! Unsere gnädigen Eltern haben nicht anders gewollt, da fragen Sie nur den Johann, was das für Leute sind und aus welcher Familie wir abstammen.“ — „Bei so bewandten Umständen wünsche ich Ihnen guten Fortgang im Französischen, damit Sie nach ein paar Jahren die Pariser Luft kennen lernen, denn auf diese Art, wie Sie zu Werke gehen, werden Sie wohl noch einige Zeit brauchen, bis Sie unter Menschen sich können sehen lassen.“ — „O nein, es ist uns alles vorgeschrieben; wir dürfen hier nur noch einen Monat bleiben und in dieser Zeit sollen wir auch auf ein paar Tage nach Versailles gehen!“ — „Nun, da werden Sie mich vielleicht finden; denn ich gehe auch dahin, um mich da einige Zeit aufzuhalten.“ — „Aber können wir Sie antreffen?“ — „Wissen Sie was, meine Herren! nehmen Sie noch einen Sprachmeister an, damit Sie desto geschwinder mit der Sprache fertig werden; und dazu empfehle ich Ihnen gegenwärtigen Herrn Freyfeldt, der auch mein Sprachmeister ist. Er wird Ihnen sagen, wo ich in Versailles wohne, denn ich weiß es jetzt selbst noch nicht.“ — „Nein, zwei Sprachmeister dürfen wir nicht halten, aber wir wollen den andern abdanken und diesen annehmen, nicht wahr Johann?“ Der gab seinen Willen dazu und die Herren kamen richtig nach einiger Zeit mit Freyfeldt nach Versailles und machten da Bocksprünge, die dem Leser nicht verhehlt werden sollen.

Herr Meier, der Gastwirth in der Rue des vieux Augustins, hatte inzwischen wegen meines langen Aufenthaltes in Compiegne eine hohe Meinung von mir gefaßt, die sich nun vermehrte, als ich nach Versailles ging. Er versah mich mit einem

Schreiben an seinen Landsmann Schnetz, welcher Schweizer an der königlichen Kapelle in Versailles war und ein Speisehaus hielt, dermalen auch Zimmer vermiethete.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Aufenthalt in Versailles. — Der Herzog von Aiguillon. — König Ludwig XV. — Die Dauphine. — Madame Dubarry. — Die Kapellen-Schweizer. — Der Leibschweizer des Königs. — Ein Marokkaner. — Tölpelhaftes Benehmen deutscher Reichsjunker.

An welchem Tage des Septembers ich von Paris nach Versailles fuhr, das kann ich nicht sagen. Das Tagebuch in meiner Schreibtafel geht nur bis Compiegne und ich würde mich auch zeither nicht so gewissenhaft an die Anzeige der Tage gebunden haben, wenn mir nicht selbst die Rückerinnerung jedes Tages, nach Maßgabe jeweiliger Plage, interessant oder erbaulich gewesen wäre.

In Versailles ging ich wieder an meine Arbeit, in welcher ich nun durch längere Uebung viel Fertigkeit erlangt hatte; wozu ich sonst drei Tage gebraucht hatte, das vollendete ich jetzt in einem und bekam daher Zeit und Muße genug, Versailles kennen zu lernen und der Etikette ihren Zoll zu entrichten. Denn, da ich nun mit den Papieren, so wie sie ankamen, geschwinder fertig wurde und nur selten eigene deutsche Aufsätze zu verfertigen hatte, so blieb mir Zeit genug, mich auf ausdrücklichen Antrieb des Mr. Gerard täglich in dem Vorgemache des Duc d'Aiguillon zu gehöriger Zeit sehen zu lassen und mich auch bei andern Gelegenheiten unter die Hofleute zu mischen, so daß ich endlich in Versailles so bekannt wurde, als ob ich da zu Hause wäre.

Weil man mich täglich in der Antichambre des Ministers sah und er selbst mir oft im Vorübergehen einige Worte sagte, mich auch wohl bisweilen hinein zu sich rufen ließ, so bekam ich gar bald ein gewisses Ansehen von Wichtigkeit, sowohl bei Fremden, die in Geschäften oder Cour zu machen dastanden, als auch bei den

Leuten des Herzogs, die mich so wie Einen, der ins Haus gehört, behandelten; aber Keiner wagte es je, mich um meinen Namen oder Verrichtungen zu befragen oder mit mir weitere Bekanntschaft, als ich selbst wollte, zu machen. Einst führte mich ein Hausoffizier, wie es öfters geschah, um mir Kaffee zum Frühstück zu geben; da fand sich auch ein Hoffräulein der Herzogin ein, die nach den gewöhnlichen Komplimenten wissen wollte: „Ob ich schon lange in Versailles sei?" und endlich: „Ob ich ein Engländer sei und meinen Namen?" Da nahm der das Wort, der mich hereingeführt hatte: „Der Herr ist weder Engländer noch Franzose und hat keinen Namen, er gehört zu den auswärtigen Geschäften" — und das Dämchen schwieg und fragte nicht weiter.

Es traf sich oft, daß ich geholt wurde, um dem Minister, in Beisein des Mr. Gerard, eine oder die andere Stelle zu entziffern oder aufzuklären. Oft wurde ich auch noch an einen dritten Ort geführt, um Rechenschaft über einen oder den andern Ausdruck zu geben, denn mein Uebertrag aus den Ziffern wurde nicht alle Mal durchaus wörtlich in's Französische übersetzt, sondern oft nur synopsiert, oft auch nur von Mr. Gerard mündlich vom Blatte übersetzt, wobei ich zugegen sein mußte.

Den König Ludwig XV. sah ich täglich, habe ihn oft sprechen hören und dem Aeußerlichen nach keineswegs als den entnervten Schlemmer, wie man ihn beschreibt, gefunden, sondern als einen schönen ältlichen Mann, der, wenn er z. B. des Sonntags über die große Spiegel-Gallerie in die Messe ging, durch eine Menge Menschen, welche da versammelt war, den König zu sehen, so frisch und munter dahin schritt, daß man ihn für weit jünger halten mußte, als er wirklich war. Ich besah oft seine und seines Vorfahren Ludwig XIV. Wohnzimmer, wenn der König in der Kirche war. Auch war ich fast täglich in dem königlichen Vorzimmer, denn ich hatte da einen Freund, den alten Leib-Schweizer des Königs, welcher immer unabgelöst die Person des Königs bewachen und des Nachts sein Bett quer vor der Thür des königlichen Schlafzimmers aufschlagen und da schlafen mußte. Dieser ehrliche, alte Mann verschaffte mir überall Zutritt. Er war ein

echter Schweizer, moralisch und physisch. Fünfzig Jahre hatte er schon sein Amt verwaltet und diese ganze Zeit zumeist in dem Vorzimmer des Königs unter Ducs, Pairs, Bischöfen und Kardinälen zugebracht und noch sprach er nur sehr gebrochen französisch. Er zeigte mir das kleine Behältniß vor der Thür des Schlafzimmers, wo sein Bett am Tage einen Schrank vorstellte, den er nachts herunterzog, daß er zum Bett wurde und die Thür zum König versperrte.

Die damalige Dauphine, nachmalige unglückliche Königin, konnte ich alle Tage speisen sehen, wo ihr auf dem Tabouret nur eine Hofdame zur Seite saß, aber nicht mitessen durfte.

Nur Sonntags soupierte der König mit seiner ganzen Familie, wobei ich mich auch allezeit einfand, um in einer kleinen Entfernung die Personen selbst und die seltsamen Tafel-Ceremonien zu beobachten. Jeden Dienstag war im Winter 1772 Ball bei der Madame Dauphine, bei dem nur solche Zuschauer zugelassen wurden, welche Billets hatten; mir wurde es nicht schwer, so oft ich es verlangte, eines zu bekommen.

Auch an den Reizen der bekannten Madame Dubarry konnte ich mich fast täglich weiden. Ich sah sie oft und später wurde ich ihr vorgestellt, weil ich, wie man hören wird, in einem Geschäfte für sie verwendet wurde.

Zu allen diesen außerordentlichen Begünstigungen waren mir meistens die Schweizer behülflich, mit welchen Allen ich durch meinen Hauswirth Schnetz, den Kapellen-Schweizer, an den mich Meier in Paris empfohlen hatte, genau bekannt wurde; ich hatte bei diesem Kapellen-Schweizer Kost und Quartier.

Das Wort Kapelle hat hier nicht die Bedeutung der Musik des Königs, sondern der eigentlichen ersten Bezeichnung des Wortes, nämlich der kleinen Kirche im Schlosse zu Versailles, worin der König täglich die Messe zu hören pflegte. Diese Kapellen-Schweizer hatten nichts anderes zu thun, als gegenwärtig zu sein, so lange die Messe dauerte, auf die Erhaltung der äußerlichen Ordnung und Stille zu sehen und außer dieser Zeit die leere Kapelle zu bewachen. Sie waren nicht Militärs und hatten keine andern

Waffen, als einen Degen oder vielleicht auch Hellebarden, wenn sie nicht im Dienste waren, worauf ich mich nicht mehr zu erinnern weiß. Daß ihrer aber wenigstens zwölf waren, ersah ich bei einem Auftritte, den ich erzählen will, weil dabei etwas Charakteristisches ihrer Nation vorkommt. Es waren goldene Quasten von dem Prunktuche aus des Königs Betstuhle gestohlen worden, und wenn mir recht ist, war es der Duc de Noailles oder ein anderer Herzog, unter dem diese Schweizer standen, der sie sämmtlich in dem großen Schweizersaale des Schlosses versammeln und ihnen durch einen Dolmetsch diesen Raub kundmachen und erklären ließ, daß Einer aus ihrer Mitte der Thäter sein müsse. Ich stand an dem großen Kamine dieses Saales. Die Kapellenschweizer formierten eine Linie, wovon mich der linke Flügel berührte und, da mich niemand weggehen hieß, so hörte ich, gleich nachdem der Duc ausgeredet hatte, daß die mir nahen Schweizer, die von ihm entfernt standen, unter einander auf Deutsch fragten: „Was isch gestohle worden?“— Goldene Quasten — und nun war ein allgemeiner Unwille, wie man nur einen Schweizer in Verdacht ziehen könne, Gold oder Silber gestohlen zu haben. Es entstand ein lautes Gemurmel von Klagen über eine solche Beschuldigung. Die Linie warf sich in einen Haufen zusammen, ein wohlgewachsener junger Mann trat vor den Herzog und sagte ihm auf gut Deutsch, ohne alle Wahl in seinen Ausdrücken, alles, was beleidigte Ehrlichkeit bei einer solchen Gelegenheit sagen kann und schloß damit, daß ein Schweizer nie Gold und Silber stehlen werde. „Ja, wenn's Win (Wein) wäre — meinte er — da könnte eine solche Untersuchung wohl noch stattfinden, aber über etwas anderes schlechterdings nicht.“ —

Der alte Leibschweizer des Königs, dessen ich schon gedacht habe, zeigte sich auch darin als ein Schweizer, daß er in seinem kleinen Behältnisse, wo sein Bett war, einen kleinen Vorrath von Wein und vaterländischem Käse nie ausgehen ließ und seine Freunde sub rosa damit traktierte. Ein kleines Beispiel von der Naivetät dieses alten Schweizer-Patriarchen verdient hier Platz: Ich stand an einem Sonntage nebst vielen andern Menschen auf der großen Spiegelgallerie, über die der König in die Messe zu gehen pflegte.

Bei dieser Gelegenheit wurden ihm gemeiniglich, durch die Gesandten der Höfe, oft Fremde aus ihren Ländern und von französischen Ministern oder Hofbeamten andere Leute vorgestellt, die etwas zu suchen oder sich für etwas zu bedanken hatten, welche Alle der König, der auf einen Jeden schon vorbereitet war, mit wenig Worten abfertigte.

An diesem Sonntage befand sich auch ein Marokkaner in seiner Landestracht nebst einem Dolmetsch auf dieser Galerie, um dem König eine Bittschrift wegen eines ihm von den Franzosen weggenommenen Schiffes zu überreichen. Dem trägen Orientalen war es nicht möglich, sich so lange auf den Beinen zu erhalten, bis der König kam. Er ließ sich einen Teppich auf den Fußboden breiten und setzte sich darauf in der gewöhnlichen Positur, äußerte auch, nachdem er saß, Verlangen nach einer Pfeife Tabak, was ihm aber nicht gestattet wurde. Wie der halbschwarze Patron nun da auf der Erde saß und von einem zahlreichen Cirkel neugieriger Franzmänner und Ausländer begafft wurde, da kam der alte Leibschweizer, von dem die Rede ist, auf mich zu und machte meiner Statur das Kompliment, daß er mich doch immer hübsch über alle die Wälschen wegschauen sehe. Darauf wies er mit Fingern auf den Marokkaner, äußerte einiges Mißfallen, daß er sich niedergesetzt hatte und sagte zu mir ganz ehrlich: „Er isch nich von hier“ (nämlich der Marokkaner). Ich mußte freilich über diesen kurzen Unterricht herzlich lachen, fragte aber doch den Alten, ob er glaube, daß ich den Mann mit seinem Turban für einen Pariser halte? — „Nu, nu,“ antwortete er, „wenn der Herr erst eine Mummerei hier zu Lande sehen wird, da wird er wohl noch närrischere Kleider sehen — und sind doch nur Franzosen.“

Nach Versailles kamen nun auch die zwei deutschen Herren, die inzwischen unter Anweisung Herrn Freyfeldt's den halben Peplier auswendig gelernt hatten. Er war mit ihnen gekommen, hatte gleich nach seiner Ankunft für alle Drei ein Quartier besorgt, wo sie sich umgekleidet hatten und dann waren alle Drei ausgegangen, mir einen Besuch zu machen. Weil es aber gerade

Dienstag war, so verkündete ihnen Herr Schnetz, mein Hauswirth, daß ich erst spät nach Hause kommen würde. Freyfeldt machte den Junkern den Vorschlag, in die Komödie zu gehen; sie wollten ihr Geld aber nicht umsonst ausgeben, weil sie doch nichts verständen. Freyfeldt ging also allein.

Sich selbst und ihrem Johann überlassen, faßten sie nun den tollen Entschluß, auch auf den Ball der Dauphine zu gehen, und zwar aufgeputzt, wie folgt: Der Aeltere hatte einen schwarzen Rock von grobem Tuch an, woran man mitunter röthlich gewordene Fäden erblickte, bis auf den halben Rücken mit einem derben Kleister von Puder und Pomade überzogen; aber außerdem feine, schwarze Strümpfe und gelbe, tombackene Schuhschnallen. Der Jüngere trug ein lederfarbenes, auch grobes Tuchkleid; Rock, Weste und Beinkleider einerlei, alles noch leidlich sauber; weiße, metallene Knöpfe, auch schwarze, wollene Strümpfe und tombakene Schnallen. Beide schon in Versailles elegant frisiert, stark gepudert. Haarbeutel, wie sie in jenem Jahrzehent in der Reichsstadt N** Mode waren, und grobe Wäsche. In diesem Aufzuge gehen sie gerade, chapeau bas, nach dem Schlosse, treffen zum Unglück auf dem Hofe einen deutschen Schweizer, der so dienstfertig ist, ihnen auf ihr Ansuchen die Zimmer zu zeigen, wo der Ball stattfand.

Ich stand in meinem Winkel, um dem Tanze zuzusehen und ließ mir nichts von dem träumen, was vor der Thür geschah, bis mir ein bekannter Schweizer winkte. Als ich an die Thür kam, hörte ich deutsche Stimmen von außen hereintönen und besonders meinen Namen oft nennen. Man hatte ihnen bedeutet, daß ohne Billet hier Niemand hereingelassen würde, wogegen sie viel einzuwenden hatten. Sie machten sich wichtig, pochten darauf, daß sie deutsche Herren von Stand wären, welche überall auf freien Zutritt Anspruch hätten und daß ihr Adel gewiß so alt und stiftsmäßig sei, als der des deutschen Herrn, welcher sich jetzt in dem Zimmer auf dem Ball befände. Das war nun niemand Anderer als ich, dessen Namen sie so oft nannten. Dieses unbesonnene Betragen brachte mich auf. Ich ging hinaus und bat die Schweizer, ohne den lauten Klagen dieser saubern Herren Landsleute Gehör zu

geben, sie möchten nur ihr Amt thun, demzufolge die jungen Herren nach dem Tacte eines englischen Contretanzes, der eben gespielt wurde, die Treppe hinunter gewalzt und auf dem festen Erdboden abgesetzt wurden.

Doch das war nicht der schlimmste Streich, den sie mir spielten. Am andern Morgen stellten sie sich bei mir zum Frühstück ein, als ob gar nichts vorgefallen wäre und, da Freyfeldt mitkam, so fanden wir Behagen daran, die reichsstädtisch-stiftmäßigen Reichsritter diesen Morgen und die folgenden Tage zu ihrem Besten wacker zu tummeln. Indessen führte ich sie doch an alle Orte, wo es nur immer anging, solche Figuren sehen zu lassen. Sie besahen mit mir die Gärten, die königlichen Wohnzimmer, die Gemäldesammlung und das neuerbaute Bureau des affaires étrangères, worin die Bildnisse aller damals lebenden europäischen Potentaten von den besten Meistern zu sehen waren und andere Sehenswürdigkeiten mehr. Sie wollten nun aber auch den König sehen, und dies wußte ich nicht anders anzustellen, als sie in die Kapelle zu führen, und zwar auf das Chor, wo sich die Musik befand, gerade dem königlichen Betstuhle gegenüber, wo man den König recht wohl ausnehmen konnte. Nun dachte ich durch einen genauen Unterricht allen dummen Streichen vorzubeugen und befahl ihnen, Alles mitzumachen, was sie von andern Leuten sehen würden, darunter verstand ich das Aufstehen beim Evangelium, das Niederknien bei der Wandlung und was sonst während der Messe beobachtet wird. Aber meine Junker, welche nur Begriffe von lutherischen Kirchengebräuchen hatten, glaubten, es würde gemeinschaftlich gesungen werden, etwa das Lied: „Herr Jesu Christ, Dich zu uns wend“ ꝛc. — oder dergleichen.

Als nun, gerade als wir eintraten, die Sänger der Hofkapelle ein Tutti anstimmten, fielen die Tölpel, um ja meiner Anweisung getreu, sich in nichts von andern Leuten zu unterscheiden, mit einem schrecklichen Geblöcke in den Gesang ein und brachten mich dadurch so aus der Fassung, daß ich, ohne mich umzusehen, über den langen Gang, der von dem Chor durch die ganze Kirche führte, hinauseilte, um nur nicht für einen Mitgesellen dieser

deutschen Klötze gehalten zu werden. Aber sie hatten es sich zur Regel gemacht, mir nicht von der Seite zu weichen, waren hinter mir hergezogen und standen wieder neben mir, als ich außerhalb der Kirche mich wieder zu erholen anfing. Was ich nun da in der ersten Hitze ihnen für höflich süße Worte mag gesagt haben, dessen werden sie sich vielleicht besser erinnern als ich. Ich überließ sie von nun an ihrem Schicksale und ihren Thorheiten, von denen mir in Paris noch Manches erzählt wurde. Ich glaube aber, der Leser kann sich mit denen begnügen, die ich selbst gesehen und erzählt habe.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Reise von Versailles nach Deutschland. — Eine geheime diplomatische Mission nach Berlin. — Der Domherr La Perélier. — Eine Wette. — Die schönen Harfenistinnen. — Schwierigkeiten über die Grenze zu kommen. — Ein Pferdekauf und Ritt über die Grenze.

Unter dieser Zeit bekam ich zum zweitenmale hundert neue Louisd'or und da man mich nun genug geprüft hatte und noch ferner verwenden wollte, so wurde mir zwar keine bestimmte Besoldung ausgeworfen, sondern nur periodische Remunerationen zugesagt; aber Mr. Gerard, der mein wahrer Freund und Gönner war, meinte selbst, es sei so besser, als wenn ich in wirkliche Besoldung einträte. Indessen wollte ich doch einige Sicherheit für die Zukunft haben und stellte dem Minister diesen billigen Wunsch zwar nur mündlich vor, ich bekam aber sogleich ohne allen Anstand eine von Mr. Gerard entworfene und von dem Minister selbst unterzeichnete Versicherung, davon ich das Original noch besitze. Es geschah allein auf Antrieb des Mr. Gerard, daß mir in dieser Schrift eine Militär-Versorgung zugesagt wurde, denn er meinte, dies sei der sicherste und geschwindeste Weg, um sogleich untergebracht zu werden. Die Urkunde lautet also:

„Le Roy, voulant assurer d'avance au Sr. * * la récompence des Services qu'il a promis de rendre à sa Majesté: Elle a autorisé le Ministre soussigné, à lui promettre en son Nom, de lui donner au bout de trois ans de service, une Commission de Capitaine dans ses troupes, et un traitement pecuniaire, proportionné à l'importance des services, qu'il lui aura rendues. Elle entend au surplus, que ce traitement sera reversible à l'épouse de dit Sr. * * et à ses enfans, dans le cas, ou il viendroit à décéder avant la dite Epoque. Fait à Versailles le III Xbre 1772."

Le Duc d'Aiguillon.

Die deutschen Depeschen kamen immer seltener; es trat auch ein anderer Correspondent ein, der in einer andern Chiffre französisch schrieb, was aber um des Zusammenhanges Willen auch durch meine Hand ging; und zuletzt brachte unter Anderm eine dieser Depeschen die Nachricht, daß an einem Orte in Deutschland, den ich mit X bezeichnen will *), gewisse wichtige Papiere gegen Erlegung von 200 alten Louisd'or in Empfang genommen werden könnten, daß aber der Auslieferer mit dem französischen Minister, der in diesem Orte accreditiert sei, schlechterdings nicht in Unterhandlung treten und dieser auch von der ganzen Sache nichts wissen dürfe, weil sonst die Schriften um keinen Preis zu haben sein würden. In dem Orte, wo dieses Geschäft verhandelt werden sollte, war französischerseits Niemand, den man dazu gebrauchen konnte. Es wurde also beschlossen, mich dahin zu schicken, wozu ich mich um so bereitwilliger verstand, weil

*) Der nicht genannte Ort ist Berlin; denn im December 1772 war Bretschneider noch in Versailles und in einem Briefe aus Nürnberg vom 20. April 1773 dankt er Nicolai für die vergnügten Stunden, die er ihm während seines Aufenthaltes durch seinen, durch Eberhard's, Mendelssohn's und Anderer Umgang bereitet habe. Er entschuldigte sich zugleich, daß er von Potsdam nicht nach Berlin zurückgekehrt und, ohne Abschied von Nicolai zu nehmen, gleich weitergereist sei. Aus späteren Briefen läßt sich schließen, daß seine Person verdächtig geworden war, vermuthlich wegen seiner Abendbesuche beim französischen Gesandten.

ich auf dieser Reise meine Frau und Kinder besuchen konnte und zu den Reisekosten noch weitere 200 Louisd'or bekam.

Ich ging über Paris und nahm Abschied von Freyfeldt, den ich damals zum letzten Male sah. Er ist zurückgekehrt in sein Vaterland, hat eine Frau mitgebracht, ist kurz darnach in der Blüthe seines Alters gestorben und hat Kinder hinterlassen, von deren Schicksalen ich bis jetzt nichts habe erfahren können.

Als ich meinen Mantelsack gepackt und jeden leeren Raum mit Pariser Waaren für Frau und Kinder vollgepfropft hatte, ließ ich mir Postpferde für den künftigen Tag bestellen und bekam kurz darnach einen Besuch von dem Domherrn La Pérelier (Berlier) aus Verdun, der mich durch seine Kundschafter auf der Post ausgewittert hatte und mir gemeinschaftliche Reise bis Verdun antrug, was ich gerne annahm, weil dabei ein Merkliches erspart wurde.

Von diesem meinem Reisegefährten weiß ich nichts Merkwürdiges zu erzählen, außer einer einzigen Apostrophe, die mich sehr überraschte. Wir sprachen über etwas aus der französischen Geschichte und der geistliche Herr wollte mir einen Autor citieren, dessen Namen er vergessen hatte. Er besann sich lange, endlich polterte er heraus: „Le coquin, qui a mal parlé de tant d'honnettes gens“ — endlich fand er den Namen und wer war ce coquin? — ein Ehrenmann, dem Mr. La Pérelier und das ganze Kapitel zu Verdun nebst seinem Bischof nicht werth waren, die Schuhriemen aufzulösen: — Bayle, der große Bayle. Ich dachte an Herrn Isak Spies zu Rotterdam, fühlte aber gar keinen Beruf, meinen Helden so wie dort zu vertheidigen und bitte auch meine Leser, diesem Domherrn zu vergeben, denn er war ein Domherr und wußte nicht, was er that.

Wir fuhren, weil ich eilen mußte, Tag und Nacht über Meux, Chateau, Thierry, Dormans, Epernay bis Chalons, wo wir, um auszuschlafen, in dem Gasthofe „à la pomme d'or“ einkehrten, von einem freundlichen Gastwirthe artig bewillkommt und in ein geräumiges, wohl möbliertes Zimmer geführt wurden. Wir schlossen da, wie das in Frankreich gebräuchlich ist, unsern Accord über Abendessen, Nachtlager und Frühstück und, da mir La

Pérelier viel davon vorschwatzte, „daß hier in der Mitte der Provinz der beste Champagner zu haben sei", so bestellten wir zum Dessert eine Bouteille des besten, den er hatte. Dagegen hatte der Patron vom Hause, dem es beliebte, seinen Scherz mit uns zu treiben, Manches einzuwenden. Er schwur, daß es, wenn er uns von seinem Besten geben sollte, unmöglich bei einer Bouteille bleiben könne und daß wenigstens auf den Mann eine Ganze verordnet werden müßte.

Wir ließen uns dadurch nicht irre machen; aber — ich weiß nicht, wo der Mann seine physiognomischen Kenntnisse mußte geschöpft haben? — genug, er wollte uns an der Stirne ansehen, daß wir mit aller Müdigkeit sobald nicht würden schlafen gehen, und bot uns folgende Wette an: Wenn wir ihm erlauben wollten, mit uns zu speisen, so verspreche er, im Falle wir uns von seinem besten Champagner für uns Beide mit einer Bouteille begnügen würden, gar keine Bezahlung für das ganze Souper und Nachtlager zu nehmen; wenn wir aber mehr als eine Bouteille fordern, oder auch nur nach dem Souper uns länger verweilen würden, ohne schlafen zu gehen, so müßten wir nach Accord bezahlen und auch noch das, was wir darüber verzehren würden. Darauf gingen wir ein und freuten uns schon auf die gewonnene Zehrung. Wir beschlossen fest, nur alle Beide eine Bouteille des guten Champagners zu trinken und auch gleich nach dem Abendessen schlafen zu gehen, umsomehr, da unsere Postpferde Früh um fünf Uhr bestellt waren. Aber es ging doch ganz anders. Der Wirth unterhielt uns während des Essens mit vielem Witze, der aber nicht große Wirkung auf uns machte, weil wir auf unserer Huth sein und, um das Abendessen zu gewinnen, uns gar keine Blöße geben wollten. Das Dessert stand schon auf dem Tische, unsere Bouteille von dem Besten war nur halb geleert und wir glaubten, daß nun die Reihe an uns sei, den Hauspatron zu schrauben, dem er sich auch mit großer Geduld unterwarf. Aber auf einmal änderte sich die Scene. Es traten drei junge Mädchen herein, so schön, als sie nur immer Mohammed den Gläubigen im Paradiese versprochen hat; alle Drei mit musikalischen Instrumenten, die sie nicht schlecht

spielten. Als diese Schönen anfingen zu harfen und zu singen, da wurde nicht mehr daran gedacht, daß die Pferde um fünf Uhr bestellt waren, nicht gefragt, wer die Zeche bezahlen würde? Wir blieben sitzen, genossen die Musik und des süßen Umganges dieser liebenswürdigen Creaturen bei mehreren Bouteillen des besten Champagners bis gegen Morgen. — Ob es Töchter, Stieftöchter oder Muhmen des Wirthes „à la pomme d'or" waren, das weiß ich nicht mehr, aber das ist mir noch ganz erinnerlich, daß der Herr Vater, Stiefvater oder Vetter in die Faust lachte und uns nicht von der Seite wich, damit wir auf keine Weise aus den Schranken der strengsten Zucht und Ehrbarkeit weichen könnten, was uns fast noch mehr verdroß, als der Verlust unserer Wette.

In Verdun setzte ich den Mr. La Pérelier nicht weit von seiner Kathedralkirche ab und bekam von ihm einige Schachteln Bonbons und Dragé de Verdun, welche mir die Kinder in Deutschland später mit vielem Vergnügen wieder abnahmen.

Ich kam nach Metz und wollte sogleich weiter, obgleich ein Zettel auf dem Posthause ankündigte, daß diesen Abend Zemire und Azor, eine damals noch ganz neue Oper von Gretri, die ich noch nicht gesehen hatte, gespielt werden sollte. Der Postmeister Herr Schwarz, ein Deutscher, forderte meinen Paß, um ihn zum Platzmajor zu schicken, weil ohne Paß niemand über die Grenze gehen dürfe. Das war mir eine sehr unangenehme Nachricht, wovon ich aber nichts merken ließ. Der Umstand, daß niemand ohne Paß aus dem Lande gelassen wurde, war mir sehr gut bekannt; ich hatte selbst in Versailles Bittschriften gesehen, welche von den Estafeten eingeschickt worden waren, von Ausländern, die sich bei ihrer Abreise von Paris nicht mit Pässen versehen hatten und nun an der Grenze so lange warten mußten, bis ihnen der Paß nachgeschickt wurde.

Daran hätte ich also denken sollen, aber es war Niemandem eingefallen, weder mir, noch Denen, die mich gesandt hatten. Um dem Postmeister meine Verlegenheit nicht merken zu lassen, zog ich meine Brieftasche heraus, blätterte unter meinen Papieren und stellte mich an, als ob ich mich auf einmal anders besonnen hätte.

„Es ist schon spät,“ sagte ich, „wer weiß, ob der Platzmajor zu Hause ist? Und überdies wird heute hier eine Oper gespielt, die ich gerne sehen möchte; ich werde heute Nacht hier bleiben und morgen Früh selbst mit meinem Passe zum Platzmajor gehen.“

Dagegen hatte der Postmeister nichts einzuwenden; er ließ mich in das „Silberne Kreuz“ führen, aus welchem ich in die Oper ging, zurückkam, soupierte und ruhig schlief bis an den andern Morgen, ohne noch zu wissen, wie ich ohne Paß über die Grenze kommen würde? Ich hatte zwar einen Brief vom Duc d'Aiguillon mit seinem Petschafte an den Minister in Berlin, den ich allenfalls hätte vorzeigen können; allein ich konnte weder den Herzog noch das Departement, dem er vorstand, ohne die äußerste Noth compromittieren, auch nicht so viel Zeit versäumen, als eine Estaffette nach Versailles und zurück erforderte; ich gedachte also zuerst mein Heil beim Platzmajor zu versuchen, mich als einen Deutschen aus der Nachbarschaft anzukündigen, der keines Passes nach Versailles bedürfe und ihm einige Papiere aus meinen vorigen Diensten vorzulegen, die so etwas zu bestätigen schienen.

Indem ich so in Gedanken ganz langsam über die Gasse schritt und nach der Wohnung des Platzmajors fragen wollte, begegnete mir ein Jude, der einen ausgemusterten Officiersgaul zum Verkauf herumritt. Ich wurde mit ihm einig, 4 Louisd'or dafür zu bezahlen, wenn er die Bedingung, die ich ihm vorlegte, erfüllt haben würde. Er mußte sogleich das Pferd in den Stall zum „Silbernen Kreuz“ einstellen und meinen wohlverschlossenen und versiegelten Mantelsack auf das Bureau der Frankfurter Diligence tragen und mir das gewöhnliche Recepisse bringen. Das richtete er getreulich aus. Ich bekam den Postschein, zahlte dem Juden seine 4 Louisd'or, machte Richtigkeit mit dem Wirthe und ritt beim hellen Tage zum Thore hinaus.

Alles ging gut bis nach St. Avauldt, dem letzten Grenzorte, wo Fischerische Husaren standen. Die Schildwache am äußersten Thore redete mich französisch an, ich hörte aber gleich am Accent, daß der Mann ein Elsäßer war, und antwortete ihm auf seine Frage um meinen Paß auf deutsch: „Herr! Vor ein paar

Tagen, als ich hereinritt, fragte mich kein Mensch um meinen Paß; ich bin ein Weinhändler aus Saarbrücken, der gar oft über die Grenze reiten muß, und bin bisher noch niemals angehalten worden.“ Das nahm der alte Elsäßer für bekannt an und sagte: „Das isch was anderst, der Herr kann paschieren.“

So ritt ich über Saarbrücken und Kaiserslautern bis nach Frankfurt am Main, verkaufte da mein Roß ohne großen Verlust, nahm meinen Mantelsack von der Diligence und reiste zu den Meinigen, die ich alle gesund antraf. Meine Frau führte schon wieder ihre eigene Wirthschaft und ich empfand ein unaussprechliches Vergnügen, sie und meine Kinder nach einer so langen Trennung, welche jedoch noch kein Jahr betrug, in besseren Umständen als bei meinem Abzuge wiederzusehen; konnte mich aber nur einen Tag bei ihr aufhalten, weil mein Geschäft keinen Aufschub litt und ich mir auf der Rückreise mit einem längern Aufenthalte schmeicheln konnte, wie zu seiner Zeit auch in Erfüllung kam. Ich reiste weiter nach Berlin und entledigte mich meines Auftrages, wie folgt.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Ankunft in Berlin. — Aufwartung bei dem französischen Gesandten. — Unangenehmer Empfang. — Brief an den Gesandten. — Mißlungener Versuch, die Urkunde zu erhalten. — Persönliche Bekanntschaft mit Nicolai. — Einführung in den Montagsclub. — Erlangung der Urkunde. — Bekanntschaften. — Eberhard, Mendelssohn, Ramler, Lessing. — Außerordentliche Hinneigung zu Nicolai. — Aufenthalt durch längere Zeit in Deutschland.

Der Korrespondent, dessen Chiffre ich entziffert hatte, meldete, daß eine Abschrift der Originalurkunde einer damals sehr interessanten diplomatischen Verhandlung in Berlin, einer Stadt, die von dem Orte seines Aufenthaltes weiter als von Paris entfernt war, gegen Erlag von 200 alten Louisd'or zu haben sei, und zwar in der N.-Straße, Nummer 185, bei einem Gewehrhändler F. . . Der Auslieferer verlange außer dem Gelde die größte Behutsamkeit

und Verschwiegenheit und verbitte sich, aus wichtigen Gründen für seine Sicherheit, alle Unterhandlungen mit dem französischen Minister in Berlin und mit einem Jeden, der in dieser Stadt angesehen oder bekannt sei. Das war deutlich genug. — Meine Instruction ging dahin, dem französischen Minister in Berlin*), der schon vorher von dem, was er wissen durfte, durch die Post benachrichtigt war, zu meiner Legitimation das Schreiben vom Duc d'Aiguillon zu übergeben, von ihm die 200 Louisd'or zu empfangen und damit die Papiere, wenn ich ihren Inhalt geprüft und echt befunden haben würde, einzulösen, sie mit einem Siegel, daß man mir mitgegeben hatte, wohl zu versiegeln und so dem Minister in Berlin auszuliefern, der den Auftrag hatte, sie ohne den mindesten Verzug, uneröffnet, mit einer Estaffette nach Versailles abzuschicken. Also war es mein Erstes, gleich am Tage meiner Ankunft einen Brief an den Minister zu richten, ihm meine Ankunft mit einem Briefe an ihn zu melden und weil die Sache keinen Aufschub leide, um die Erlaubniß zu bitten, Seiner Excellenz noch heute, diesen Abend um 9 Uhr, aufwarten zu dürfen. Mit diesem Briefe fuhr ich in einem Fiaker vor das Haus des Ministers, ließ den Portier an den Schlag kommen und übergab ihm den Brief an seinen Herrn, der, wie ich mir schon eingebildet hatte, nicht zu Hause war. Abends begab ich mich zufolge meiner Ankündigung in das Hotel dieses Diplomaten und wurde zwar sogleich in ein Zimmer geführt, mußte aber, unter dem gewöhnlichen Ministerial-Vorwande des starken Posttages, noch wohl eine Stunde warten, bis er erschien. Der Empfang war kalt und ich konnte den Verdruß über diesen geheimnißvollen Auftrag auf seinem Gesichte lesen. Ich fand auch außerdem wenig Weisheit in seiner Physiognomie und, wie es mir vorkam, viel Dünkel. — Er war kein Comte de Guines.

Er nahm mir den Brief ab, las ihn und sagte: „Sie sollen mir Papiere ausliefern; haben Sie sie bei sich?“ Antwort: „Euer Excellenz sollen mir vorher 200 alte Louis auszahlen; ich bitte

*) Der damalige französische Gesandte in Berlin war der Marquis de Pons.

darum, denn sie müssen mir dienen, diese Papiere schleunig zu verschaffen." — „Meinen Sie, daß ich Ihnen die 200 Louis geben werde?" — „So ist die Ordre des Ministers." — „Was ich für Ordre habe, das kann Niemand wissen; aber Geld gebe ich nicht eher, bis Sie mir die Papiere bringen. Der Minister meldet mir nicht einmal Ihren Namen; wie kann ich es wissen, ob Sie der Rechte und wie Sie zu diesem Briefe gekommen sind?" — „Woher würde ich es also wissen können, daß mir Euer Excellenz 200 Louisd'or zahlen sollen? Denn in dem Briefe, den ich überbracht habe, steht nichts davon, sondern er bezieht sich nur auf den, welchen Euer Excellenz schon vorher erhalten haben, unter dem und dem Datum. Wenn ich ein Betrüger wäre, so würde alle Vorsicht nichts helfen, denn Euer Excellenz haben Ordre, mir die Papiere versiegelt abzunehmen und hier ist das Siegel, womit ich sie versiegeln soll; ich könnte also einsiegeln, was mir beliebt, aber die Angelegenheit steht so, daß ich die Papiere selbst nicht eher bekommen kann, bis ich sie mit den 200 Louisd'or einlöse." — „Also können Sie auch ein qui pro quo bekommen?" — „Nein, denn ich werde sehen und prüfen, was ich bekomme." — „Was hat es denn für eine Beschaffenheit mit diesen Papieren?" — „Keine andere, als die ich schon gemeldet habe; von dem Inhalte kann ich nichts sagen, weil ich ihn nicht gelesen und wenn ich ihn werde gelesen haben, darf ich nichts sagen, weil es mir verboten ist." — „Das Geld gebe ich nicht her; ich werde aber alles, was in dieser Sache mir zugekommen ist, noch einmal überlesen und erwarte Sie morgen Abend um halb zehn Uhr wieder bei mir."

Das war nun freilich kein vielversprechender Anfang meiner Negotiationen. Ich setzte noch in der Nacht einen weitläufigen Brief auf, worin ich alle Gründe wiederholte, neue hinzufügte und nicht vergaß, die Folgen — wenn ich unverrichteter Sache wieder zurückzureisen gezwungen würde — recht lebhaft zu beschreiben. Diesen Brief gab ich Früh für den Minister an den Portier und ging um 10 Uhr in das Haus Nr. 185 auf der N** Straße. Ich trat ein, fand den Mann beim Einpacken und

fragte: „Sind Sie denn nicht Herr F., der Gewehrhändler?“ — „Zu dienen, ja, der bin ich.“ — „Sie werden vermuthlich errathen, warum ich zu Ihnen komme?“ — „Ei freilich, ich habe Sie schon lange erwartet, seien Sie mir willkommen! Aber wenn Sie heute nicht gekommen wären, sehen Sie, es ist schon Alles gepackt, so wäre ich morgen schon fortgereist.“ — „Haben Sie die Papiere bei der Hand?“ — „Ja! Sie sollen Alles sehen, aber freilich ist nicht Alles so gut ausgefallen, als wir hofften.“ — Hier holte er aus seinem Schranke ein Papier und gab es mir. „Herr F . . ., das ist ja ein Contract über eine Pferdelieferung?“ — „Nun ja, was wollen Sie denn anders?“ — „Bin ich denn an Sie gewiesen, um Pferde zu kaufen?“ — „Nun, sind Sie denn nicht der Lieferant Bernhard von Hachenburg, der mir alle diese Briefe geschrieben hat, die hier liegen und der morgen mit mir auf die Messe nach F. reisen wird?“ — „Nein, gewiß, der bin ich nicht und habe auch von dem ehrlichen Manne in meinem Leben nichts gehört!“ — „Was das curios ist! und gerade so von der Statur, wie Sie sind, ist er mir beschrieben worden. Aber was wollen Sie denn für Papiere von mir?“ — „Papiere, die man Ihnen für mich in Verwahrung gegeben hat.“ — „Herr! da sind Sie gefoppt; man hat Ihnen einen Streich gespielt; ich weiß von keinen Papieren und gebe mich auch nicht mit solchen Dingen ab. Wer ist denn der feine Herr, der Sie zu mir schickt?“

Nun, dachte ich, das geht gut! Du hast mit zwei Männern zu thun, dem Minister und dem F . . .; dem Einen ist's ein Aergerniß, dem Andern eine Thorheit. Ich sah, daß der Mann in der That von der ganzen Sache nichts wußte und empfahl mich. Da machte mir seine Ehehälfte, welche zeither ganz still gesessen hatte, hinter dem Rücken des Mannes mit der Hand ein Zeichen, was ich als guter Dechiffreur alsbald zu entziffern wußte. Ich nahm mir vor, in der Gegend dieses Hauses so lange spazieren zu gehen, bis etwas Weiteres an mich gelangen würde, was denn auch bald darauf erfolgte. Die Frau kam auf einen Augenblick zu mir auf die Gasse, sagte mir in aller Geschwindigkeit, daß sie von der Sache wisse, daß man auf die Abwesenheit ihres

Mannes gezählt habe, der sonst immer in seinen Handelsgeschäften abwesend und nur erst vor Kurzem zurückgekommen sei und am anderen Tage wieder verreisen werde; ich möchte mich nur morgen Früh um 10 Uhr wieder zu ihr verfügen, dann würde ich einen Herrn bei ihr antreffen, der mir über Alles Aufschluß geben würde.

Ich war schon mehrmals in Berlin gewesen, hatte da alte gute Freunde, die ich besuchte und war eben diesen Abend in eine literarische Gesellschaft *) geladen, die ich wegen der interessanten Männer, welche da versammelt waren, nicht gerne versäumen wollte. Indessen ging mir mein Geschäft gar sehr im Kopfe herum; ich stellte mir den Minister ganz als den Mann vor, der im Stande war, mich bei aller Deutlichkeit seiner und meiner Instruction im Stiche zu lassen und machte also in der Gesellschaft einiger der witzigsten Köpfe Deutschlands eine gar traurige Figur. Nach 9 Uhr bat ich um Erlaubniß, mich auf eine halbe Stunde entfernen zu dürfen und eilte zum Minister, der mir zwar noch kein freundlicheres Gesicht machte als des Tages vorher, der mir aber die 200 Louisd'or in Rollen übergab und, um seine Wichtigkeit zu zeigen, mich ermahnte, ihm die Papiere in höchstens vierundzwanzig Stunden abzuliefern.

Durch dieses Hephatat wurde meine Zunge gelöst und als ich wieder zu meiner Gesellschaft kam, wunderten sich Alle, wie der stille Mensch, der vorher so melancholisch dasaß, nun auf einmal so wacker schwatzen konnte, daß er beinahe überlästig wurde. Man schrieb diese schleunige Veränderung meiner Abwesenheit und diese einem glücklich ausgefallenen Liebeshandel zu, welches Kompliment ich, wie ein junger Stutzer, der sich etwas auf sein Glück einbildet, ganz gefällig aufnahm.

---

*) Der sogenannte **Montagsclub** in Berlin, der schon seit dem Jahre 1749 existirte. **Nicolai** führte jeden gebildeten Fremden, der an ihn empfohlen war, dahin, um ihn dort mit mehreren der berühmtesten Berliner Gelehrten bekannt zu machen. Daß **Nicolai** auch **Bretschneider** dahin geführt hatte, ergibt sich aus den Briefen des Letzteren.

Am folgenden Tage, Früh um 10 Uhr, begab ich mich an den bewußten Ort und fand da schon meinen Mann auf mich warten. Es war ein wohlgebildeter und wohlfrisierter junger Mensch — vermuthlich der Cicisbeo der Madame F. . ., der sich, wie es mir schien, nicht nur auf seine Gestalt, sondern auch auf seinen Verstand und seine Anlage zur Intrigue nicht wenig einbilden mochte. Ich ließ ihm nicht Zeit, seine Weisheit auszukramen, sondern fragte gleich nach der Hauptsache. Ihm war daran gelegen, seine einstudierten Wendungen anzubringen, weil er sich darauf vorbereitet hatte, viel gefragt zu werden; ich aber wollte nichts wissen, sondern nur sehen. Endlich gab er sich viele Mühe, mich zu überzeugen, daß er nicht Derjenige sei, von dem die Papiere ursprünglich herrührten, sondern nur der Bevollmächtigte eines andern wichtigen Mannes. Dagegen hatte ich nichts einzuwenden, sondern bestand nur darauf, das zu sehen, was er hatte, ohne mich zu bekümmern, durch wie viele Hände es schon gegangen sei. Nach einigen fernern Krümmungen murmelte er etwas von den 200 Louisd'or und da machte ich durch die Vorzeigung meiner Rollen allem weitern Prologisieren ein Ende. Er brachte ein Papier hervor; ich las es ganz, fand alle diplomatische Richtigkeit in Form und Styl, verglich die Data mit denen, die ich schon hatte und konnte nach Maßgabe meiner Instruction gegen das Ganze nichts einwenden, weil es das wirklich enthielt, was es enthalten sollte und ich durch eine noch nähere kritische Beleuchtung meinen Auftrag würde überschritten haben. Ich zahlte das Geld, empfing das Papier, ging in mein Quartier, versiegelte es mit dem Petschaft, das man mir zu dem Zwecke mitgegeben hatte und wandelte nun, ohne alle weitere Vorsicht, am hellen Tage in die Wohnung des Ministers, der das Packet von mir annahm, in meiner Gegenwart noch einen Umschlag darüber machen ließ und mir zusicherte, daß es noch am nämlichen Tage mit mehreren Depeschen durch einen Courier nach Versailles abgesendet werden wird.

Ich darf es nun wohl sagen, daß dieses theuer erkaufte Papier zwar, wegen der künstlichen Nachahmung eines idealischen Originals, ein diplomatisches Meisterstück genannt zu werden ver-

diente. Es war aber doch, wie ich wenigstens aus den ihm widersprechenden Folgen schließe, nichts als ein untergeschobenes Werk, woran die, denen es zugeschrieben wurde, wohl nicht gedacht hatten. Ich hielt mich nun noch einige Zeit in Berlin auf und genoß meine Freunde, die von alledem nichts wußten. Von Berlin ging ich nach Potsdam, wo ich Briefe aus Versailles fand, die mir berichteten, daß das Papier richtig angelangt sei und die mir die Erlaubniß ertheilten, mich noch einige Monate im heiligen römischen Reiche aufzuhalten, wovon ich den besten Gebrauch machte.

Während seines Aufenthaltes in Berlin hatte Bretschneider außer der persönlichen Bekanntschaft mit Nicolai auch mit Eberhard *) und Mendelssohn Bekanntschaft gemacht. Auch mit Ramler brachte ihn der Berliner Aufenthalt in Briefwechsel. Lessing, den er in Berlin wiedergesehen, hatte er schon früher gekannt. Unter Allen aber war es Nicolai, dem sich Bretschneider's ganze Sympathie und Neigung zugewendet hatte und woraus die außerordentliche Freundschaft entstand, welche Beide bis zum Tode Bretschneider's vereinte.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Abermalige Reise nach Versailles. — Eine Tour durch den größten Theil des deutschen Reiches. — Ursachen dieser Reise. — Brief von Nürnberg an Nicolai. — Ein lockendes Geldgeschäft.

Bei Beginn des Frühjahres 1773 reiste Bretschneider wieder nach Versailles und wurde für sein Benehmen in Berlin

*) Joh. August Eberhard, geboren am 31. August 1739 zu Halberstadt, Prediger in Berlin, später in Charlottenburg, ward 1778 Professor der Philosophie zu Halle und Geheimrath. Er starb 1809. Er schrieb viele Werke, unter denen die 1772 erschienene „Neue Apologie des Sokrates" Aufsehen erregte.

belobt und gepriesen, denn die bewußte Urkunde galt für ein Stück der größten Wichtigkeit und Bretschneider würde sich schlecht empfohlen haben, wenn er nur den geringsten Zweifel dagegen geäußert hätte.

Indessen hatte die deutsche Chiffre-Correspondenz, die ihn vorher beschäftigt hatte, ganz aufgehört; er bekam wenig mehr mit der Feder zu thun und mußte eine Tour durch den größten Theil des Deutschen Reiches machen.

Am 20. April 1773 finden wir ihn in Nürnberg, von wo er an demselben Tage an Nicolai schrieb:

„Ich wünsche, daß Ihre Seele, in der kurzen Zeit, da ich das Glück gehabt, um Sie zu sein, die nämliche Sympathie empfunden hätte, wie ich. Nie habe ich noch einen Menschen gefunden, welcher der Idee, die ich mir von einem Freunde für mich gemacht hatte, so vollkommen gleich war, als Sie. Hätte mein Schicksal nur gewollt, daß ich länger in Berlin geblieben wäre, hätte ich mir Ihre Freundschaft erworben."

Ueber die Ursache dieser Reise durch das Deutsche Reich erzählt Bretschneider:

Im siebenjährigen Kriege hatten die französischen Truppen in den Ländern, welche österreichisch gesinnt waren und als Freunde behandelt werden mußten, viel Proviant, Fourage, Brod und mehrere Bedürfnisse gegen Quittungen empfangen, welche der König nach beendigtem Kriege wieder einzulösen und mit baarem Gelde zu vergüten versprochen hatte. Diese Quittungen betrugen Millionen Livres. Der Krieg war lange zu Ende, bezahlt war jedoch noch nichts und wenig Hoffnung, daß je etwas bezahlt werden würde.

Ich bekam ein Verzeichniß von allen diesen Forderungen und mußte herumreisen, um in der Stille zu forschen, was für Hoffnungen sich die Inhaber dieser Quittungen auch machten, mit wie viel sie sich im Falle eines Vergleiches begnügen möchten? Welcher Minister, Rath oder Beamte bei jeder Partei wahrscheinlich dieses Geschäft zu verhandeln haben würde, wenn es in Anregung kommen sollte? Und welches wohl der kürzeste Weg sein möchte,

diese Quittungen ohne viel Aufsehens zu liquidieren und mit möglichstem Vortheile einzulösen? —

Der Bericht, den ich gegen Ende dieses Jahres erstattete, zeigte, daß diese Quittungen, auf deren Vergütung schon die Meisten Verzicht geleistet hatten, im Durchschnitte der Livre für fünf Sous könnten erhandelt werden; und daß der beste und kürzeste Weg sei, einem Privatmanne die Einlösung zu übertragen, der sich anstellen müsse, als wenn er aus eigener Spekulation sein Geld auf ungewisse Aussichten wagen wolle. — Hierzu bot ich mich an, wenn man mir das nöthige Geld anweisen und eine bestimmte Vorschrift geben würde, damit ich wissen könnte, welche Vorsicht bei der Liquidation zur Sicherheit des Hofes zu beobachten sei und was für eine Cession oder Verzichtleistung noch außer der Zurückgabe der Quittung beigebracht werden müsse?

In diesem Geschäfte wurde vieles mündlich und schriftlich verhandelt und nachdem alles zu Beobachtende genau bestimmt und über einzelne Fälle, die bei der Liquidation vorkommen könnten, entschieden war, wurde mir das Werk übertragen und mir für meine Bemühung für jeden Livre, den ich für 5 Sous einhandeln würde, 2 Sous für mich zugestanden, so daß ich durchgehends den Livre für 7 Sous verrechnen konnte. Das war eine treffliche Aussicht, reich zu werden.

Wer mehr hat als er braucht, ist nach meiner Meinung reich, und soviel hätte ich gewiß bei diesem Geschäfte erworben. Es wurden mir nun auch über den Zweck dieser Unternehmung die Augen geöffnet. Madame Dubarry war es, welche diese Quittungen einhandeln ließ. Bei mir machte dies keinen Unterschied, denn es war mir sehr gleichgültig, ob ich meine zwei Sous vom Livre aus einer schönen oder häßlichen Hand empfing.

Alles war schon besorgt und eingeleitet, so daß mir nichts zu thun übrig blieb, als Gelder zu erheben, sie gegen Papier umzuwechseln und diese einzuschicken. Zu den Geldrimessen war ein Bankier in Straßburg, wo mir recht ist, Frank bestimmt, und ich wurde mit einem kleinen Vorschuß zu den Reisekosten voraus nach Deutschland geschickt und sollte da Vorbereitungen treffen,

weil die Anschaffung der Gelder, ich weiß nicht warum? erst nach Ostern 1774 erfolgen konnte.

Die Vorbereitungen fand ich sehr überflüssig, denn es kam hier nur blos auf das baare Geld an und so schien es mir zweckwidrig, als ein Privat-Spekulant Unterhandlungen anzufangen, ehe ich sie realisieren konnte.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Aufenthalt in Usingen und dann in Frankfurt. — Der Chef des Bankhauses Bethmann. — Zusammentreffen mit dem Grafen Rantzau. — Briefe an Nicolai. — Getäuschte Hoffnungen hinsichtlich des Geldgeschäftes in Frankreich. — Reise nach Wien 1774.

Im Monate August 1773 befand sich Bretschneider wieder bei seiner Familie in Usingen, von wo er am 18. desselben Monats an Nicolai schrieb:

„Das Leben des Grafen von Zinzendorf, von Spangenberg, verdient einen Recensenten, der den Grafen gekannt hat. Er war in der That ein Genie, ein außerordentlicher Mann, der in einem jeden Fache, wohin ihn seine Erziehung geleitet hätte, ein großer Mann geworden sein würde, da er sogar die Kunst verstand, sich unter der Sphäre seines Standes einen Namen zu machen. Allein Spangenberg ist mehr Panegirist als Biograph und verschweigt des Grafen Fehler.“

Von Usingen übersiedelte Bretschneider im Herbste des Jahres 1773 nach Frankfurt a. M., wo er den Winter 1773 auf 1774 bei seiner Familie blieb, die in das Geldgeschäft in Frankreich einschlagende Correspondenz unterhielt und wie er sagt „aus langer Weile“ einen Roman*) schrieb.

*) Wahrscheinlich den Roman „Junker Ferdinand von Thon,“ wovon der erste Band im Jahre 1775 und der zweite im Jahre 1776 erschienen ist.

In Frankfurt genoß er die Freundschaft des damaligen Chefs des berühmten Bankhauses Bethmann und berichtet aus jener Zeit Nachfolgendes:

Der ältere Herr Bethmann, Vater des gegenwärtig das Haus dirigierenden Herrn Moriz Bethmann, war ein rechtschaffener Mann, seinem Geschäfte gewachsen, dachte edel und gut. Unter den Kameraden seiner Jugend hatte er einen Spitznamen, sie nannten ihn: „Herr Gevatter", und dies bezog sich auf folgende Begebenheit: Einst war eine Gesellschaft junger Leute in Oberrothe beinahe eine ganze Nacht hindurch lustig gewesen, und der größte Theil hatte der Venus geopfert, nur der einzige Bethmann blieb rein und erklärte, als ihn die Andern fast mit Gewalt zwingen wollten, zu thun wie sie: Er wolle ihrer aller Gevatter sein. Damit lud er sich zwar nur wenig Last auf; denn die Schwangerschaften sind sehr selten in dergleichen Häusern, den Namen „Gevatter" behielt er aber. Nun, dieser guter Mann war mein Freund. Meine Umstände waren damals nicht die besten, ich war außer Diensten, genoß also keinen fixen Gehalt. Bethmann aber fand mancherlei Mittel, mir etwas zuzuwenden, verwendete mich zu verschiedenen Commissionen und entzog sich, trotzdem er reich war, keineswegs des Umgangs mit mir, der ich arm war.

Es mag im Herbste 1773 gewesen sein, da er eines Tages um 4 Uhr Nachmittags mich bitten ließ, ohne Verzug zu ihm zu kommen. Er führte mich bei Seite und meldete mir Folgendes:

Es trifft uns ein seltener Vorfall. Es kommt ein Fremder mit zwei Postpferden, steigt an unserem Hause ab, läßt seinen Mantelsack hereintragen, ohne uns zu begrüßen, bestellt in einer Stunde zwei Postpferde, die ihn weiter bringen sollen und fragt alsdann nach unserem Comptoir. Hier zeigte er einen Wechsel von 24.000 Gulden Banko auf Sicht zu zahlen, ohne weiteres Aviso. Der Wechsel ist von einem Hause in Hamburg und hat nicht das geringste Verdächtige. Inzwischen hat das Benehmen des Herrn Juel — so wird der Fremde genannt — so viel Sonderbares und die Summe ist so groß, daß wir gern die Post erst abwarten

möchten, ehe wir zahlen und diese kommt nicht vor 9 Uhr abends. Jetzt bitten wir Sie, den Fremden ein wenig zu unterhalten.

Ich trat ins Zimmer und kaum, daß er mir auf meinen Gruß dankte. Er war ein kleiner Mann, dessen Physiognomie und unruhiges Betragen ich zum Muster eines Kains wählen würde, wenn ich schildern wollte. Ich führte mich bei dem Manne als ein Freund vom Hause ein und erbot mich, ihm die Zeit zu vertreiben. Davon wollte er nichts wissen, begehrte sein Geld augenblicklich laut Anweisung und ließ sich auf meine Gespräche gar nicht ein. Es wurde Wein, Obst und dergleichen gebracht. Der Fremde rührte nichts an und, da er endlich grob wurde, bahnte er sich damit den Weg, um so geschwinder zu erfahren, woran er war? „Ja," sagte ich ihm, „wenn es so ist, so muß ich mich deutlicher ausdrücken. Sie werden Ihr Geld bekommen, wenn mit der Post heute abends um 9 Uhr ein Avisobrief von Hamburg anlangen wird. So lange müssen Sie warten, oder, da Sie so sehr pressieren, ohne Geld abfahren." Kurz, nachdem ich ihn von der Beschaffenheit der Angelegenheit unterrichtet hatte und er nun wohl einsah, daß kein anderes Mittel vorhanden war, so wurde er etwas gelassener und wir wurden einig, in den Zimmern des Herrn Bethmann miteinander zu soupieren. Die Postpferde wurden auf halb zehn bestellt und alles ging gut.

Ob nun gleich der Fremde durchaus nur Unruhe spüren ließ und alle Augenblicke an die Fenster lief, um zu sehen, ob ihn Niemand verfolge, so brachte ich ihn doch so weit, daß wir während der Zubereitung unseres Nachtessens ein wenig am Main wollten spazieren gehen. Aber welch' ein seltsames Verhängniß! Es war damals vielleicht in ganz Frankfurt nur ein einziger Mann, der den Fremden kannte — und der mußte uns begegnen! Ein hübscher junger Mann in einem schwarzen Rock hatte nicht sobald den Patron erkannt, als er auf ihn zulief und mit knechtischer Submission ausrief: „Wie, habe ich die Gnade, meinen großen Gönner und Patron, den Herrn Grafen Rantzau Excellenz hier zu sehen!" Dagegen protestierte der Andere, er sei es nicht. Der junge Mann hieß Paradies, war zur Zeit Sprachmeister in

Frankfurt und hatte eine Pensionsanstalt. Er führte Seine Excellenz auf Specialien, wie er unter ihm Pagenhofmeister in Kopenhagen gewesen und noch viel anderes mehr.

Das war also der berüchtigte Graf Rantzau, der seine Rolle bei den Händeln der Königin von Dänemark gegen Struensee und Brand gespielt hatte! Um 9 Uhr kamen die erwarteten Briefe und um 10 Uhr hatte er sein Geld und zog ab. Kein Mensch hat erfahren, wo er hingekommen ist.

Am 19. December 1773 schrieb Bretschneider aus Frankfurt an Nicolai:

„Ihr Brief hat mich in große Verlegenheit gesetzt. Man hält mich in Berlin für den Verfasser des „Sebaldus Nothanker",*) und alle Rechtgläubigen halten dieses Buch für ein ketzerisches, freigeistisches oder gar socinianisches Werk. Ein hiesiger Geistlicher sagt: Dergleichen Bücher wären die wahren Vorboten des Antichrists und wir hätten nunmehr die Ankunft dieses feinen Herrn alle Tage zu fürchten. Soll ich dazu stille schweigen, wenn man mich für einen Johannes des Antichrists hält? — Nein! Ich werde zu unserer beiderseitigen Rechtfertigung eine lange Widerlegung in die Zeitungen rücken lassen und Niemand wird übler dabei fahren, als Ihr homo emunctae naris,**) der nun nicht weiß, was ich in Berlin gemacht habe. Denn unter uns gesagt, sein Nachschicken auf Tritten und Schritten war etwas, das er sich in einem Anfalle von Seelenschlafe vorgenommen haben mag; da er eben aufwachte, war ich schon fort.

Warum muß mir doch Ihr Witz immer Verdruß zuziehen? In Berlin hält man mich für den Verfasser des Sebaldus und

*) Leben und Meinungen des H. Magisters Sebaldus Nothanker. Berlin 1773. 3 Thle. Ein satyrischer Roman von Christoph Friedrich Nicolai. Ein lesenswerthes Werk, welches in das innere Getriebe der kirchlichen Parteien ein helles Schlaglicht wirft und im Geiste der Aufklärung geschrieben ist. Es erlebte mehrere Auflagen, deren letzte im Jahre 1814 erschienen ist.

**) Feiner Beobachter.

hier hat mir Ihre Devise: „Fr. Nicolai et amicorum“ *) Händel verursacht. Ein Weinhändler, namens Elz, der ein alter Mann ist und eine schöne, junge Frau hat, die die Lectüre liebt, besitzt einen ansehnlichen Büchervorrath und will sich gern eine Devise in Kupfer stechen, um sie in seine Bücher zu kleben. Ich erzählte ihm einmal bei einer Gelegenheit, daß mir die Ihrige gefallen und der gute Mann läßt, um seiner Frau ein Vergnügen zu machen, ihr Portrait als eine sitzende Minerva in Kupfer stechen und diese Worte darunter setzen: „Elzii et amicorum“. Nun will kein Mensch diesen Spruch auf die Bücher anwenden, sondern auf die Frau und Jedermann beschuldigt mich einer Bosheit, die mir gar nicht ähnlich sieht.

Wenn die Recension über Lessing's zweiten Band zur Literatur noch nicht gedruckt ist, so kann ich Ihnen einen kleinen Beitrag zu dem Artikel von Marco Polo's Reisen schicken; etwas, das Herrn Lessing ganz unbekannt sein muß und vielleicht vieles Licht gibt, nämlich, daß gleich nach der Erfindung der Buchdruckerkunst dieses Buch herausgekommen ist, das sich hier in einer Privatbibliothek befindet.“ **)

Sollten Sie einmal wieder in eine Gesellschaft kommen, wo man gerne wissen möchte, wer ich bin, oder was ich in Berlin gemacht habe und Sie finden Jemand dabei, der Geheimnisse zu bewahren weiß, so raunen Sie ihm in's Ohr: Eine meiner wichtigsten Beschäftigungen in Berlin sei gewesen, Ihre Freundschft zu suchen.“

Am 24. April 1774 schrieb Bretschneider aus Frankfurt an Nikolai: „Ich habe jetzt unmöglich Zeit und Gelegenheit, meine Anmerkungen zum Marco Polo aufzusetzen; so

*) Diese Devise steht auf einer in Kupfer gestochenen Vignette, die jedem Buche der Nicolai'schen Bibliothek vorgeklebt ist.

**) Nicolai schrieb den 1. Februar 1774 aus Berlin an Lessing: „Es schreibt mir Jemand aus Frankfurt a. M., daß gleich nach Erfindung der Buchdruckerkunst eine deutsche Uebersetzung von Marco Polo's Reisen herausgekommen sey, welche Ihren Abhandlungen viel Licht geben könnte. Vielleicht erhalte ich eine Nachricht davon für die A. D. B.“ Siehe Lessing's sämmtliche Schriften. Supplementband. Berlin 1846. Seite 497.

können Sie aber auf mein Wort nachschreiben, daß eine deutsche Uebersetzung aus dem 15. Jahrhundert existiert, die nach der Wolfenbüttel'schen Handschrift ist."

Im Mai 1774 hatte Bretschneider bereits alle Anstalten getroffen, nach Straßburg zu reisen, um dort die Gelder zu beheben, als der Tod des Königs von Frankreich eintrat, das ganze Project zu Wasser wurde und Bretschneider sich in seinen Hoffnungen getäuscht sah, worüber er am Schlusse seiner Reisebeschreibung nach London und Paris Nachstehendes erzählt: Unterdessen rückte die Zeit meiner Wirksamkeit heran. Das Project blieb in seiner Kraft und ich machte mich mit Anfang des Mai fertig, auf den ersten Wink nach Straßburg zu reisen und Gelder zu erheben. Es kam ein Wink, es kamen mehrere und alle winkten mir zurückzubleiben, nicht mehr davon zu schreiben und nie davon zu sprechen, daß ich in diesem oder einem andern Geschäfte gebraucht worden sei. Denn Ludwig der Vielgeliebte, dieses Stammes der fünfzehnte glorwürdigen Angedenkens, war verschieden *) und brachte mich nach allem Uebel, das er lebend angestellt haben soll, auch noch durch seinen Tod um meine zwei Sous vom Livre. Ich schrieb noch einigemale, bekam aber niemals Antwort; endlich wendete ich mich an einen Mann, der dem Duc d'Aiguillon Alles zu verdanken und mir oft zugeschworen hatte, daß er Leib und Leben für ihn lassen könnte, und schloß an ihn einen Brief für den Herzog bei. Diesen Brief bekam ich uneröffnet zurück, unter einem Umschlage, in dem geschrieben stand: „Non utitur Aculeo, Rax cui paremus."

Das war ein harter Schlag für Bretschneider und da er nun ohne alle Subsistenzmittel war, so mußte er trachten, irgendwo eine Anstellung zu erhalten. Noch im nämlichen Jahre, als der preußische Minister am oberrheinischen Kreise, der zugleich Resident in Frankfurt war, schwer krank lag, wünschte Bretschneider, im Falle Jener sterben sollte, dessen Stelle zu erhalten und schrieb an Nicolai, daß er dann nach Berlin kommen und

*) 10. Mai 1774.

sich darum bewerben würde. Der Minister ward aber von seiner Krankheit wieder hergestellt. Bretschneider beschloß daher, statt nach Berlin nach Wien zu reisen und schrieb darüber am 23. Juli 1774 an Nicolai:

„Weil nach des Schicksals harten Schluß
Der ew'ge Jud Ahasverus
Ich immer sein und bleiben muß,
So darf ich nicht nach Berlin,
Wo Unglaub' bringet viel Gewinn,
Sondern ich zieh' in das christlich Wien."

Bretschneider fuhr daher gegen Ende des Monats Juli 1774 auf der Donau nach Wien, mit der Absicht, sich dort als Agent deutscher Reichsfürsten niederzulassen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Aufenthalt in Wien vom August 1774 bis Februar 1775. — Eine seltsame Geschichte und ihre Erklärung. — Nachrichten aus Wien in Briefen an Nicolai über Riedel, Trattner, Gluck, Sonnenfels und Felbiger. — Maria Theresia am Neujahrstage 1775. — Die gezwungene Kniebeugung. — Rückkehr nach Usingen.

Bretschneider war anfangs August 1774 in Wien angekommen. Er hatte seine Familie, welche damals aus vier Kindern bestand, in Usingen zurückgelassen, indem er es zu mißlich fand, gleich mit Frau und Kindern nach Wien zu übersiedeln, da er den Umstand in Erwägung zog, daß bei dem Geschäfte, welches er in Wien übernehmen wollte, viel auf zufälligen Einnahmen beruhen würde, welche bei aller Wahrscheinlichkeit doch ausbleiben könnten. Er war deshalb allein nach Wien gekommen und beschloß, erst dann, wenn es gut ginge, seine Familie nachkommen zu lassen.

Nachfolgende Erzählungen und Briefe Bretschneider's an Nicolai geben uns Nachrichten über seinen Aufenthalt in Wien. Wir lassen zuerst Bretschneider selbst über eine räthselhafte Begebenheit sprechen, deren Auflösung er bei seinem damaligen Aufenthalte in Wien erfuhr:

Als ich in meiner Jugend im Cadetenhause zu Dresden war, wurde mir etwas erzählt, was ich damals als Kind für ein Märchen erklärte. Ein gewisser Seltmann aus der Kriegskanzlei machte sich ein Geschäft daraus, meinen Unglauben zu bestreiten und, um mich zu überzeugen, wies er mir Original-Protokolle, die die Geschichte durch die abgehaltenen Verhöre bestätigten. Zwei Grenadiere standen nach Mitternacht vor dem Hause des Grafen Rutowski.*) Zu ihnen gesellte sich bei hellem Mondscheine ein Mann, der sich beklagte, daß sein Quartier verschlossen und Niemand herauszupochen sei. Weiterhin brachte er eine Flasche Aquavit zum Vorschein, ließ die Schildwachen daran theilnehmen und fing endlich an, seine Absicht vorzutragen und darüber zu negotiiren. Er zeigte einen Pflasterstein auf der Gasse, zwar noch auf dem Bezirke der Schildwachen, aber doch mehr entfernt von dem Mittelpunkte und gedeckt von der Ecke des Hauses. Diesen Stein, gab er vor, zu einem chemischen Experimente nöthig zu haben und bot jeder von den Schildwachen einen Louisd'or, wenn sie ihm behilflich sein und den Stein mit ihren Bajonetten herausgraben wollten. Man hielt ihn für einen Narren, nahm das Geld und er erlangte, was er wollte. Die zwei Louisd'ors hatte er mit Silber bezahlt. Bei der Theilung wurden die Grenadiere uneinig und zankten sich in der Wachstube. Die ganze Geschichte kam heraus, wurde durch den wachhabenden Officier weiter bis zum Gouvernement gemeldet und machte großes Aufsehen. Die Grenadiere wurden sogleich verhaftet u. s. w. Man glaubte damals, der Steindieb sei ein verkleideter Italiener, der einen unschätzbaren Brillanten hinweggeführt. Er ward in allen Häusern gesucht, die Beschreibung seiner Person mit Steckbriefen im ganzen Lande herumgeschickt und ich zweifle nicht, daß die Großmütter in Dresden noch immer diese Geschichte ihren Enkeln mit Wundergeschrei erzählen; denn die Sage geht überhaupt in Sachsen, daß die wälschen Mineralkrämer sich als Mausfallen- und Hechelkrämer

---

*) Graf F. A. Rutowski, geb. 1702, starb 1764 als sächsischer General-Feldmarschall.

verkleiden, blos um die feinen Gold- und Silberstufen, die im Erzgebirge und am Fichtelberge zu Tage liegen, unentdeckt hinwegzufischen.

Wer sollte glauben, daß mir der Zufall zweiundzwanzig Jahre nach der Zeit, als ich diese Geschichte gehört hatte, den vollkommenen Aufschluß darüber zuführen würde?

Ich war im Jahre 1774 in Wien, beredete mich mit einem guten Freunde, der bei einer Gesandtschaft angestellt war, an einem gewissen Tage in einem Garten zusammenzukommen. Ich kam eher als der Andere, der durch die Ankunft einer Estaffette aufgehalten wurde, trank in einer Laube ein Glas Wein und wartete bis zur Dämmerung auf meinen Freund. Eine Gesellschaft freundlicher, lustiger Menschen pflanzte sich inzwischen in die nämliche Laube und besetzte den Tisch, an dem ich saß, mit allerlei Speisen, die ganz lieblich anzuschauen waren. Besonders befand sich eine kalte Rebhühnerpastete dabei, die ich sehr ungern unberührt würde verlassen haben. Es waren aber Weiber in der Gesellschaft, mit denen ich gar bald bekannt wurde. Ich wurde eingeladen mitzuspeisen und fand, daß ich lauter Hausofficiere großer Häuser in Wien um mich sah, z. B. von Lobkowitz, Schwarzenberg u. s. w. Die Herren Haushofmeister zierten die Tafel, ein Jeder mit der Schüssel, die er mitbrachte, und ich kann den Herren das Zeugniß geben, daß Keiner übel gewählt hatte. Unter diesen Leuten war ein alter Mann, der aus meiner Sprache mein Vaterland errieth und mir sagte, daß er auch in seinen jüngeren Jahren mit einem Herrn als Kammerdiener in Dresden gewesen sei. Unter manchen andern Anekdoten seiner Zeit, erzählte er mir auch, daß sich sein Herr damals in eine junge Gräfin verliebt habe, die von einem alten mürrischen Ehemann sehr scharf bewacht worden sei. Die Verliebten wären ganz einig gewesen, aber die Gelegenheit zu einem tête à tête war fast unmöglich. Zwar sei ein Fenster im Hause der Gräfin durch die Kammerjungfer ganz bequem zum Einsteigen bereitet gewesen, aber die Schildwachen des Grafen Rutowski ganz in der nahen Nachbarschaft, die dieses Fenster vor Augen hatten, hätten auch diesen Weg vereitelt. Endlich habe

sein Herr, ein schlauer Savoyarde, ein gutes Mittel ausgesonnen. Er, als Kammerdiener, habe sich verkleiden, in der Nacht zu den Schildwachen schleichen und sie durch den Kniff mit dem Stein ganz von der Seite ablenken müssen, wo der damalige Herr des Mannes so geschwind durch das Fenster geschlüpft sei, daß die Grenadiere, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Stein gerichtet hatten, nichts davon gewahr werden konnten. Sein Herr sei zwei Tage verborgen in dem Hause geblieben und erst am Dritten, als Weib verkleidet, durch die Kammerfrau herausgeführt worden.

Am 22. October 1774 schreibt Bretschneider aus Wien an Nicolai: „Riedel*) ist hier bürgerlich todt. Niemand hält etwas auf ihn. Ich besuchte ihn einmal, da wollte er witzig sein und wenn Ihr Name genannt wurde, so nannte er Sie allemal sehr spaßhaft: „Nicol list.“ Ich war aber nicht aufgelegt zum Scherz und sagte ihm rund heraus, daß ich das Glück hätte, Ihr Freund zu sein und mir alle schaalen Anspielungen verbäte. Das fuhr ihm in die Kamaschen (ein terminus technicus der Kavallerie), so daß unsere Unterhaltung sich sehr kalt beschloß. Der Ritter Gluck ist wieder hier und bekömmt ins künftige 3000 fl. Pension vom Kaiser, damit er die Vorschläge, die ihm in Frankreich gemacht worden sind, nicht annehmen möge.“

Am 23. October. „Es wäre zu weitläufig, Ihnen die Gründe zu erzählen, auf die Trattner seine Prätension fußt, daß Sonnenfels ihm seine Werke, die die Kammeral- und Finanzwissenschaften betreffen, unentgeltlich in Verlag geben solle. So widersinnig es Ihnen scheinen mag, dünkt mich doch, hatte Trattner nicht ganz Unrecht.**) Diesen edlen Herrn, der jetzt eines der prächtigsten und größten Gebäude in der Residenz, favore

---

*) Friedrich Just Riedel, geboren 1742 in Wieselbach bei Erfurt, war zuerst Professor der Philosophie, ging dann als kaiserlicher Rath und Lehrer der Kunstakademie nach Wien. Durch sein ungeregeltes Leben verlor er jedoch seine Stellung, wurde dann Vorleser beim Fürsten Kaunitz und starb 1785 im Wahnsinn.

**) Er verlor aber den darüber entstandenen Proceß.

besseren Einsichten, als z. B. Laroche und Andere mehr, finden den Mann der Erwartung gemäß. Der Erfolg seiner Schulanstalten weiset es auch aus; es geht herzlich schlecht damit und selbst seine Theorie ist nicht gründlich. Ich glaube, Oeconomie mag des Mannes Fach sein. Daß er von den schönen Wissenschaften wenig weiß und die Alten nicht gelesen hat, habe ich aus eigener Erfahrung."

Nach mehr als sechswöchentlichem Aufenthalte reiste Bretschneider im Februar 1775 von Wien wieder nach Usingen zu seiner Familie zurück, ohne für jetzt seine Absicht erreicht zu haben. Er hatte während seines Wiener Aufenthaltes vielfache Beobachtungen und Erfahrungen über Menschen und dortige Vorgänge gemacht, welche er später in seinem Romane „Georg Waller's Leben" schilderte.

Achtunddreißigstes Kapitel.

In Usingen. — Briefe an Nicolai 1775 und 1776. — Das Bänkelsängerlied über Werthers Selbstmord. — Reise nach Koblenz. — Beschäftigung im Bureau des Ministers Hohenfeldt. — Frau von Laroche. — Günstige Aussichten. — Aenderung der Umstände. — Abreise von Koblenz.

Bretschneider beschloß nun, in Usingen bei seiner Familie zu bleiben und den Erfolg seiner Reise nach Wien daselbst abzuwarten. Am 10. März 1775 schrieb er an Nicolai: „Ich weiß nicht, ob Ihnen die lächerliche Anekdote bekannt ist, daß ein ehrlicher Biedermann in Wetzlar eine Berichtigung der Leiden Werthers herausgegeben hat, worin er sagt: Er wisse wohl, wer mit dem Werther gemeint sei; es wäre der junge Jerusalem, das Factum aber unrichtig erzählt; hiermit berichtige er es. Er beruft sich auf das Zeugniß der noch lebenden Lotte und protestiert besonders dagegen, daß der Amtmann nicht mit zu der Leiche gegangen sei. Ich habe den Bogen nicht zu sehen bekommen können und der Herr Verfasser soll ihn, nachdem er eines Besseren belehrt worden ist, selbst wieder aufgekauft haben".

Am 13. August d. J.: „In Weilburg starb vor einer Woche der Superintendent Cramer, ein redlicher, stiller, guter Mann. Seine Krankheit war eine Abnahme der Kräfte und eine Art von Schlafsucht. Vierzehn Tage hatte er schon kein Wort geredet und schlief oder saß in einem starrsehenden Tiefsinne, wenn er erwachte. Endlich schlug er zwei Stunden vor seinem Tode die Augen auf und rief: „Stauzius ist ein böser Mann! ein böser Mann!" Er selbst aber war kein Stauzius, sondern ein Mann, der alle Dinge zum Besten kehrte. Die Anekdote ist wahr. Mehr hat er kein Wort gesagt und ist verschieden. Sehen Sie den Segen, den Ihre Schriften haben."

Am 29. November 1775 an Denselben: „Mit vielem Mißvergnügen ersehe ich aus Ihrem Briefe, daß Raspe*) etwas von meinen Schicksalen geschwatzt hat. Kennte ich nicht dieses Mannes redliches Herz, so würde ich über ihn zürnen. Wenn ich es möglich machen kann, so verberge ich meinen Freunden alles Schlimme meiner Umstände, denn meine vielen seltsamen Begebenheiten haben einen Hang zum Mißtrauen in meiner Seele zurückgelassen, dem ich, selbst der Ueberlegung zum Trotz, nicht widerstehen kann. Ich glaube zum Beispiel, daß ich in den Augen des Mannes, der meine Noth weiß, eine verächtliche Figur mache, es möge aus Mitleiden oder einer andern Ursache sein, und dies vermindert das Zutrauen und die Offenherzigkeit gegen meinen Freund. Ich sehe in jeder Zeile, die von ihm kommt, Furcht vor meiner Person, weil sie anderer Menschen Hilfe nöthig hat; und dann kann ich ihm nicht anders als mit der äußersten Behutsamkeit und Zurückhaltung antworten, um mir nicht ein Wort entwischen zu lassen, das seinen Verdacht befestigen könnte. Ich glaube, daß Sie nicht mehr oder minder der Freund eines Menschen sind, er mag glücklich oder unglücklich sein, wenn er Letzteres nur ohne seine Schuld ist; allein, außer daß es wenig Menschen gibt, die mit einem großen Verstande zugleich ein so gutes Herz besitzen und hiedurch fähig sind, alles mit unparteiischen Augen anzusehen, ist auch meine Lage so, daß Sie nicht wissen können, ob ich unter allen Schicksalen Ihr Freund zu sein

*) Buchhändler und Verleger in Nürnberg.

verdiene. Mein Räthselhaftes und was mir einigen Werth in Ihren Augen geben könnte, kann ich Ihnen erst dann aufschließen, wenn wir einander einmal wiedersehen. Was Sie mir bei dieser Gelegenheit von der Freundschaft des Herrn von La Roche schreiben und von der Benützung seiner Freundschaft erwähnen, nöthigt mich, Ihnen eine Eigenschaft meines Charakters zu entdecken, welche darin besteht, daß ich keines Menschen Freundschaft benütze, das ist irgend einen Nutzen von ihm ziehe, sobald ich nicht unmittelbar eine Gelegenheit vor mir sehe, wo ich ihm wieder dienen kann. Nehmen Sie die einzige folgende Begebenheit aus meinem Leben (ich schwöre, daß sie von Wort zu Wort wahr ist) und beurtheilen Sie mein Gemüth darnach, so werden Sie gleich sehen, was die Natur in der Gabe, für mich zu sorgen, bei mir vernachlässigt hat".

(Hier erzählt Bretschneider den Umstand, daß er auf der Reise von Calais nach Paris gerade zu Mittag vor einem Kloster ausruhte und, obgleich er ganz ohne Geld war, sich dennoch nicht entschließen konnte, nach dem Beispiele eines andern Reisenden, der eine Geldbörse bei sich führte, sich vom Kloster umsonst speisen zu lassen.) Dann fährt er fort: „Wollen Sie mir das Glück Ihrer Freundschaft und Ihres Briefwechsels ferner gönnen, so lassen Sie alles weg, was einen Bezug auf meine häuslichen Umstände hat. Wenn ich glücklich bin, werde ich schon damit prahlen. Ich kenne mich in dem Falle".

Am 18. Januar 1776 schrieb Bretschneider an Nicolai: „Ich habe mich verführen lassen, die Leiden Werthers schlecht genug zu travestieren. Der preußische Legations-Secretär Ganz zu Wetzlar schickte mir zum Spaß einen Bänkelsänger hierher nach Usingen, der mich um eine Mordgeschichte bitten mußte; ich setzte ihm das Ding auf, das er ganz gewiß in künftiger Messe zu Frankfurt öffentlich absingen wird, denn der Mann weiß nichts von Göthe und Werther. Sobald es gedruckt ist, will ich Ihnen einige Exemplare schicken. Jetzt begnüge ich mich damit, Anfang und Ende herzusetzen:

„Hört zu, Ihr Junggesellen!
Und Ihr, Jungfräulein zart!
Damit Ihr nicht zur Höllen
Aus lauter Liebe fahrt.

Die Liebe, traute Kinder!
Bringt hier auf dieser Welt
Den Heil'gen, wie den Sünder
Um Leben, Gut und Geld.

Das seht Ihr an dem Mörder,
Der selbst sich hat entleibt;
Er hieß der junge Werther,
Wie Doctor Goethe schreibt.

So witzig, so verständig,
So zärtlich alt wie er,
Im Lieben so beständig,
War noch kein Secretair.

Ein Pfeil vom Liebesgotte
Fuhr ihm durchs Herz geschwind,
Sein Mädchen, die hieß Lotte,
War eines Amtmanns Kind.

Gleich einer treuen Mutter
Stand sie Geschwistern vor,
Und schmierte Brot mit Butter
Dem Fritz und Theodor;

Dem Lieschen und dem Kätchen —
So traf sie Werther an,
Und liebte gleich das Mädchen,
Als wär's ihm angethan. —

Das Ende ist:

Es lag, und das war's Beste,
Auf seinem Tisch ein Buch.
Gelb war des Todten Weste,
Und blau sein Rock von Tuch.

Als man ihn hingetragen
Zur Ruh' bis jenen Tag,
Begleitet' ihn kein Kragen
Und auch kein Ueberschlag.

Man grub ihn nicht im Tempel,
Man brannte ihm kein Licht.
Mensch! Nimm dir ein Exempel
An dieser Mordgeschicht."*)

Der Spaß gefällt mir bloß wegen des Absingens; der Sänger heißt Martin König von Niederweisel im Darmstädtischen." In demselben Schreiben fährt Bretschneider weiter fort: „Ihr Umgang und ihre Briefe verrathen dem Kenner, dergleichen ich mich Einer zu sein dünke, das edelste, beste, für einen Mann zur Freundschaft geschaffene Herz. Ich will Ihnen dagegen aus allen meinen Begebenheiten nie ein Geheimniß machen, sondern mein Herz soll Ihnen offen stehen, wenn der Fall vorkommt, wo Sie etwas von mir wissen wollen. Allein, Sie müssen auch mein Vertrauen und meine Offenherzigkeit als einen Ersatz aller meiner Fehler ansehen und mich um der letzteren willen nicht hassen; denn Sie können darauf rechnen, daß ich Ihnen weder meine Gedanken, noch die Triebfedern meiner Handlungen verbergen werde, weil gerade Sie der Mann sind, von dem ich glaube, daß er die meisten Dinge mit mir aus einerlei Gesichtspunkten betrachte, und weil ich es für eine Glückseligkeit halte, offenherzig reden zu können. Wäre es mir möglich gewesen, mich so lange in Berlin aufzuhalten, bis sich unsere beiderseitigen Neigungen wechselseitig entwickelt hätten, so würde ich Ihnen mit meiner Lebensgeschichte ein Vergnügen gemacht haben, denn sie ist seltsam. Es ist schon außerordentlich genug, wenn ein Mensch, von seinem fünfzehnten Jahre an sich selbst überlassen, sich durch die Welt schlägt, ohne Vermögen, oder eines der Hilfsmittel der Glücksritter, Spiel, Liebe und dergleichen zu seiner Unterstützung zu haben. Wenn ich Zeit haben werde, will ich Ihnen wenigstens von meiner englischen und französischen Reise etwas aufsetzen. Hätte ich nur Ausdruck und Sprache in meiner Gewalt wie Goethe, der Stoff ist gewiß so rührend als im Werther!" —

*) Dieses Bänkelsängerlied hat sich bis heute erhalten. Man findet das Ganze, aus 31 Strophen bestehende Lied abgedruckt in: „Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten" 11. Auflage. Leipzig, Seite 172 bis 181.

Bretschneider hatte den Entschluß gefaßt, zur Betreibung seiner Angelegenheiten abermals nach Wien zu reisen, denn er hoffte noch immer, sich dort als Agent deutscher Reichsfürsten etablieren zu können. Dieses Project wurde aber von ihm, in Folge einer Reise, welche er im Monate März 1776 nach Koblenz gemacht hatte, wieder aufgegeben.

Am 16. März 1776 schrieb er von Koblenz an Nicolai: „Ich weiß gewiß, daß Ihnen gegenwärtiger Brief angenehm ist, denn er gibt Ihnen die Versicherung, daß Sie, ehe noch vier Wochen ins Land kommen, das Bildniß der Frau von Laroche haben sollen. Ich bin nun schon seit einigen Tagen bei dieser vortrefflichen Frau und kann Ihnen weder die Größe ihres Verstandes, noch die Güte ihres Herzens, oder die Annehmlichkeit ihres Umganges genug rühmen. Sie ist Ihre Freundin gewiß mehr als Sie denken können und ich muß meinem Verdienste um Sie, mein Freund, Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie ist es jetzt mehr als jemals, nachdem sie Sie durch mich noch mehr als blos von der Autorseite kennt.“

Durch Herrn und Frau von Laroche, welche die freundschaftlichsten Gesinnungen für Bretschneider hegten, wurde Letzterer mit dem Minister von Hohenfeldt bekannt, unter dem er im Mai 1776 im Kabinete arbeitete. Zwar ward er noch nicht förmlich angestellt, aber doch so bezahlt, daß er leben konnte und die Aussichten schienen ihm so sicher, daß er deshalb auf die von ihm in Wien angestrebte Stelle verzichtete.

„Ich wünschte,“ schreibt Bretschneider in jener Zeit, am 21. Mai 1776 an Nicolai, „daß Sie hier in Koblenz wären und sich hier einen Monat aufhielten. Wer auf einmal die wahren Charaktere der jetzt lebenden Geister in Deutschland durchschauen will, der darf nur die Correspondenz der Frau von Laroche mit Fleiß und in der Reihe durchlesen; z. B. Lenz, ein Mensch, der noch vor einem halben Jahre mit gebeugtem Knie und in der ehrfurchtsvollen Stellung vor einer Frau, die ihm Gutes that, erschien, der sich, wie billig, nicht unterstand, etwas Anderes als ihre Protection oder eine Gabe von ihr zu erbitten — der ist kaum nach

Weimar gerathen, so schreibt er unter Anderem ganz cavalièrement: „Madame! Schicken Sie mir doch einige französische Chansons, ich wünsche mich in den Abendstunden damit zu delassiren.“ Sie glauben nicht, was es für impertinente, bettlerische und kleindenkende Seelen unter den feineren Köpfen gibt. Aber sie so in ihren Blößen zu sehen, ist eine Freude und diese Freude hat Frau von Laroche. Sie hat einen so feinen Verstand als ein Manneskopf und die Herren, die sie für eine Gottschedin oder Zieglerin mit dreifachen Manchetten und einem Stoffkleide nehmen, betrügen sich und machen ihr, die sie ihre Einsichten und Talente mehr versteckt als damit prahlt, dadurch Vergnügen. Die beiden Jacobi, Wieland, Goethe, Heinse, Merk, Herder, Geßner, alle Schweizer Gelehrten und eine Menge Andere stehen mit ihr im Briefwechsel, und sie denkt von Allen unparteiisch. Eine gewisse Demoiselle Bondelli in der Schweiz ist ihre liebste Correspondentin, und wahrlich kann man nichts Schöneres lesen und irgend einen stärkeren Geist sehen, als in ihren Briefen.“ —

Nach kurzer Dauer jedoch hatte sich Bretschneider's angenehme Existenz in Koblenz ganz geändert. Er nahm sich diesen plötzlichen Wechsel so zu Gemüthe, daß er in eine schwere Krankheit verfiel und dies nur in wenigen Zeilen seinem Freunde Nicolai aus Frankfurt (20. Juli 1776) meldete. Ueber die Vorfälle, welche diesen Wechsel und seine Krankheit hervorgebracht hatten, hielt er sich sehr zurückhaltend und äußerte nur soviel, daß Leute, denen seine Gegenwart ein Dorn im Auge war und die keinen anderen Vertrauten des Ministers leiden konnten, als sich selbst, Alles anwendeten, ihn von Koblenz weg zu bringen. Ob und welchen Antheil Frau von Laroche an diesen Vorfällen, durch Neider verleitet, genommen habe, erhellt zwar aus Bretschneider's Briefen an Nicolai nicht, wohl aber, daß zwischen ihr und Bretschneider ein Mißverhältniß entsprang, über welches Letzterer sich beklagt. Er wurde dem Bruder des Ministers aufgeopfert; doch auch dieser behauptete sich nicht lange und es wurde ihm sogar der Hof verboten.

Bretschneider verließ nun Koblenz und begab sich nach Frankfurt. Von dort ging er im Juli 1776 nach Nürnberg. Nachdem er sich allda eine kurze Zeit aufgehalten hatte, erhielt er die Nachricht, daß ihm der Staatsrath Freiherr von Gebler eine Stelle im österreichischen Civildienste verschafft habe.

Neununddreißigstes Kapitel.

Reise nach Wien 1776. — Anstellung im österreichischen Civilstaatsdienste als Vicekreishauptmann im Temesvarer Banate. — Reise dahin und Aufenthalt in Werschetz. — Aufstand daselbst. — Einverleibung des Temesvarer Banates in das Königreich Ungarn.

In Folge der erhaltenen Nachricht reiste Bretschneider noch im Monate Juli 1776 von Nürnberg nach Wien. Dort erfuhr er, daß der Staatsrath Freiherr von Gebler für ihn die Stelle als Vicekreishauptmann in dem Temesvarer Banate erwirkt hätte. Bretschneider war darüber sehr erfreut und bedauerte nur dabei die Entfernung von seinen Freunden und daß er nun die literarischen Neuigkeiten sehr spät erfahren würde; auch theilte er Nicolai in einem Briefe mit, daß er den Plan gefaßt hätte, seine Biographie zu schreiben. Bretschneider reiste darauf in das Temesvarer Banat ab, um seine neue Stellung anzutreten und nahm seinen Aufenthalt in der Stadt Werschetz. Seine Ankunft daselbst meldete er an Nicolai (14. März 1777) in folgendem Briefe:

„Diesmal schreibe ich Ihnen vom äußersten Ende der Christenheit und gewiß, je näher ich dem türkischen Reiche bin, desto deutlichere Begriffe bekomme ich von Mohamed's Paradiese. Hier in Werschetz, wo ich dermalen wohne, lebt Jedermann herrlich und in Freuden, ißt und trinkt, weil alles, was zum Wohlleben gehört, spottwohlfeil ist. Man liebelt, weil schöne Mädchen hier sind und weil es die natürliche Folge vom Genusse der Landesproducte ist. Alles dies ist aber nur von den Einwohnern zu

verstehen, die ich hier angetroffen habe. Weder das Klima noch der Ueberfluß sollen meine Sitten verderben, sondern unter meiner weisen Regierung sollen vielmehr alle Wollüstlinge in Karthäuser verwandelt werden. Ich bin hier so ziemlich ein zweiter Vicekönig, ziehe aber dabei im Joche, denn mein Nebenspänner ist fast mehr als figürlich ein solches Thier, das zieht und noch dazu ein faules. Ich habe viel zu thun, aber es ist mir ein Trost, daß ich wirklich mit Nutzen diene. Die hiesigen Einwohner sind Wallachen, Griechen und deutsche Kolonisten aus dem Reich. Ich bin nebst Frau und Kindern recht gesund. Der Ort faßt zehntausend Seelen und darüber. Zu meinem Kreise gehören mehr als fünfzehn Meilen Landes. Pancsova und Belgrad sind nur fünf Meilen von hier und die Türken besuchen uns bisweilen. Hier in Werschetz ist Concert und Ball, in Temesvar Schauspiel. Am letzten Orte kommen Wochenschriften heraus und es gibt schöne Geister, die sich in Fractionen theilen und theils Goetheaner, theils Wielandianer sind."

Noch im nämlichen Jahre 1777 erlebte Bretschneider in Werschetz einen unangenehmen Auftritt, den er in einem Briefe vom 23. December an Nicolai, wie folgt beschreibt: „Den 6. November, da ich bettlägerig war, beliebte es dem hiesigen griechischen Herrn Bischof, gewisse, vom Hofe gekommene neue Verordnungen seiner Gemeinde in der Kirche zu publicieren. Hierunter war die Einführung eines Kalenders, wo auf der einen Seite zwar der alte griechische Kalender roth und schwarz zu sehen war, auf der andern aber der Deutsche sich mit den nämlichen Farben präsentierte. Diese und einige andere Neuerungen mißfielen dem abergläubigen Pöbel dergestalt, daß er einen Aufruhr erregte, den Bischof beinahe gesteinigt hätte und sich nicht eher wieder ruhig zeigte, als bis die hier liegende Kalnoky'sche Hußaren-Eskadron sieben Meuterer erschossen und dreißig verwundet hatte. In etlichen Tagen war der Aufruhr gestillt. Ich mußte, so krank ich auch war, zu Pferde sitzen und meine alte Majors-Function wieder verrichten."

In Werschetz wollte Bretschneider seine Muße benützen, um seine geplante Lebensbeschreibung aufzusetzen. Es kam aber

nicht dazu und mußte für eine spätere Zeit aufgeschoben werden, denn Bretschneider war noch nicht einmal ein Jahr in Werschetz gewesen, als sein Schicksal abermals eine andere Wendung nahm. Der Freiherr von Gebler benachrichtigte ihn im Jänner 1778, daß das Temesvarer Banat dem Königreiche Ungarn einverleibt werden würde, daß aber die dort angestellten Beamten bei dieser Veränderung weiter nichts als höchstens das freie Quartier verlieren sollten, denn die Aelteren werde man mit Pension in den Ruhestand setzen und den Jüngeren so lange ihren Gehalt lassen, bis man sie auf eine andere Art wieder anstellen könne.

Vierzigstes Kapitel.

Der kaiserliche Commissär Graf Christoph Nitzky. — Charakteristik desselben. — Graf Nitzky und der Pater. — Nitzky's Zuneigung zu Bretschneider. — Eine saubere Geschichte. — Feldmarschall-Lieutenant Graf Soro, Commandant von Temesvar. — „Wir wollen arbeiten, lieber Bretschneider!“ — Graf Nitzky als Schriftsteller. — Vierzehn Tage in Saus und Schmaus. — Wie gearbeitet wird. — Erzbischof Christovics. — Bettelbriefe an Maria Theresia. — Wie Nitzky die Kaiserin täuschte. — Komische Scene zwischen Graf Nitzky und einem Chirurgen. — Graf Nitzky's Unempfindlichkeit gegen allen guten Ruf. — Beendigung der Geschäfte der k. Commission zur Einverleibung des Temesvarer Banates in Ungarn. — Ernennung Bretschneider's zum kaiserlichen Rath und Bibliothekar in Ofen. — Tod Maria Theresia's.

Im October 1778 kam der zum kaiserlichen Commissär ernannte Graf Christoph Nitzky zur Uebernahme des Banates nach Werschetz. „Dieser ungarische Magnat,“ schreibt Bretschneider, „kaiserlich-königlicher Geheimer Rath, Comes Temesensis, zuletzt Judex curiae, war zu den Zeiten Josef des Zweiten eine wichtige Person, ein Mann, der Kopf hatte, vielerlei Einsichten, Belesenheit, Geschmack, Beurtheilungsgabe und Menschenkenntniß, der sich aber dabei keinerlei Handlung schämte, sie mochte noch so schlecht sein als sie wollte, um seinen Zweck zu erreichen. Er war ein Freigeist nach Grundsätzen und doch heuchelte er und konnte, wenn etwas damit zu verdienen war, dreihundert Rosenkränze beten, was er jedoch außerdem für die elendeste Beschäftigung hielt.

Da er gar nichts von seiner angeborenen Religion hielt, so hätte er doch wenigstens gleichgültig bleiben können, wenn andere Secten verfolgt werden sollten. Aber nein! Da zeichnete er sich aus, so lange Maria Theresia lebte und verfolgte, weil er damit gewann; heimlich aber und bei seinen intimen Freunden, der ich auch Einer zu sein die Ehre hatte, spottete er über seine Religion, über den Aberglauben der Kaiserin und die Dummheit der Pfaffen. Er starb, ich glaube im Jahre 1790 an einer Fistula ani, die er sich durch übermäßiges Klystieren zugezogen hatte und wartete lange, bis er einen Franziskaner zu sich kommen ließ.

Dieser geistliche Herr, der, wie die übrige Welt, vom Grafen Nitzky überzeugt war, daß er ein Freigeist sei, setzte sich in Positur, ritterlich für die gute Sache zu kämpfen; denn auch das wußte Jedermann, daß es dem Grafen nicht an Gelehrsamkeit fehlte. Aber der Jünger des heiligen Franziskus fand keinen gelehrten Widersacher, sondern einen frommen Schüler, der seine Hände aufhob, seinen Glauben herunterbetete, einen großen Rosenkranz anhängen hatte, sich darauf berief, daß er erst vor Kurzem gebeichtet und seit der Zeit nicht mehr gesündigt hätte, bat um die letzte Oelung, ergriff nach diesem Acte seine Brieftasche, gab dem Franziskaner 200 Gulden in Bankozetteln für dessen Kloster und verbat sich dessen fernere Visiten, wenn er sie nicht wieder begehren würde. Also wurde er nicht weiter incommodiert und machte sich weidlich über die ganze Handlung lustig.

Wenn ich diesen Mann schildern will, so muß ich es blos durch Beispiele aus seinen eigenen Handlungen thun und daran fehlt mir's nicht. Ich lernte ihn im Jahre 1778 kennen, da er schon Excellenz und ein großer Herr war, den die Kaiserin Maria Theresia besonders schätzte und verwendete; denn zu verwenden war er und diese große Frau besaß das Talent, die Menschen nach ihren Fähigkeiten beurtheilen zu können. Er warf seine besondere Zuneigung auf mich, und zwar deßhalb, weil ich den Plautus und Terentius kannte und meine Reden bisweilen mit einem Vers aus dem Horaz oder Catull durchspicken konnte. In der Folge gewannen mir meine Kenntnisse in arte coquinaria

völlig sein Herz, wie man weiterhin aus meiner Erzählung sehen wird. Jetzt will ich ein Beispiel von der Denkungsart des Mannes anführen.

Der dermalige Hofrath Aziel, ein Exjesuit, befand sich unter der Menge junger Leute, die bei der Einverleibung des Temesvarer Banates in das Königreich Ungarn eine Anstellung suchten. Er erwartete sie in Temesvar, hatte in Pest hundert Dukaten in Gold liegen, bat einen gewissen Laskovicz, der auch Dienst suchte, sie für ihn in Empfang zu nehmen und der kam zurück und entschuldigte sich ganz dreist mit der Ausrede: die hundert Dukaten seien ihm gestohlen worden. Aziel wendete sich an mich, um den Grafen Nitzky zum Vermittler und Richter zu bewegen. Als ich in meinem Vortrage an den Grafen, bei der Stelle, wo die Rede von der Verleugnung des Geldes war, nicht gerade heraussagen wollte, was zu vermuthen war, fiel mir Nitzky ins Wort und sagte: „Nun, da wird der Laskovicz das Geld verthan haben und nun irgend eine Ausrede machen.“ — „Und scheint das Eurer Excellenz eine Kleinigkeit?“ — „Nun! was wollen Sie da für großes Wesen daraus machen? Das thun alle jungen Leute. Ich habe wohl noch andere Sachen gethan und will Ihnen gleich ein paar von meinen Histörchen erzählen. Ich bin meinem Vater als ein Bursch von 15 Jahren entlaufen und gerade nach Rom, habe mich durchgeschlagen, so gut ich konnte und kam endlich auf dem Rückwege nach Trient, wo ein geistlicher Probst, ein guter Feund meines Vaters, wohnte. Ich kannte den Mann, er war ein fürchterlicher Pfaffe, der sein Lebtag nicht gelacht hatte und nur durch ein Auto-da-fé zu einem freundlichen Gesicht wäre zu bewegen gewesen. Ich machte mir also nicht viel Hoffnung auf einen Beitrag zu den Reisekosten, sondern fürchtete vielmehr, vielleicht gar von ihm eingezogen und an meinen Vater ausgeliefert zu werden. Zum Glück war er ausgegangen und seine Haushälterin bat mich, ein wenig zu verweilen, sie wolle den Herrn holen. Da fiel mir denn in meiner Einsamkeit ein, daß es das Sicherste sei, Seine Hochwürden nicht zu erwarten. Ich erbrach einen kleinen Schrank in der Wand und nahm nur

da ein paar hundert Scudi, entfernte mich, ohne auf die Magd zu warten, nahm auf der ersten Station Post und kam glücklich zu Hause an. Mein Vater hat den Pfaffen bezahlt und damit war die Geschichte zu Ende." — „Wenigstens war dies keine von Eurer Excellenz besten Handlungen." — „Auch nicht die schlechteste, aus solchen, dazu wir unsern Kopf brauchen." — Seine Excellenz waren klein von Person und ließen in ihrem Anzuge immer Zeichen der Nachläßigkeit und der Zerstreuung blicken. Eine Art Perrücke, die aber nur den halben Theil seines Hauptes bedeckte, stand immer schief und öfters nahm er sie mit dem Hute zugleich ab und stand da im bloßen Kopfe. Kurz, er war ein Cyniker im höchsten Grade, genoß aber das Gute, was der Zunge behagte, wie Epikur, wobei ich ihm ein ganzes Jahr lang assistierte. Von der eigentlichen Dienstgeschäftsarbeit war er kein sonderlicher Liebhaber, wußte aber die Aufsätze Anderer sehr richtig zu beurtheilen und nach Befund zu kritisieren.

Aus dem, was ich hier vorausgeschickt habe, sieht man schon daß ich unter seinem Präsidio angestellt und verpflichtet war, nach seiner Leitung zu arbeiten. Unter mancherlei Eigenschaften zum Präsidenten hatte er die, sich immer sehr geschäftig zu stellen und nichts zu thun. — Mich gewann er so lieb, daß er manchmal sogar aufrichtig gegen mich war, ein rares Beispiel, dergleichen wenige in seinem Leben bekannt sind. Noch muß ich von ihm sagen, daß Literatur, besonders die alte klassische, seiner Seele Labsal war. Er hatte nicht nur die meisten Alten gelesen, sondern schrieb auch elegant und nach alten Mustern Lateinisch und machte Verse. Seine selbst gefertigten Opera füllten einen großen Koffer. Er erlaubte mir, mich darin umzusehen, wovon ich später reden werde. Was er, so lange wir beisammen waren, geschrieben hat, übersetzte ich meistens ins Deutsche.

Im August 1779, da uns eben der Kommandant zu Temesvar, Graf Soro,*) zum Essen eingeladen hatte und wir sämmtlich

*) Graf Johann Soro, geboren zu Ofen im Jahre 1730, Feldmarschall-Lieutenant und Theresienritter, wurde 1778 Kommandierender im Banat und starb als Feldzeugmeister im Jahre 1805.

aufbrachen, bat Nitzky den Kommandanten um Verzeihung, daß er in den nächsten 14 Tagen nicht die Ehre haben könnte, ihn zu sehen, weil sich die Arbeit bei ihm so aufgehäuft habe, daß er sich mit mir auf so lange Zeit einschließen und arbeiten würde. Damit wir dies ungestört bewerkstelligen könnten, würden wir in den, in der Vorstadt etwas abgelegenen, Garten ziehen und schlechterdings Niemand bei uns vorgelassen werden. Tags darauf wurde es durch Decrete allen Stellen bekannt gemacht, eine Schildwache vor die Gartenthür postiert und ich folgte Seiner Excellenz, um das Weitere zu vernehmen.

„Nun sind wir allein, mein lieber Bretschneider und wollen arbeiten, wie sich's gehört, aber dabei auch unseres Leibes pflegen."

Von dieser Minute bis zum Ende dieses großen Unternehmens bedienten sich Seine Excellenz keiner Beinkleider mehr, blieben im Schlafrocke und einem Nachthemde, welches erst nach fünfzehntägig geleisteten Diensten der Wäscherin übergeben wurde. Das Schreibpult, auf dem ich die Weisheit Seiner Excellenz übernehmen und in Schriftzüge bringen sollte, war prächtig aufgeputzt und mit Allem versehen. Es wurde aber in den fünfzehn Tagen wenig Gebrauch davon gemacht, in Dienstsachen gar nicht, sondern Seine Excellenz ließen nun nach und nach den Zweck unseres Conclave deutlicher merken. Sie leiteten gleich beim ersten Frühstück durch folgenden Vortrag das bevorstehende große Werk ein. Zugegen waren: Seine Excellenz, meine Wenigkeit und zwei Köche aus Seiner Excellenz Küche.

„Wir wollen arbeiten, mein lieber Bretschneider, arbeiten wollen wir; aber, weil wir auch leben müssen, so wollen wir diese vierzehn Tage gut leben. Ich weiß, daß Sie in vielen Ländern waren und daß die Kochkunst *) auch mit unter Ihr Augenmerk gehörte. Hier sind die Köche, instruieren Sie sie alle Tage über das, was sie zu kochen haben, aber immer nur etwas Neues."

---

*) Professor Meusel versichert, daß sein Freund Bretschneider in dieser Kunst, besonders in der weltberühmten Wiener Kochkunst, keine gewöhnlichen Kenntnisse besessen habe, wie er (Meusel) aus Erfahrung wisse, und daß er die feinsten und ausgesuchtesten Gaumenkitzel selbst zubereitete. (Histor. und literar. Unterhaltungen, Seite 40).

Diesem hohen Auftrage zur schuldigsten Folgeleistung, wurde nun alle Tage ein anderer Pudding, Fische, Mock-Turtle,*) mancherlei Klöße und allerlei, den Köchen noch unbekannte Speisen aufgetischt und dabei dem Keller Seiner Excellenz so zugesprochen, daß die Vorsicht, niemand zu uns zu lassen, bisweilen nicht zu verachten war.

Das Essen und Trinken mißfiel mir eben nicht und meine Einsichten in die Koch-Chemie gewannen auch dabei; aber die verdammt langweiligen Diskurse des Grafen verdarben alle meine Laune. Der Mann sprach so gern über die Unsterblichkeit der Seele, und ich rede sehr ungern über solche Materien. Da mußte ich mich denn hinsetzen und ihn anhören; denn aus mir brachte er kein Wort heraus, er mochte fragen, so oft er wollte und abends schlief ich zu seinem größten Verdrusse vielmals dabei ein. Ziemlich deutlich äußerte er, er habe mir mehr Empfänglichkeit für die Schätze der Weltweisheit zugetraut.

In dieser Schwelger-Epoche geschah es auch, daß er mich so glücklich machte, die Kleinodien seiner Autorschaft zu inspicieren. Da gab es wenige Zweige der Gelehrsamkeit und wenige Materien der Weltweisheit, worüber er nicht etwas zu Papier gebracht hätte; auch Verse, Fabeln, eine Epopee, Erzählungen, Theaterstücke; alles ganz sauber durch seine besten Schreiber abgeschrieben und von ihm selbst corrigiert. Das Erste und Einzige, was ich mit dem Fleiße las, den er mir einzuprägen suchte, war ein Werk von ein paar Alphabeten „De educatione puerorum“. Es waren viel gesunde Gedanken in einem, ein wenig affectierten ciceronischen Latein, aber nichts Neues. Alles, was Graf Nitzky über seine Materie auskramte, hatte Locke schon weit kürzer und besser gesagt. Dies mißfiel Seiner Excellenz; er schwur, daß er den Locke nicht gelesen habe, ließ das Buch kommen, las es und es war weiter nicht die Rede davon.

* * *

So lebten wir demnach vierzehn Tage in Saus und Schmaus, in keiner andern Gesellschaft als jener der Köche und des Conditors.

---

*) Falsche oder gemachte Schildkröten, deren Zubereitung Bretschneider in England gelernt hatte.

Am 14. Tage, morgens nach dem Frühstück, nahm ich mir die Freiheit, Seine Excellenz an die Kürze der Zeit bis zum Ende des Termins zu erinnern und an die wichtigen Arbeiten, die wir in diesen 14 Tagen hätten zu Stande bringen wollen. — „Da haben Sie bei meiner Seele recht! Es muß gearbeitet werden und ich weiß wahrlich nicht, warum wir nicht schon lange gearbeitet haben." — „Ich auch nicht." — Nun nahm sich das Männlein zusammen, trat vor mein Schreibpult und schmierte einen halben Bogen herunter, den ich zum ewigen Andenken aufbewahre und einen Preis von zehn Dukaten darauf setze, wenn Jemand im Stande sein würde, mehr als zwanzig einzelne Worte zu dechiffrieren; Sinn daraus gewiß nicht. Nun schoben mir Seine Excellenz den halben Bogen zu, mit den Worten: „Nun da fahren Sie nur fort, wie ich angefangen habe." Und dabei blieb es.

Sonntag, am 15. Tage nach unserer freiwilligen Einsperrung, kam der Erzbischof Christovics von Temesvar mit seinem ganzen Kapitel und wollte mit Seiner Excellenz sprechen. Das konnte nicht geschehen, wegen des Kostüms, worin sich der Graf befand. Ich mußte also diesen Prälaten bekomplimentieren. Sein Anliegen bestand in der Bitte, der Stadt seine Gegenwart wieder zu schenken, weil der gemeine Mann durchaus in allen seinen Angelegenheiten auf die Gerechtigkeitsliebe Seiner Excellenz rechne. Dem wurde auch Tags darauf willfahrt und der edle Ritter zog mit seinem Stallmeister *) wieder in die Stadt und gab Jedermann geheime Winke von den wichtigen Dingen, die wir im Garten ausgearbeitet hätten. Um aber uns allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich bekennen, daß wir doch nicht so ganz und gar zwecklos da saßen und fünfzehn Tage ganz müßig, wie jene Arbeiter im Weinberg, zubrachten. Was war denn aber unsere Beschäftigung? Nach dem Frühstück zimmerten wir an Briefen an die gute Maria Theresia. Da wurde weder Heuchelei noch Intrigue gespart, um dies oder jenes mit feiner Manier für Seine Excellenz herauszulocken und Vieles glückte. Er selbst erzählte mir

*) Anspielung auf Don Quixote und Sancho Pansa.

Folgendes: „Eines Tages ging er zu Fuße durch die Burg *), gerade in dem Augenblick, da die Baronesse Groß, die Lieblings-Kammerfrau der Kaiserin, in den Wagen stieg, um auszufahren. Sie rief: „Graf Nitzky, wenn Sie etwas bei der Kaiserin zu suchen haben, so gehen Sie hinauf, Sie ist außerordentlich bei guter Laune.“ Das ließ sich Nitzky nicht zweimal sagen. Er ließ sich melden, wurde vorgelassen und die Kaiserin ließ ihn anfänglich gar nicht zu Worte kommen. „Mein lieber Nitzky, Er kommt mir gerade recht. Ich habe Briefe aus Italien, meine Schwiegertochter hat einen jungen Erzherzog; das ist ein Glück, die Umstände der Schwangerschaft waren so, daß ich Schlimmes befürchtete.“ — „O, wie glücklich bin ich, mich Eurer Majestät in diesem frohen Augenblick zu Füßen legen zu können. Gottlob! Ich fühle mich ganz aufgeheitert, und das in Zeit von drei Monaten das erstemal.“ — „Nun, was fehlt Ihm denn? Es wird gewiß in Ungarn eine Obergespanschaft oder so etwas vakant sein, das Er für seinen Schwiegersohn braucht?“ — „Ach, Eure Majestät sind halt eine glückliche Mutter und ich — ein unglücklicher Vater. Das Unglück, das ich an meinem ältesten Sohne erlebt habe, darf ich nicht erwähnen; es ist Eurer Majestät bekannt, aber das nicht, daß ich noch lange an seinen hinterlassenen Schulden zu zahlen habe. Mein zweiter Sohn und seine Frau sind schlechte Wirthe, haben eine Menge Kinder, die ich ernähren muß. Ich weiß mir nicht zu helfen und zu rathen; auch drückt es mich hart, daß ich Eurer Majestät noch achtzigtausend Gulden für Jesuitengüter schuldig bin. Der Termin rückt heran und ich weiß nicht, wo ich das Geld auftreiben soll.“ (Notabene, die Summe sprach er so aus, daß die Kaiserin nur achtzehntausend verstehen mußte; so hat er es mir erzählt.) — „Mach' Er mir da keine Klagelieder vor. Er thut immer, als wenn er gleich verhungern müßte. Ich will Ihm die achtzehntausend Gulden schenken und lasse Er mich in Ruhe.“ „Ich falle Eurer Majestät zu Füßen und danke demüthigst. Eure Majestät sind die größte, beste und gnädigste Monarchin von der

*) Die Hofburg in Wien.

Welt. Aber die schönsten Handlungen werden oft von Mißgünstigen vereitelt und ich weiß gewiß, daß die Hofkammer bei dieser Schenkung so viel Umstände machen wird, daß Eure Majestät um eine der schönsten Handlungen und ich um die Befriedigung meines letzten Wunsches auf dieser Welt komme.“ — „Was will Er denn, daß ich thun soll?“ — „O, wenn Eure Majestät die allerhöchste Gnade haben und mir nur ein Paar Worte unterschreiben wollten, dann soll mir weder die Hofkammer noch die ganze Monarchie mehr das Glück rauben, von meiner Monarchin aus der Noth gerettet worden zu sein.“ — „Nun, so setz' Er auf, was dazu gehört.“ — Nitzky ging in das Vorzimmer, schrieb in ein paar Zeilen die Schenkung und producierte sie am gehörigen Orte. Darauf kam nun etwa nach vier Wochen ein Befehl an den Grafen, sogleich bei Ihrer Majestät der Kaiserin zu erscheinen und da er eintrat, sagte Maria Theresia: „Was fällt Ihm ein, Nitzky? Er hat mir da einen Zettel eingeschickt, daß ich Ihm achtzigtausend Gulden geschenkt hätte und daran hab' ich nicht gedacht. Ich werd' Ihm da um nichts eine solche Summe schenken. Von achtzehntausend war die Rede.“ — „Eure Majestät erinnern sich allergnädigst, daß ich bat, mir meine Schuld zu erlassen, welche laut den Acten in der Hofkammer netto achtzigtausend Gulden beträgt. Ich konnte ja wohl von keiner andern Summe reden, als von meiner Schuld. Ich war so glücklich, denn Eure Majestät hatten mein Glück mit eigener Hand bestätigt.“ — „Hab' ich's unterschrieben und es stehen achtzigtausend Gulden da, so bleibt's dabei und es ist meine Schuld, daß ich nicht besser nachgesehen habe, aber es ist doch ein Unterschied zwischen achtzehn- und achtzigtausend Gulden. Geh' Er in Gottes Namen.“ Und nun war Graf Nitzky ein Vierteljahr lang in Ungnade, das heißt, er kam nicht an den Hof und wurde nicht empfangen, wenn er sich bei der Kaiserin anmelden ließ; aber die achtzigtausend Gulden hat er behalten und seine Ungnade hat nicht lange gedauert.

Ich schließe diesen Artikel mit einer komischen Anekdote: Graf Nitzky war ein Fresser, der mehr zu sich nahm, als sein Magen verlangte und hatte folglich alle Tage, oft etliche Male,

Anfälle von den Folgen der Unverdaulichkeit, nämlich einen Trieb zum Brechen mit convulsivischen Angriffen und da war er denn gewohnt, sich mit Klystieren zu helfen. An einem Sommertage fuhr die Commission *) nach Lugos, um da etwas zu untersuchen. Ich saß bei Seiner Excellenz im Wagen und wechselte mit dem Kammerdiener. Wir mußten aber doch an dem ersten Morgen in dem Dorfe, das wir passierten, anhalten und da ein Chirurg dort war, wurde nach ihm geschickt. Der kam an mit dem ganzen Klystierapparat, schon alles fix und fertig, denn es war für den Herrn Pastor bestimmt gewesen und nun legte sich der Excellenzherr in die erforderliche Positur. Der Chirurg, ein alter Soldat, der noch unter dem Prinzen Eugen gedient hatte, trat hinter Seine Excellenz, das Gewehr hoch, das ist die Klystierspritze, und obgleich ihm der Graf befahl, das Klisma zu applicieren, so mußte er doch und wir Andere, die wir viel Freude daran hatten, folgenden Sermon erst anhören: „Ja, das ist ganz gut, Euer Excellenz und das Klystier will ich schon geben, wie sich's gehört, es ist wahrhaft ein gutes Klystierchen, aber ich geb' es Ihnen — holen mich alle Teufel — nicht eher, als bis mir Euer Excellenz versprechen, mein Amt als Kreischirurg zu bestätigen, ohne daß ich mich darf erst examinieren lassen. Ich diene schon dreißig Jahre als Feldscheerer und soll erst alle die Possen lernen, die uns der Brambilla **) aufbürdet 2c."

Graf Nitzky fluchte: Der Kerl sollte in drei Teufels Namen das Klystier geben und der Herr Feldarzt schwur, daß ihn drei Millionen Teufel nicht dazu bringen würden, wenn ihm sein Gesuch nicht zugestanden würde. Wir Alle wurden zwar von Seiner Excellenz zu Hülfe gerufen und ermahnt, den Menschen zu zwingen; wir hatten aber unsere Freude an dem Auftritt und entfernten uns. Mit einem Worte, der Chirurg setzte seine Sache durch und wurde in der Folge ein Liebling des Grafen.

---

*) Nämlich die kaiserliche Commission, die zur Vereinigung des Banates mit Ungarn bestimmt war, deren Haupt Graf Nitzky war und welchen Bretschneider begleitete.

**) Der damals in Wien lebende k. k. Leibwundarzt, welcher im Jahre 1800 zu Pavia gestorben ist.

Noch muß ich von dem Manne (Grafen Nitzky) nachholen, daß er völlig unempfindlich für allen guten Ruf war und dazu lachte, wenn sein Kammerdiener Stephan ihm bisweilen referierte, daß man im Kaffeehause öffentlich übel von ihm gesprochen, ihn einen Landesverräther genannt habe u. s. w. „Was geht das dich an, oder was hast du nöthig, mir so etwas wieder zu erzählen? Laß' die Leute reden, was sie wollen und meide die Orte, wo du vermuthest, daß man übel von mir reden könnte; mir selbst ist nichts daran gelegen, ob man Gutes oder Böses von mir spricht."

Die Geschäfte zur Durchführung der Einverleibung des Temesvarer Banates in das Königreich Ungarn waren beendigt und Graf Nitzky, der, wie wir gesehen haben, selbst ein Gelehrter und Schöngeist war und Bretschneider lieb gewonnen hatte, faßte den Gedanken, Bretschneider mit dem Charakter als kaiserlicher Rath an die Universität zu Ofen zu versetzen, „damit ich, sagt Bretschneider, dort die ungarischen Edelleute das, was ich selbst nicht besitze, nämlich einen guten deutschen Styl lehren und dafür jährlich 1200 Gulden Gehalt beziehen soll." Gleich im folgenden Monat November 1779 ward sein Schicksal entschieden und er zum kaiserlichen Rath und Bibliothekar in Ofen ernannt. Da aber der unlängst erst beendete Krieg mit Preußen Ersparungen nöthig gemacht hatte, so wurde der bisherige Gehalt Bretschneider's nicht erhöht, sondern er bekam nur dazu 175 Gulden Quartiergeld. Indessen war er mit dieser Veränderung dennoch zufrieden, weil sie ihn in eine Sphäre versetzte, die ganz nach seinem Wunsche war. Er trat seine Stelle in Ofen im Monate März 1780 wirklich an, aber es mißfiel ihm in Ofen gleich vom Anfange. „Heuchelei und Verfolgungsgeist, die ihm in seiner Lage nur gar zu gefährlich waren*), Stolz, Geiz und Barbarei, das sind die Furien (sagt er in einem Briefe an Nicolai) die hier unter dem Namen der Musen angebetet sein wollen."

*) Die österreichische Biedermanns-Chronik rühmt von Bretschneider: „Beinahe der Einzige, der nicht vom Jesuitismus angesteckt ist."

In der Folge lernte er sich zwar in seine neue Lage etwas besser schicken; allein er dachte doch immer daran, sich auf eine gute Art wieder loszumachen. Er zweifelte, daß die am 25. Juni 1780 neu errichtete Universität,*) jemals aufkommen werde, weil die Lehrstellen nicht alle gut besetzt waren, die Lehrer ganz aus dem Studienfonds bezahlt würden und Collegien gratis lesen mußten. In demselben Jahre 1780 verlor Bretschneider durch den Brand in Gera seinen Antheil an dem Nachlasse seiner Mutter, die dort im Mai, 85 Jahre alt, gestorben war. Auch starb die Kaiserin Maria Theresia für ihn vierzehn Tage zu früh, indem sie sonst ein Besoldungszulage-Decret für ihn unterschrieben haben würde.

Hier unterbrechen wir einstweilen die Erzählung der weitern Begebenheiten in Bretschneider's Leben und lassen seine Aufzeichnungen über Maria Theresia und einige Persönlichkeiten jener Zeit mit seinen eigenen Worten folgen.

Einundvierzigstes Kapitel.

Maria Theresia. — Leutseligkeit und Artigkeit Maria Theresia's. — Sie hält streng auf den Respect vor ihrer Person. — Sie fühlt den Verlust ihres Gemals noch lebhaft. — Eine Erzählung von dem tiefen Eindrucke, welche die Erinnerung an ihn auf sie machte. — Johann Thomas Edler von Trattner. — Sein Emporkommen durch van Swieten. — Trattner's Ungehorsam. — Daraus entstandene handgreifliche Grobheiten zwischen Trattner und van Swieten. — Zorn der Kaiserin darüber. — Trattner's Ausweisung. — Komödie, die er vor dem Bilde des verstorbenen Kaisers spielt. — Er erlangt die Verzeihung der Kaiserin. — Ueber das Wirken Trattner's als Nachdrucker. — Zweite Heirat Trattner's. — Seine junge Frau und die Geschichte mit der Trüffelpastete von dem Erzherzoge Maximilian.

Maria Theresia war, so wie ihr Sohn Josef, höflich und artig gegen Jedermann und war, die Anrede mit „Er"**) in

*) Bretschneider ließ damals eine geistvolle Beschreibung der Einrichtung dieser von Tyrnau nach Ofen verlegten Universität drucken, (Ofen 1780) unter dem Titel: „Auf das Einweihungsfest der königl. hohen Schule zu Ofen."

**) Josef war gewohnt, Jedermann „Sie" zu nennen. Seine geringeren Diener nannte er „Du".

der dritten Person ausgenommen, auch gegen ihre Diener und Unterthanen, so lange sie nicht aufgebracht wurde, sehr leutselig. Doch habe ich am Neujahrstage 1775 etwas bemerkt, welches beweist, daß sie bei Vernachlässigung des Respects, den sie forderte, keinen Spaß verstand. *)

Ich habe mich oft gewundert, wie es zuging, daß Maria Theresia, eine wirklich große Frau, so bald vergessen werden konnte. Einer Monarchin, die zum Besten ihrer Monarchie so viel Gutes wirkte und an einzelne Personen ihrer Unterthanen so viel verschwendete, wird fast nicht mehr gedacht. Ich wünschte, daß sie anstatt der zwei oder drei Gebetbücher, die sie geschrieben hat, ihre Geschichte und ihre Memoiren über ihre Regierung aufgesetzt haben möchte. Vielleicht würden sie aber jetzt, ein Vierteljahrhundert nach ihrem Tode, ebenso wenig mehr gelesen, als aus jenen gebetet wird. Bei mir bestätigt dieses Beispiel, daß sich nur große Feldherren eines festen und allgemein anerkannten Nachruhmes zu erfreuen haben. Von Turenne, Eugen, Friedrich und selbst dem idealischen Don Quixote, weil er auch ein Held war, wird noch immer gesprochen werden, wenn Maria Theresia längst vergessen sein wird. Maria Theresia, die doch alle Regenten ihres Hauses, vor und nach ihr, weit übertraf, die zuerst ihrer Monarchie Festigkeit und weise Gesetze gab und die mit einem entscheidenden Scharfblick Menschen zu wählen wußte, die zur Ausführung ihrer Entwürfe am geschicktesten waren, die dabei ihr Geschlecht nicht verleugnete, ein Weib war und blieb und deswegen ein umso liebenswürdigeres Weib. Ich werde mich nie von der Meinung trennen, daß Friedrich als Mann und Theresia als Weib die bekannten größten Menschen ihres Jahrhunderts waren.

Von dem tiefen Eindruck, den die Erinnerung an ihren geliebten Gemal in ihr erweckte, will ich eine Anekdote mittheilen, welche um so richtiger ist, weil ich sie von der Hauptperson,

*) Hier erzählt Bretschneider die Geschichte von dem jungen Menschen, welcher mit steifen Knieen ihr seine Reverenz machte und dem sie ihre linke Hand auf die Achsel legte und ihn hinunterdrückte, so daß er gezwungen war, seine Kniebeugung zu machen. Siehe oben Capitel 37.

die sie betrifft, selbst erfahren habe. Dies war der bekannte oder, wie ihn seine Collegen nennen, berüchtigte Buchdrucker in Wien, Herr Johann Thomas Edler von Trattner, der barfuß nach Wien kam und als Millionär in Pelzstiefeln, mit Zobel gefüttert, aus Wien und aus der Welt ging.

Dieser Mann hatte sein ganzes Glück dem kaiserlichen Leibarzte Baron van Swieten zu verdanken, der bekanntlich selbst ein gelehrter Mann war und den elenden Zustand der Wissenschaften, den Mangel an guten Büchern und die Vernachlässigung alles dessen, was Gelehrsamkeit und Aufklärung in den österreichischen Landen befördern konnte, gar wohl einsah. Er besaß das ganze Vertrauen der Kaiserin, so daß sie selbst eine Art von Respect für ihn hatte und ihn erwählte, um der Literatur und den Wissenschaften in ihren Ländern aufzuhelfen. van Swieten war der richtige Mann dazu und machte den Anfang damit, daß er gute Bücher ins Land einzuführen suchte. Trattner, damals ein kleiner Buchdrucker, der Gebete und Bänkelgesänge druckte und verlegte, war unternehmend genug, sich bei dem Baron Swieten zu Ausgaben und zum Nachdruck der Bücher, die man verlangen würde, anzubieten und leistete, was er versprach, nachdem ihm van Swieten in Protection genommen, große Summen Vorschuß und allerlei Vortheile verschafft hatte, die Trattner in der Folge reich machten. Er bekam die Hof- und Kanzleiarbeiten, was in Oesterreich, wo Alles von den blätterreichen Gesetzen bis zum Steckbriefe gedruckt wird, keine Kleinigkeit war. Und wie damals, da man diese Sachen nicht zu schätzen wußte, Trattner bezahlt wurde, das hat sich zu Anfang der Regierung Kaiser Josef's gezeigt. Er überließ diese Arbeiten dem Wenigstverlangenden und dieser verlangte nur den achten Theil von dem, was bisher an Trattner gezahlt worden war. Nun dieser, wie er sich in den letzten Jahren seines Lebens schrieb: Chevalier de Trattner, bekam durch sein Glück Muth und fing an, hie und da im Geheimen, von den ihm von seinem Protector van Swieten vorgeschriebenen Wegen abzuweichen, wovon sich dieser lange Zeit nichts träumen ließ. Die Veranlassung zu der Scene, die ich jetzt

erzählen werde, war der Wiener Kalender. van Swieten wollte, wie billig, die Fratzen von Horoskopien, Prophezeiungen, Aderlaßtäfelchen und dergleichen im Kalender nicht leiden. Trattner versprach, alle diese Posten wegzulassen und man fand auch wirklich in den Exemplaren, die der Hof bekam, deren keine mehr. Indessen, der gemeine Mann war daran gewöhnt und Trattner, der seine Fabrikate nicht nach dem innerlichen Werthe, sondern nach dem Abgange schätzte, ließ diese Dinge auf einem besonderen Bogen drucken, den er in die Exemplare einschaltete, die er dem Volke verkaufte, so daß man in seiner Bude Kalender mit oder ohne diesen Anhang haben konnte. Dies wurde dem van Swieten verrathen. Er ließ durch einen gemeinen Mann etliche Kalender in mancherlei Format bei Trattner kaufen und gerieth in Zorn über den Mann, dem er diesen Betrug gar nicht zugetraut hatte. Zum Unglücke kam Trattner gerade in diesem kritischen Zeitpunkte in andern Geschäften zu dem alten Herrn und wurde, wie man leicht denken kann, eben nicht sehr höflich empfangen. Er wollte sich verantworten; van Swieten aber ließ ihn nicht zu Worte kommen. Die vielen Schimpfnamen reizten endlich Trattner, auch laut zu werden, und das brachte den Holländer so aus seinem Phlegma, daß er dem edlen Herrn von Trattner ins Gesicht spie. Dies brachte nun aber auch Diesen ganz aus seinem Geduldszirkel. Er packte die Excellenz, legte sie aufs Kanapee und maulschellierte da nach Herzenslust den Kopf, der ihn angespieen hatte. Natürlich war nach dieser Frevelthat der erste Gang des Mißhandelten zu Ihrer Majestät der Kaiserin und der Erfolg war, daß der Polizeiminister gerufen und ihm befohlen wurde, den Trattner mit seiner ganzen Familie in vierundzwanzig Stunden aus Wien und in acht Tagen aus allen österreichischen Ländern wegzuschaffen. Trattner kroch zum Kreuze, führte an, daß er bei seinem weitläufigen Gewerbe unmöglich in vierundzwanzig Stunden die Stadt räumen könne. Er steckte sich hinter die Kammerfrauen und sparte kein Geld. Der Termin wurde auf drei Monate verlängert, aber alle Bitten um gänzliche Verzeihung, alle Demüthigung vor dem Kläger, alles half nichts. Nach Ablauf dieser Zeit sollte er aus

dem Lande, obgleich van Swieten besänftigt und edel genug war, selbst für ihn zu bitten. Der bußfertige Thomas freute sich des Zeitgewinnes und schlug nun die Wege ein, die er als die sichersten kannte. Er ließ sich an einem Vormittage durch eine Kammerzofe in das Zimmer führen, durch welches die Kaiserin in die Messe ging und legte sich da mit reumüthigem Angesicht auf seine Kniee. Als ihn die Monarchin erblickte, wurde sie zornig, befahl ihn wegzubringen und versagte ihm schlechterdings Gehör und Gnade. Nun kroch der auf diesen Kunstgriff schon vorbereitete arme Sünder zu dem Bildnisse Kaisers Franz I., das im Saale hing und rief auf seinen Knieen mit lauter Stimme: „So ist denn mit Dir, guter Kaiser Franz! alle Barmherzigkeit von der Welt gewichen? O, wenn Du noch lebtest, da wäre ich meiner Verzeihung gewiß, aber auch da, wo Du jetzt bist, höre mich! Leite das Herz Deiner sonst so milden Gemahlin, erweiche es u. s. w." Sie weinte, verzieh und Trattner blieb nicht nur in Wien, sondern kam auch ganz wieder in ihre Gnade.

Trattner war übrigens ein unternehmender, thätiger Mann, in dem Festigkeit, Liebe zur Ordnung und Industrie wohnte. Er hat durch die von ihm errichteten Druckereien, Schriftgießereien, Papiermühlen und dem Koloß eines Gebäudes in Wien (das seinen Erben jetzt jährlich 50.000 fl. einträgt) gezeigt, was er vermochte. Der Zeitraum seiner Betriebsamkeit, durch die er so emporkam, wird wenig über zwanzig Jahre betragen, denn sein Haus am Graben wurde schon 1775 aufgeführt. Ich habe viel Umgang mit ihm gehabt und seinen moralischen Charakter gar nicht so schlecht gefunden, als ihn die Herren beschreiben, die sein Nachdruck beleidigt hat.

Trattner hatte ein altes, schwindsüchtiges Weib, mit dem er seine erste kleine Buchdruckerei erheiratet hatte. Sie starb im Jahre 1776 und Trattner, damals etwa 56 Jahre alt, säumte nicht, sich mit einem schönen, naiven Mädchen von 16 Jahren zu verehelichen, eine Wiener Schönheit, die sich sehr wohl in den ihr vorher unbekannten Luxus zu finden wußte und in der Folge die Galanterie so weit trieb, als ihr Mann den Nachdruck. Ein

gewisser Kammerdiener des Erzherzogs Maximilian, nachherigem Kurfürsten von Köln, erlaubte sich den Spaß, der edlen Frau von Trattner weiszumachen, sein Herr sei sterblich in sie verliebt. Sie, die sich mit dieser Ehre brüstete, zweifelte gar nicht an der Wahrheit und wartete mit Sehnsucht auf eine Zusammenkunft mit dem durchlauchtigsten aller ihrer Liebhaber, welche aber immer durch unvorhergesehene Zufälle verhindert oder aufgeschoben wurde. Doch machte der Erzherzog der schönen Frau, wenn er vor ihrem Fenster vorbeifuhr, allezeit sein Kompliment und das war ihr genug zum Beweise ihrer Eroberung.

Einst war die Rede von einer Trüffelpastete, die die junge Dame gern speiste. Nach etlichen Tagen verständigte sie der Kammerdiener, daß der Erzherzog übermorgen zu Hause speisen und ihr die beliebte Trüffelpastete von seiner Tafel übersenden werde. Es sollte nicht an Zeugen ihres Triumphes fehlen. Sie lud alle die Leute, denen sie ihre Eroberung zeigen wollte, zu sich auf ein großes Mittagsmahl ein und es kam wirklich um vier Uhr ein Hoflakai, der die Trüffelpastete brachte, den getroffenen Anstalten zufolge an die Tafel der Frau vom Hause geführt wurde, das ihm von dem Kammerdiener aufgegebene Kompliment vom Erzherzog Maximilian ausrichtete und nach Empfang etlicher Dukaten Trinkgeld sich wieder entfernte. Das war eine Verwunderung und ein Geschwätz und eine Beifallsbezeugung über den guten Geschmack Seiner kaiserlichen Hoheit und den leckern Bissen der Pastete, daß sich die Frau von Trattner auf den höchsten Gipfel der Zufriedenheit erhoben fühlte. Aber der böse Geist mengte sich ins Spiel. Zum Unglück speiste ein General (wo mir recht ist, Nostitz) mit an dieser Tafel, welcher sich noch an dem nämlichen Tage in der Komödie bei dem Erzherzog rühmte, von seiner guten Trüffelpastete gegessen zu haben. Maximilian bat um Aufklärung des Räthsels, erklärte, daß er von der ganzen Sache nichts wisse, ließ den Kammerdiener kommen und brachte ihn im Beisein des Generals zum Geständniß dieser Schelmerei, die dem Gemahl der schönen Frau auf bestimmten Befehl bekannt gemacht wurde und sie tief demüthigte.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Großmuth und Freigebigkeit Maria Theresia's. — Sie wird oft schrecklich hintergangen. — Das Herausschnellen der Dukaten aus dem Wagen. — Der Jesuit und Beichtvater der Kaiserin, Pater Kampmüller. — Sein Nachfolger Ignaz Müller, Prälat von St. Dorothea. — Charakteristik desselben. — Der Schwärmer Johann Baptist Baron Salis. — Seine Keckheit und Narrheit. — Widersprüche im Leben der Kaiserin. — Fünfzig Stockstreiche und doch Erzbischof und Geheimer Rath. — Aeußerung des Fürsten Kaunitz darüber.

Maria Theresia war großmüthig, freigebig und besonders sehr mitleidig gegen Nothleidende. Freilich wurde sie oft schrecklich hintergangen, wodurch sie in reiferen Jahren behutsam und oft am unrechten Orte mißtrauisch wurde. In ihrer Jugend war sie bisweilen bis zum Verschwenden freigebig und auch im Alter, wenn sie irgend eine gute Nachricht von ihren Kindern in Italien oder Frankreich in gute Laune versetzte. Als der Jesuitenorden aufgehoben wurde, wußte man ihr den Werth einiger Güter so gering anzugeben, daß ich noch jetzt ein paar Erzheuchler im Besitze solcher Güter kenne, die ihnen jährlich mehr eintragen, als der ganze Kaufschilling, den sie dafür bezahlt hatten, betrug. Wenn sie ausfuhr, war sie immer wohl mit Dukaten versehen, um sie rechts und links an Arme, gemeine Soldaten und Soldatenweiber auszuwerfen und das mit einem besondern Manöver ihres Daumens, mit dem sie die Dukaten aus dem Wagen schnellte. Sie hatte auch große Summen den Hausarmen bestimmt, die ihr Beichtvater als Almosenpfleger auszutheilen hatte. Das war zuerst Pater Kampmüller, ein Jesuit. Der Umstand ist zu bekannt, als daß ich ihn wiederholen sollte, wie der Kaiserin einst die Abschrift ihrer österlichen Beichte aus Spanien zugeschickt wurde, was die Aufhebung des Ordens oder die Einwilligung dazu von Seiten Oesterreichs nach sich zog. *)

---

*) Siehe darüber auch: Feßler's „Rückblicke.“ 2. Auflage. Leipzig 1851. Seite 105.

Kampmüller wurde noch vor der Aufhebung seines Beichtvateramtes entsetzt und dem Jesuiten folgte ein Jansenist, der Prälat von St. Dorothea, Ignaz Müller, ein wahrhaft ehrlicher Mann, der das beste Herz hatte, in der Dogmatik und in der übrigen theologischen Gelehrsamkeit seiner Religion sehr gut bewandert war, ein guter aber nicht sehr heller Kopf. Er war so aufrichtig, daß er einmal in meiner Gegenwart erzählte, er habe angefangen, den Bayle zu lesen, wäre aber so confus dabei geworden, daß er hätte befürchten müssen, der Schlankel *) möchte ihn gar in seinem Glauben irre machen, darum habe er das Buch weggeworfen. Dieser gute Mann wurde in Wien fast durchaus verkannt. Man hörte nur Uebles von ihm reden. Alles, was die Kaiserin that, das Einem oder dem Andern unangenehm war, schrieb man seinem Rathe zu und der ehrliche Mann wußte von nichts, wurde um nichts anderes gefragt, als was in sein geistliches Fach einschlug und mischte sich auch in nichts anderes. Ich war bekannt mit ihm, ging bisweilen in seine Abendgesellschaft und speiste jede Woche ein- oder zweimal an seiner kleinen Tafel von drei oder vier Personen. Da es mir weh that, einen so braven Mann so gröblich verkannt zu sehen, so sprach ich einmal mit ihm über diese Angelegenheit und er gab mir folgenden Aufschluß: „Gleich nach dem Antritte meines Amtes, als Beichtiger der Kaiserin, mußte ich die von ihr den Armen festgesetzten ansehnlichen Summen, die Pater Kampmüller vorher vertheilt hatte, übernehmen. Da waren denn viele Parteien, welche Jahr- und Monatgelder unter dem Deckmantel der Armuth bezogen, trotzdem sie doch im Glanze und Luxus lebten und, wie ich gewiß wußte, eher reich als arm waren. Dies bewog mich, eine General-Revision anzustellen, den wahrhaft Armen das Ihrige nicht länger zu entziehen und über jeden Armen, der sich bei mir meldete oder den mir die Kaiserin zuschickte, genaue Nachforschungen anzustellen. Da nun durch diese Vorkehrungen viele Unbedürftige, die zum Theil selbst etwas vorstellten, oder mächtige Beschützer hatten, ihre erschlichenen Beiträge verloren hatten,

*) Schlankel, ein österreichischer Ausdruck im Wiener Dialecte, der so viel als Schelm, jedoch im gemüthlichen Sinne, bedeutet.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Großmuth und Freigebigkeit Maria Theresia's. — S'e wird oft schrecklich hintergangen. — Das Herausschnellen der Dukaten aus dem Wagen. — Der Jesuit und Beichtvater der Kaiserin, Pater Kampmüller. — Sein Nachfolger Ignaz Müller, Prälat von St. Dorothea. — Charakteristik desselben. — Der Schwärmer Johann Baptist Baron Salis. — Seine Keckheit und Narrheit. — Widersprüche im Leben der Kaiserin. — Fünfzig Stockstreiche und doch Erzbischof und Geheimer Rath. — Aeußerung des Fürsten Kaunitz darüber.

Maria Theresia war großmüthig, freigebig und besonders sehr mitleidig gegen Nothleidende. Freilich wurde sie oft schrecklich hintergangen, wodurch sie in reiferen Jahren behutsam und oft am unrechten Orte mißtrauisch wurde. In ihrer Jugend war sie bisweilen bis zum Verschwenden freigebig und auch im Alter, wenn sie irgend eine gute Nachricht von ihren Kindern in Italien oder Frankreich in gute Laune versetzte. Als der Jesuitenorden aufgehoben wurde, wußte man ihr den Werth einiger Güter so gering anzugeben, daß ich noch jetzt ein paar Erzheuchler im Besitze solcher Güter kenne, die ihnen jährlich mehr eintragen, als der ganze Kaufschilling, den sie dafür bezahlt hatten, betrug. Wenn sie ausfuhr, war sie immer wohl mit Dukaten versehen, um sie rechts und links an Arme, gemeine Soldaten und Soldatenweiber auszuwerfen und das mit einem besondern Manöver ihres Daumens, mit dem sie die Dukaten aus dem Wagen schnellte. Sie hatte auch große Summen den Hausarmen bestimmt, die ihr Beichtvater als Almosenpfleger auszutheilen hatte. Das war zuerst Pater Kampmüller, ein Jesuit. Der Umstand ist zu bekannt, als daß ich ihn wiederholen sollte, wie der Kaiserin einst die Abschrift ihrer österlichen Beichte aus Spanien zugeschickt wurde, was die Aufhebung des Ordens oder die Einwilligung dazu von Seiten Oesterreichs nach sich zog. *)

---

*) Siehe darüber auch: Feßler's „Rückblicke." 2. Auflage. Leipzig 1851. Seite 105.

Kampmüller wurde noch vor der Aufhebung seines Beichtvateramtes entsetzt und dem Jesuiten folgte ein Jansenist, der Prälat von St. Dorothea, Ignaz Müller, ein wahrhaft ehrlicher Mann, der das beste Herz hatte, in der Dogmatik und in der übrigen theologischen Gelehrsamkeit seiner Religion sehr gut bewandert war, ein guter aber nicht sehr heller Kopf. Er war so aufrichtig, daß er einmal in meiner Gegenwart erzählte, er habe angefangen, den Bayle zu lesen, wäre aber so confus dabei geworden, daß er hätte befürchten müssen, der Schlankel *) möchte ihn gar in seinem Glauben irre machen, darum habe er das Buch weggeworfen. Dieser gute Mann wurde in Wien fast durchaus verkannt. Man hörte nur Uebles von ihm reden. Alles, was die Kaiserin that, das Einem oder dem Andern unangenehm war, schrieb man seinem Rathe zu und der ehrliche Mann wußte von nichts, wurde um nichts anderes gefragt, als was in sein geistliches Fach einschlug und mischte sich auch in nichts anderes. Ich war bekannt mit ihm, ging bisweilen in seine Abendgesellschaft und speiste jede Woche ein- oder zweimal an seiner kleinen Tafel von drei oder vier Personen. Da es mir weh that, einen so braven Mann so gröblich verkannt zu sehen, so sprach ich einmal mit ihm über diese Angelegenheit und er gab mir folgenden Aufschluß: „Gleich nach dem Antritte meines Amtes, als Beichtiger der Kaiserin, mußte ich die von ihr den Armen festgesetzten ansehnlichen Summen, die Pater Kampmüller vorher vertheilt hatte, übernehmen. Da waren denn viele Parteien, welche Jahr- und Monatgelder unter dem Deckmantel der Armuth bezogen, trotzdem sie doch im Glanze und Luxus lebten und, wie ich gewiß wußte, eher reich als arm waren. Dies bewog mich, eine General-Revision anzustellen, den wahrhaft Armen das Ihrige nicht länger zu entziehen und über jeden Armen, der sich bei mir meldete oder den mir die Kaiserin zuschickte, genaue Nachforschungen anzustellen. Da nun durch diese Vorkehrungen viele Unbedürftige, die zum Theil selbst etwas vorstellten, oder mächtige Beschützer hatten, ihre erschlichenen Beiträge verloren hatten,

*) Schlankel, ein österreichischer Ausdruck im Wiener Dialecte, der so viel als Schelm, jedoch im gemüthlichen Sinne, bedeutet.

so suchten sie sich zu rächen, schimpften, hetzten das Volk gegen mich auf und schwärzten mich als den Urheber alles Bösen an, wodurch ich mich aber gar nicht irre machen lasse, sondern ganz eigens Einen von meinen Leuten dazu halte, um die Armen, denen ich Almosen gebe, zu beobachten und Andere aufzusuchen, die wahrhaft arm sind, die sich zu betteln schämen und unterstützt zu werden." Herr Leonhard Meister, Professor in Zürich, hat ein lesenswerthes Buch über die Schwärmerei *) geschrieben, worin dieser Prälat vorkommt.

Der bekannte Schwärmer Baron Salis **) ging, überzeugt von seinem Werthe, im October 1771 nach Wien, mit dem gemäßigten Vorsatze, Staatsminister zu werden, den Fürsten Kaunitz und die übrigen Minister mit seiner Uebermacht von Talenten zu verjagen und dann nach seinem Sinn mit der Monarchie zu wirthschaften, wie er es für gut befände. Der Mann hatte ein kleines Ding geschrieben: „Le Régent Corse" ***), worauf er sich viel einbildete, weil es in einigen Zeitschriften gelobt war. Sein erstes Memorial an den Kaiser ist so merkwürdig und dabei so kurz, daß ich es hier einrücken kann:

„Allerdurchlauchtigster Kaiser! Wenn ein Einziger aus Eurer Majestät Minister das Regieren versteht wie ich oder fähig ist, eine Pièce aufzusetzen, wie mein Regent ist, so schenken Eurer Majestät mir Dero Huld nicht und entziehen mir diese wieder, wenn ich durch meine Rathschläge Allerhöchst Denenselben nicht wenigstens zehnmal mehr eintrage, als ich Eurer Majestät koste." —

Daß dieser Narr nicht sogleich expediert wurde, sondern daß der Kaiser und Maria Theresia so geduldig waren, ihn wenigstens einmal anzuhören, zeigt von großer Langmuth; daß er aber, nachdem er von der Kaiserin an den Prälaten von St. Dorothea gewiesen war, diesem ehrlichen Manne die gröbsten Sottisen und endlich am 6. des Heumonats eine schriftliche Drohung

*) Bern 1775 und 1777. 2 Bände.

**) Johann Baptist Baron von Salis, geb. 1737 zu Bondo.

***) Ohne seinen Namen. 1768.

übersandte, daß er verstummen und die Kaiserin erblinden werde, zeugt von einem Grade von Schwärmerei, der dem unglaublich vorkommen muß, der diese Leute nicht kennt. *)

Ich habe den Tugenden der großen Maria Theresia Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Größe ihrer Seele, ihr gutes Herz, ihr Verstand, ihre Freigebigkeit, die Stärke ihres Geistes in Widerwärtigkeiten und ihre wahre, christliche Frömmigkeit sind Eigenschaften, die ihr niemand absprechen wird. Aber doch kommen in ihrem Leben, und zwar so wie ich glaube, bei allen Menschen, in einzelnen Fällen Widersprüche vor.

Folgende Anekdote möchte wohl dem, der die große Frau gekannt hat, nicht sehr wahrscheinlich vorkommen und doch ist sie wahr. Ein Niederländer, der nach dem Absterben Karls des Sechsten schwarzes Tuch geliefert hatte, war im Jahre 1758 noch nicht bezahlt. Anfänglich, als die Kaiserin in die schweren Kriege verwickelt war, wurden solche Zahlungen aus diesem Grunde aufgeschoben. Der gute Tuchhändler, der so viele Jahre hatte warten müssen und dessen Geschäft noch durch andere Zufälle in Verfall gerieth, machte sich endlich auf, um seine Bezahlung in Wien zu erlangen. Da wurde er denn erst mit der Liquidation einige Jahre hingehalten. Er nahm oft Audienz bei der Kaiserin, wurde von ihr freundlich getröstet, der Aufschub bald mit dem und jenem entschuldigt, bald alles der Rechenkammer und den Kanzleien zur Last gelegt und so lebte dieser Mann fast zwanzig Jahre in steter Hoffnung in Wien und sah endlich wohl ein, daß man ihn nicht bezahlen wolle. Er überreichte zuletzt der Kaiserin eine Bittschrift, worin er den langen Umtrieb und überhaupt den ganzen Umfang seiner Noth erzählte und zuletzt ganz trocken erklärte, daß er schon alle Hoffnung aufgegeben habe, jemals zu seiner Forderung zu gelangen. Da er nun bei dem langen

*) Das Tagebuch der ganzen Bewerbung dieses Irrgeistes in Wien, von ihm selbst aufgesetzt, findet man in demselben Buche Leonhard Meister's, im 1. Band, S. 115 bis 137; es ist ein merkwürdiges Actenstück zur Geschichte der menschlichen Geistesverirrungen.

Aufenthalte in Wien Alles zugesetzt habe und nicht einmal die Reisekosten mehr aufzubringen vermöchte, so bäte er Ihre Majestät entweder um seine Bezahlung ganz oder zum Theil oder nur wenigstens um so viel Geld, als er zu seiner Rückreise benöthige. Es traf sich der Zufall, daß ein Apotheker in Wien zu gleicher Zeit mit dem Niederländer eine Bittschrift einreichte, in der er um einen Civildienst für seinen Sohn bat und 200 Dukaten in die Kriegscasse bei dem damaligen bayerischen Erbfolgekriege als Kriegsbeitrag anbot. Maria Theresia decretierte eigenhändig auf diese zwei Bittschriften, dem Apotheker solle willfahrt werden, wenn er die 200 Dukaten an den Niederländer bezahlt haben würde und dieser wurde zum Behuf seiner Reisekosten und seiner Abfertigung an den Apotheker gewiesen.

Bei der griechischen nicht unirten Kirche in Ungarn war ein mauvais sujet, das noch als Pope bei einer Criminal-Untersuchung nicht zum Bekenntniß zu bringen war und nach erhaltenen fünfzig Stockstreichen ab instantia losgesprochen wurde. Dieser Mensch, der Vida oder Vidak hieß, wußte sich in der Folge so gut zu benehmen, daß er Bischof und endlich Erzbischof zu Karlowitz wurde. Die meisten Bischöfe und Erzbischöfe in der österreichischen Monarchie erhalten den Geheimrathstitel. Sie müssen aber darum einkommen. Das unterließ auch dieser nicht und bekam auf Einrathen des Fürsten Kaunitz, dem der Umstand von den erwähnten 50 Stockstreichen ad posteriora bekannt war, abschlägige Resolution. Allein, damals vermochten die Kammerfrauen viel über die Monarchin und noch mehr das Gold über die Kammerfrauen. Der Mann mit den Fünfzigen schlug diesen Weg ein und erlangte, was er wollte.

Die Kaiserin erwähnte gegen den Fürsten Kaunitz diese Verleihung mit dem Zusatze: „Ich weiß wohl, daß Er den Mann nicht leiden kann; ich halte auch selbst nicht viel von ihm, aber er ist einmal Erzbischof und da alle Erzbischöfe in meinen Ländern geheime Räthe sind, so mußte ich wohl diesen auch dazu machen.“ Kaunitz antwortete ganz trocken: „O, er wird seine Pflicht gewiß erfüllen. Ueber das Geheime hat er seine öffentliche

Prüfung abgelegt; er sollte etwas entdecken und fünfzig Prügel konnten ihn nicht dazu bewegen; er verdient Geheimer Rath zu heißen."

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Brief an Nicolai. — Abreise von Ofen nach Wien. — Zusammenkunft in Wien mit Nicolai 1781. — Rückreise nach Ofen. — Ankunft des Kaiser Josef II. in Ofen. — Der Kaiser und der ungarische Bauer. — Rückkehr des Kaisers von Ofen nach Wien. — Reise Bretschneider's nach Wien. — Unterredungen Bretschneider's mit Josef II. — Rückkehr nach Ofen. — Weitere Ereignisse in Ofen, in Briefen an Nicolai. — Matolai. — Graf Palffy. — Graf Draskovics. — General Belesnay. — Naday. — Uebersetzung des Psalmanazar. — Project eines Werkes. — Gespräch des Kaiser Josef II. mit dem Erzbischof von Kalocsa, Baron Patichich. — Messerschmidt. — Josef Podmanczky.

Wir kehren nun wieder zu Bretschneider's Aufenthalt in Ofen zurück. — Als dieser die Absicht seines Freundes Nicolai erfahren hatte, nach Wien zu reisen, schrieb er demselben am 12. April 1781 aus Ofen: „Nun hören Sie die guten Lehren, die ich Ihnen vorläufig wegen Ihrer Reise nach Wien zu geben habe und ich bitte Sie, folgen Sie mir als einem Experto Ruperto, besonders wegen Ihrer Reise nach Regensburg. Wenn Sie in Regensburg Adresse haben und, wie ich vermuthe, von Herrn Reich an den Bankier Frey empfohlen sind, so wird Ihnen dieser höfliche Schweizer — der einen Gelehrten machen will und bei allen Vorschlägen, die er Fremden thut, sein Privatinteresse nicht vergißt — tausend Anleitungen geben, wobei Ihr Beutel zu kurz kommt. Sie werden freilich bei der Reise zu Wasser das Angenehme nicht finden, was Sie sich versprechen, allein es schadet nicht, daß Sie es auf die Probe ankommen lassen.

Alle Sonntage geht ein Ordinari-Schiff von Regensburg nach Wien, das etwa, wenn der Wind nicht conträr ist, Donnerstag Vormittags in Wien ankommt. Auf diesem zahlt die Person mit Bagage einen Dukaten und wenn sie einen Wagen haben, etwa zwei Gulden Reichsmünze für denselben besonders. Das sage ich

Ihnen aber im Voraus, daß Sie mit dieser Gelegenheit unbequem fahren, keine Cajüte für sich allein haben und sicher Ungeziefer mit nach Wien bringen. Doch weil Sie auch in literarischer Absicht reisen, so würden Sie auf der andern Seite viele Volkslieder sammeln können, denn auf diesem ordinären Fahrzeuge, auf dem der Handwerksbursche und Taglöhner blos für seine Arbeit am Ruder mitgenommen wird, fehlt es niemals an Betteljuden, H***n, ungarischen Krummholzöl-Trägern und anderen feinen Herren, Weibern und respectiven Sängern. Wollen Sie aber ein eigenes Schiff nehmen, das würde Ihnen 12 bis 15 Dukaten kosten. Aber das Beste, was Sie thun können, ist Folgendes: Schicken oder gehen Sie selbst zu dem bayerischen Schiffmeister Keller, welcher zu Stadt am Hof, jenseits der Regensburger Brücke wohnt. Wollen Sie ihm einen Gruß von mir (d. i. von dem Herrn vermelden, der auf seinem Schiffe die Ruhr hatte und einen Beutel mit 24 Dukaten, bei den heftigsten Leibschmerzen, aus den Beinkleidern ins Wasser fallen ließ), so können Sie sich auch gleich des Preises wegen auf mich berufen. Dann zahlen Sie nur 35 Gulden Reichsmünze; oft, wenn mehrere Passagiere mitgehen, noch weniger, ja ich bin sogar einmal für 12 Gulden mitgefahren. Dieser Mann nimmt sogleich ein besonderes Schiff und fährt in dritthalb Tagen nach Wien.

Schmausereien in Wien auszuweichen, das kann allein die Natur, wenn sie den Menschen krank auf's Bett wirft. Sie werden in einen Taumel von Gastereien gerathen, daß Ihnen Kopf und Magen wehe thun und das Herz über die verlorene Zeit bluten wird, denn ein Incognito ist Ihrerseits gar nicht möglich und mit Gelehrten bekannt zu sein und sich zu rühmen, daß man dem Verfasser des „Sebaldus Nothanker" einen Fasan in Sauerkraut zu essen gegeben hat, das gehört in Wien zum Modeton. Man wird, um sich diese Ehre zu verschaffen, Ihren Bedienten bestechen und die Plätze bezahlen, wie bei einer Execution. Sagen Sie aber dieses Ihr Anliegen, wenn Sie nach Wien kommen, dem Baron Gebler, der wird schon Mittel finden,

Sie herauszuziehen. Aber auch bei ihm setzt man sich um zwei Uhr zu Tische und ißt bis vier Uhr."

Nicolai war nach Wien gereist und Bretschneider ebenfalls dahin gekommen und so genossen Beide, während Nicolai's Aufenthalt in Wien, im Mai und Juni 1781, nach langer Trennung sich wieder und das Band ihrer Freundschaft wurde nur noch inniger geknüpft, so daß sie von dieser Zeit an keine Geheimnisse mehr vor einander hatten.

Im Juli 1781 kehrte Bretschneider von Wien wieder nach Ofen zurück. Im August desselben Jahres kam Kaiser Josef II. nach Ungarn, zu den großen Cavallerie-Manövern bei Pest. Von diesem Aufenthalte des Kaisers theilte Bretschneider Nicolai brieflich aus Ofen Nachfolgendes mit: „Als Kaiser Josef hier im Lager war, fiel ein Bauer vor ihm auf die Knie. Der Kaiser sagte zu ihm: „Steht auf! ich bin nicht Gott!" Der Bauer küßte ihm die Stiefel. „Noch schlimmer," sagte der Kaiser, „wenn ich nicht Gott bin, so ist es mein Stiefel noch weniger."

Bei der Gelegenheit, als ein Jude namens Oesterreicher, derselbe der den Hym'schen Tractat von den Wässern herausgegeben hat, beim Kaiser klagte, „daß ihn die Fakultät nicht zum Doktor machen wolle", erzählte der Kaiser bei der Parole: daß, als seine Mutter noch gelebt habe, einst ein Jude aus England gekommen sei und als Roßarzt in den kaiserlichen Stallungen angestellt zu werden nachgesucht habe. Da nun der Kaiser zur Antwort gab: „Er wisse, daß hier nur katholische Männer angestellt würden", hätte der Jude ganz frech gefragt: Ob die Pferde auch katholisch wären?

Im September benachrichtigte Bretschneider Nicolai, daß er einen Brief aus Regensburg von einem gewissen Baron Liebenstein, der sich dort aufhielte, bekommen hätte, worin ihm derselbe melde, daß Nicolai's Reise ganz freimaurerisch sei und daß Nicolai Projecte in Anschlag hätte, die auf Abänderungen und neue Systeme abzielten. In Ofen wäre man gesonnen, sich unabhängig zu machen und nur auf die Monarchie einzuschränken.

Im October kehrte Kaiser Josef nach Beendigung der großen Cavallerie-Manöver wieder von Ofen nach Wien zurück. Auch Bretschneider begab sich in demselben Monate nach Wien, kehrte jedoch bald wieder nach Ofen zurück. Während des Aufenthaltes des Kaisers in Ofen, so wie auch bei seinem Aufenthalte in Wien, hatte Bretschneider das Glück gehabt, einige Male mit Josef II. zu sprechen, worüber er seinem Freunde Nicolai aus Ofen berichtete. Die Unterredungen mit dem Kaiser waren in der That ein großer Trost für Bretschneider, denn die Exjesuiten chikanierten ihn so, daß er sich genöthigt sah, eine förmliche Deduction von ihren Anstalten, die Wissenschaften in Ungarn zu untergraben, insoweit es mit seinem Amte in Verbindung stand, zu verfassen, um sie dem Kaiser einzureichen.

Ueber seine weiteren Erlebnisse und die Begebenheiten in Ungarn schrieb er an Nicolai die folgenden Briefe: (Am 20. November 1781.) „Ich war oft bei Matolai und besuchte einige Male die Loge. Die Union nach Zinzendorf'schem System ist vor 14 Tagen vor sich gegangen, und man arbeitet an einer gänzlichen Unabhängigkeit. Graf Dietrichstein sprach mit mir und sagte, er sei noch nicht recht überzeugt, ob Sie nicht dem Systeme der Geisterbannerei anhängen, ob Sie es gleich bei ihm zu verläugnen gesucht hätten. Vielleicht ist er selbst davon eingenommen, sowie der Graf Z—z—f. (Zinzendorf) von der Goldmacherei." (22. November 1781). „Die Reformierten in Ungarn haben sich zeither des Heidelbergischen Katechismus bedient. Darin kommt unter andern vor: „Die Messe ist eine verdammte Abgötterei". Das ist nun freilich mitten unter der dominanten katholischen Religion sehr anstößig. Der Kaiser befahl also sehr glimpflich, sie möchten dieser Stelle eine andere Wendung geben und ihm berichten, wie sie sie künftig einrücken wollten. Darüber entsteht jetzt ein Aufruhr. Die Prediger glauben, in einem symbolischen Buche könne nichts geändert werden, auch viele Weltliche hängen mit Leib und Seele an Beibehaltung dieser Worte. Durch eine solche Hartnäckigkeit können vielleicht alle Protestanten die gute Gesinnung des Kaisers verscherzen. Durch vieles Zureden,

auch von meiner Seite, habe ich es dahin gebracht, daß ich an den Pastor Vernes in Genf habe schreiben dürfen, damit er seinen Katechismus hieher schickt. Hat er diese Stelle nicht, so wollen sie sich geben, hat er sie aber beibehalten, so ist der Teufel los." (13. December 1781). „Nun noch ein Wort von den Ungarn. Sie hatten den Wiener Grafen Palffy*) zum Provincial-Großmeister erwählt, und halten es zwar noch jetzt mit den Wiener Logen, werden sich aber, weil seit diesen Vorfällen ein völliges Mißtrauen gegen alles Deutsche eingetreten ist, sobald sie erst alles wissen, was sie wollen, trennen und in Ungarn ganz für sich arbeiten. Draskowics hat ein eigenes System ausgearbeitet, wovon ich Ihnen meine Gedanken unmöglich schriftlich sagen kann. Sie haben drei Proben eingeführt, wobei viel Lustiges zu schauen ist: Herzhaftigkeit, Ehrlichkeit und Verschwiegenheit. Bei der Ersten wird gebalgt oder wenigstens damit gedroht. Daß des Kaisers Tresorier auf Befehl recipiert worden ist, und daß man Ordre bekommen hat, alles prächtig einzurichten, wenn der Großfürst in die Loge käme, das habe ich Ihnen, glaube ich, schon geschrieben."

„Der Graf Palffy ist ein Herr, der das beste Herz von der Welt hat; er ist ungarischer Vicekanzler und hat in diesem Amte Gelegenheit gehabt, viel Gutes zu stiften, besonders bei dem Studienwesen in Ungarn. Er ist das nicht, was man im eigentlichen Sinne einen Hofmann nennt, denn er ist dazu ein viel zu ehrlicher Mann. Er schmeichelt nicht Größeren und sagt nicht Geringeren unbedeutende Komplimente oder Versprechungen, die er nicht zu halten gedenkt, sondern was er spricht kommt vom Herzen. Von seinem guten Geschmacke kann sein Haus zeugen; man wird nicht leicht in Wien bei der innern Einrichtung etwas Ungekünstelteres und doch Prächtigeres finden, als seine Tapeten und Möbel. Er besitzt eine schöne Bibliothek, die in seinem großen Visiten-Saale hinter vergoldetem Tafelwerk verborgen ist, so daß man da, wo man eine Wand zu sehen glaubt, in einem Augenblicke die prächtigen und großen Werke eines Gronovius, Graves, das Museum

*) **Karl Hieronimus, geb. 1735, gest. 1816, war seit 1776 ungar. Vicekanzler.**

Florentinum Herculanum, kurz die auserlesensten und kostbarsten Bücher sieht. Auch seine Kupferstichsammlung, meistens von Stücken alter Meister, ist sehenswerth. Von der Großmuth und Menschenliebe dieses Herrn kann folgende Anekdote zeugen: Ein Baron W., der lange Jahre an auswärtigen Höfen als Minister gestanden hatte, verlor durch Einziehung des Kammerbeutels und durch das neue Pensionssystem den größten Theil seines Gnadengehaltes, ohne daß er eigene Mittel zuzusetzen hatte. Er erzählte sein Malheur dem Grafen Palffy und kaum war er in seiner Wohnung, so kam ein Billet von diesem Herrn, worin er sich anheischig machte, ihn so lange er lebe zu unterstützen."

(17. Februar 1782.) „Ich weiß selbst nicht, aus was für Ursachen ich meinen Grundsätzen ungetreu werde und mich in Händel mische, die mich nichts angehen; allein ich fühle doch, mir selbst unbewußt, immer einen Hang auch in Kleinigkeiten, so viel ich kann, zu künftiger Mehr-Erleuchtung beizutragen und nehme in diesem Falle oft viel wärmeren Antheil an solchen Sachen, als ich mir einbilde. Der Kaiser gab schon im August v. J. den Heidelberg'schen Katechismus an einen Agenten, um ihn den Reformierten zuzustellen; die bedenklichen und in der That ärgerlichen, zu den Glaubensartikeln gar nicht gehörigen Stellen waren unterstrichen und der Kaiser verlangte weiter nichts als: man möchte sie mildern. Das sind nun in der That ärgerliche Stellen, als z. B. „Was ist die Messe?" Antwort: „Eine Verläugnung Christi und verdammte Abgötterei". Unter den hiesigen Reformierten befindet sich ein alter, wackerer Mann, namens Raday, der gab gleich sein Votum dahin ab: Man solle sich nicht lange mit der Milderung abgeben, sondern die ganzen Stellen als unnöthig weglassen. Auf diese Art hätten aber die Herren Superintendenten &c. gar nichts über diese Sache zu schwatzen und zu rathen gehabt, folglich brachten sie die Frage auf das Tapet: Ob auch ein Landesherr befugt sei, an den symbolischen Büchern eine Aenderung zu verlangen? — sie, die unter Maria Theresia für eigene Kirchen und für die Wiedereinsetzung in die Jura Stolae gern den halben

Katechismus in den Kauf gegeben hätten. Nun wußte ich von allen diesen Dingen nichts; ich kannte aber den Befehl des Kaisers und wunderte mich, daß ich im October 1781 zu Wien hören mußte, daß noch keine Antwort in Wien war. Nach meiner Zurückkunft sprach ich mit dem General Beleßnay, Einem der Vornehmsten unter den Reformierten und bat ihn, den Kaiser durch so lange Verzögerungen nicht verdrießlich zu machen und wendete alle Gründe an, um ihn zu bewegen, dem oben genannten Raday beizustimmen und die Stellen ganz wegzulassen. Welcher Landesherr wird leiden, daß man die Religion, zu der er sich öffentlich bekennt, in den Schulen seiner Länder Abgötterei nennt? Weil aber der Schädel dieses Generals, wenn nicht etwas hartsinnig, doch harthörig war, so nahm ich den Beweis zu Hülfe, daß man in Genf, auch ohne freundschaftliche Erinnerung eines Kaisers, von selbst diese und mehrere Stellen hinweggelassen hätte. Dies wußte ich zwar nicht ganz gewiß; allein, weil mir die Genfer Streitigkeiten mit dem Pastor Vernes, der einen Katechismus geschrieben hat, bekannt waren, so vermuthete ich aus der Veranlassung dieses Streits, daß Vernes diese Stellen würde weggelassen haben und schrieb, da der General auf die Vorlegung dieses Beweises drang, im Namen des Generals und mit seiner Genehmigung, mit seiner Namensunterschrift den hier abschriftlich beiliegenden Brief an den Pastor Vernes. Der General versteht kein Wort französisch und den Brief schickte ich nach Genf, ohne daß ich ihm denselben zeigte. — Nun wird der Katechismus erwartet. Was aber von den Jüngern des Servetischen Urtheilsspruches beschlossen werden wird, ein solches werde ich zu seiner Zeit zu berichten nicht ermangeln; ich aber werde, nach dem Schicksale der Gerechten, stinkend werden auf beiden Seiten."

(13. März 1782.) „Hier kommen unzählige neue Scharteken bei Gelegenheit der Ankunft des Papstes heraus. Ich muß Ihnen nur eine Stelle aus einem Briefe des Barons Gebler, unsers Freundes, kopieren. Sie lautet wie folgt: Es ist hier (Wien) eine merkwürdige Broschüre herausgekommen: „Was ist der Papst?" Eine andere größere Schrift: „Sieben Kapitel von Kloster-

leuten", macht ebenfalls viel Aufsehen. Der Verfasser zeigt, daß Kirche und Staat sogar verbunden sind, das ganze Mönchswesen, je eher, je lieber, als unnütz und schädlich abzuschaffen. Das sind keine gemeinen, sondern wichtige Aufsätze. Das schreibt, das duldet man jetzt in Wien! Und alle Tage vermehrt sich, besonders unter dem Volke, die Zahl der so Denkenden. Ich wünschte, daß Freund Nicolai, wenn er noch ein Reisejournal schreibt, diese große Veränderung, die nur erst sich zu entwickeln anfing, als er hier war, recht geltend machte. Aber ein Preis unserm vortrefflichen, großen, besten Josef. Oesterreich überhaupt Gerechtigkeit, das wäre fast noch ein größeres Wunder.

Sehen Sie, Freund! wie schwer es ist, unparteiisch beurtheilt zu werden, eben so schwer, als es fast allen Menschen wird, unparteiisch zu urtheilen. Wahrlich! Wenn ich noch je etwas vor vielen andern Vorzügliches in mir spüre, so ist es allein die Unparteilichkeit, mit der ich von mir selbst und Andern denken kann. Gewiß, ich glaube nicht, daß ein Anderer nicht auch unparteiisch sein könnte und das daher, weil ich so sein kann. — Nihil admirari! war schon längst mein Wahlspruch und wenn ich ihn ja bisweilen, zumal bei schönen Geschöpfen, gebrochen habe, so hat es mich immer bald darauf gereut. Gutes verkenne ich nicht leicht, aber bei mir gilt ein übergoldeter Groschen nur um soviel mehr, als das Gold beträgt, womit er überzogen ist; für einen Dukaten nehme ich ihn nicht. Ad vocem Dukaten muß ich Sie doch mit einem Sinngedichte beschenken. Es ist nun einmal nicht anders. Wenn Sie meine Briefe lesen wollen, müssen Sie auch meine Sinngedichte lesen, denn es steht geschrieben: „Auch die Thorheiten deines Freundes muß du tragen." Bertier, ein französischer Geistlicher, will entdeckt haben, daß die Körper, je höher sie steigen, immer schwerer werden. Herr Achard widerlegt ihn. Dies las ich vor ein paar Tagen und machte Folgendes aus dem Stegreife:

„Daß alle Körper schwerer werden
Je höher man sie von der Erden
Erhebt — das Ding verlohnt der Müh'.

Wahrhaftig! ich probir' es morgen,
Parterre will ich Dukaten borgen
Und auf dem Thurm bezahl' ich sie." —

„Haben Sie in den Zeitungen den Briefwechsel des Papstes mit dem Kaiser gelesen? Mir hat er gefallen. Man sollte wieder einen Band litterae procerum herausgeben. Aus dem vorigen Jahrhundert könnte ich einen schönen Beitrag von dem Cartel König Karls XI. von Schweden und der Antwort Christians IV. von Dänemark liefern. Wenn Sie diese Beweise königlicher Sitten nicht selbst haben, so sende ich Ihnen Abschriften. — Christian antwortete unter Anderem: „Belangend den Kampf, welchen Ihr mir anbietet, bedünkt uns solches gar spöttlich, angesehen Ihr schon genug von uns geschlagen seyd. Eine warme Stube sollte sich besser für Euch schicken. — Ihr solltet Euch schämen, Ihr alter Mann, einem ehrlichen Herrn also zu begegnen, habt's ohne Zweifel von den alten H***n gelernt u. s. w." —

(8. April 1782). „Es ist mir sehr angenehm, daß Sie meine Uebersetzung des Psalmanazar*) drucken wollen. Die ganze Bedingung, die ich meinerseits dabei zu stellen habe, ist die Ehre Ihres Verlags. Ich muß Ihnen aber die mir aufgestoßenen Bedenklichkeiten und meine dadurch veranlaßten Gedanken vorlegen. Sie werden mir alsdann Ihre Meinung sagen und auch die Ankündigung des Buches darnach einrichten.

Psalmanazar war seine meiste Lebenszeit hindurch ein pfiffiger Betrüger, und wie Sie selbst wohl vermeint haben, und ich pace sua, wenngleich nicht gern, sagen möchte, daß er es auch nach seinem Tode ist. Die Facta, die er erzählt, haben zwar alle das Gepräge der Wahrheit, und der ganze Verlauf seiner Betrugsgeschichten kann sich fast nicht anders zugetragen haben, als wie er sie erzählt. Er war katholisch geboren, hat sich nachdem für einen Japaner ausgegeben und taufen lassen, und stellt sich in seinem Buche, als ob ihn endlich tiefere Einsichten, es mit der eng=

*) Psalmanazar (geb. 1698, gest. 1763) schrieb ein Werk unter dem Titel: »History of the Island of Formosa«. Seine Biographie erschien in London 1764.

lischen Kirche zu halten, verleitet hätten; mir aber scheint der gute Mann so wenig ein Christ, als ob er wirklich ein Japaner wäre. Man kann es leicht durchschimmern sehen, wenn man scharf sieht; allein demungeachtet hat er das ganze Buch mit reumüthigen, theologisch-ascetischen und zum Theile fanatischen Phrasen durchspickt, daß nicht nur der Faden der Geschichte immer dadurch unterbrochen wird, sondern auch der Leser durch die beständige Anführung der Barmherzigkeit Jesu und durch die sich selbst anklagenden Exclamationen bis zum Ekel ermüdet wird. Indessen ist doch sein Beispiel eines der wichtigsten und für die Menschengeschichte dieses Jahrhunderts eine der auffallendsten Begebenheiten. Ein Mensch, vielmehr ein Bube von 18 Jahren, war dreist und geschickt genug, ganz England am Narrenseile herumzuführen und setzte seine Sache durch. Er trieb es viele Jahre und würde wenigstens die halbe gelehrte Welt auf seiner Seite hinterlassen haben, wenn er ohne Bekenntniß gestorben wäre. Da nun sein Leben ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Menschheit ist, so verdient es gewiß bekannt zu werden. Indessen kann ich mich unmöglich überwinden, alle seine frommen Seufzer und eingebuchstabte (sic!) Gewissensbisse, die nicht zur Sache gehören und Niemand interessieren, zu übersetzen. In einem Auszug kann aber wenig mehr kommen, als was schon im Bremischen Magazine steht. Weil ich nun mehr solche Menschen weiß, zum Theil selbst kenne — Menschen, die in diesem Jahrhundert Aufsehen gemacht, zum Theil unzählige andere Menschen an sich gezogen, sich entweder selbst zugleich mit oder jene allein betrogen — und mit einem Worte Wunderbares, das wenigstens nicht Jeder gleich erklären kann, gezeigt haben, so hätte ich Lust, über den Eindruck und die Gewalt, die ein kluger und beharrlicher oder enthusiastischer Kopf über viele Menschen erlangen kann und über den Zufall und tausend Begebenheiten, die oft zur Täuschung des Pöbels so viel beitragen können, ein wenig zu raisonieren, die Beispiele blos aus diesem Jahrhundert zu nehmen und das Wahre auf der rechten Seite, das Falsche aber ganz entwickelt oder wahrscheinlich ausgelegt darzustellen. Da würde denn das Leben Psalmana-

zar's einen Hauptplatz einnehmen, und zwar den ersten, um durch seine Geschichte, die Niemand bezweifeln kann, zu zeigen, wie leicht auch aufgeklärte, gelehrte Leute, ja eine ganze Nation zu hintergehen ist. Meine andern Helden würden sein: Swedenborg, den ich gekannt habe; Zinzendorf, den ich gekannt habe; Saint Germain, den ich nur aus Lamberg's Mémorial d'un Mondain kenne, der mir aber sehr gelegen kommt, weil in diesem Jahrhundert (1716) ein gleicher Abenteurer, der sich Prinz Hultazob nannte und alles das Nämliche wie St. Germain von sich vorgab, auch eine Verjüngerungs-Tinktur besaß, floriert hat. Außer diesen würden auch ihren Platz hier finden können: Schröpfer, Lavater, von Salis, Gaßner und einige Unberühmte, die ich besonders kenne. Ich würde, so weit wenigstens meine Bekanntschaft mit der menschlichen Natur reicht, bei Manchem erklären, wie er ohne Betrügerei ein Betrüger oder Schwärmer sein konnte, z. B. ein Swedenborg.

Bis jetzt habe ich (unter uns gesagt) an einem protestantischen Studienplane für Ungarn gearbeitet. Pronay, der nun Baron geworden ist, ist Deputierter der Augsburg'schen Confessions-Verwandten zum Schulwesen und jetzt in Preßburg. Man will nun gern die Protestanten hier unter das katholische Studiensystem zwingen und das wäre schlimmer als Nontoleranz. Also hat man auf ein Auskunftsmittel gesonnen und nach diesem darüber gemachten Aufsatz kann das protestantische Studienwesen von jenem ganz unabhängig sein."

(10. Juni 1782.) „Anstatt allem dem, was ich Ihnen von den Sensationen, die der Papst in Wien gemacht hat, schreiben soll, will ich Ihnen hier ein Gespräch des Kaisers mit dem Erzbischof von Kalocsa, so wie mir es der Letztere selbst erzählt hat und so gut ich es aus dem Aermel werfen kann, mittheilen; denn wahrlich! ich bekümmere mich so wenig um alle Publica, daß ich selten eimal die Wiener Zeitung lese und da der Monarch vom Anfange bei aller guten Anlage und, wie ich glaube, auch gutem Willen, nicht nach meinem Kopfe verfahren ist, so überlasse ich ihm jetzt das Einschränken ohne alle Theilnahme und

erlaube dem Papste salvo jure tertii, der ich selbst bin, zu thun, was er kann. Hier hebt sich an das Gespräch des Kaisers mit dem Erzbischof Baron Patichich:

Praemissis consuetis. K. „Nun! Jetzt wird hier auch allerlei geschrieben und die Leute fangen an, freier und aufgeklärter zu denken.“ — P. (Mit aufgehobenen Händen.) „Ach! Du lieber Gott! Ja, leider wird nur mehr als zu viel geschrieben und ich bitte Eure Majestät um Gotteswillen, diesem Frevel Einhalt zu thun, durch den selbst Eure Majestät geheiligte Person gemißhandelt wird“. — K. „Ei, warum? Lesen Sie die Broschüren, die herauskommen?“ — P. „Ich lese sie alle und muß sie, kraft meines Amtes, lesen, damit ich sehe, ob denn diese Leute auch etwas Neues sagen und ob die Gefahr, in die solche Schriftsteller, als: Kuralt, Plarer, Eybel u. dgl., die Kirche setzen, von wirklichen großen Folgen sein kann.“ — K. „Ja, der Kuralt — von dem Menschen glaube ich, daß er alles vertheidigt und widerlegt, was man will. Er ist ein ausgesprungener Mönch. Plarer ist ein Narr! Ein Fanatikus. Aber man muß schon die Leute reden lassen. Verschonen sie mich doch auch nicht; sie haben ja gar auch ein Buch herausgegeben, wo sie mich mit Luther zusammensetzen. Haben Sie das auch gelesen?“ — P. „Ach! Jawohl habe ich's gelesen und bin erstaunt, wie sich der Verfasser so entsetzlich an Eure Majestät vergehen kann. Der Titel ist schon majestätbeleidigend. „Kaiser Josef und Luther!“ Darin erzählt er alles, was Luther in seinem sogenannten Reformationswerke gethan hat, nennt ihn durch das ganze Buch NB. „den seligen Luther“ und endlich schließt er damit: „So weit sei der selige Luther gekommen; nun wäre es Kaiser Josef aufgehoben, das vollends auszuführen, was Jener angefangen oder nur zum Theile vollbracht habe.“ — K. „Ich habe aber das Buch in die Censur geschickt und man hat mir gesagt, daß nichts Unanständiges darin sei.“ — P. „Das ist's eben, Eure Majestät! Die Censur — K. „Ja! Aber ich habe es der theologischen Facultät und besonders dem Rautenstrauch, der doch ein gescheidter Mann in theologischen Sachen sein soll, geschickt. — P. (Mit Achselzucken). „Ja! Aber das ist das Unglück!

Ich will den Prälaten Rautenstrauch nicht verachten, aber — K. „Ja! Wenn diese Leute es nicht verstehen, da kann ich nun weiter nicht helfen.‟ — So wurde nun der Discurs auf etwas Anderes gelenkt und dem Erzbischof, einem der vornehmsten Jesuitenpatrone, die weitere Gelegenheit mit vieler Höflichkeit benommen, von dieser Materie wieder anzufangen.‟

„Von Messerschmidt und dem Grafen Thun (wovon ich nur Einen kenne) kann ich Ihnen jetzt noch nichts Neueres oder Zuverlässiges melden. Ich war bei Messerschmidt noch einige Male und hörte seine Abenteuer an; weil ich aber als ein Mensch, der seinen größten Ruhm darein setzt, alle Dinge platterdings ohne Vorurtheil oder Parteilichkeit zu betrachten, auch nicht einen Funken von Reellität in allem dem Geschwätze finde, was Messerschmidt 2c. von Geistern, Wundergaben oder dergleichen schwatzen; so war es mir ganz unmöglich, mich ernsthaft mit dem Manne zu unterhalten. Ich will es aber nun thun, wenn ich im August nach Preßburg komme. Eine Art von Heuchelei ist immer damit verknüpft; denn, sage ich was ich denke, und widerspreche den Herren, so erfahre ich nichts von ihren Grillen, also muß ich schon Narrheit heucheln. Allein, das ist schon eine gewöhnliche Sache, Verstand zu verbergen und Thorheit zu zeigen; was noch mehr, es hilft durch die Welt.‟

„Josef Podmanniczky, der kleine Esope à la cour, den Sie kennen, war etliche Male bei mir und sagte mir zuerst, daß ihm Lavater so viel von Messerschmidt vorgeredet habe. Ich erstaunte darüber, weil ich damals Ihren Brief noch nicht hatte. Er kam auch mit seinem eigenen Kram, sagte mir, daß er Rosenkreuzer sei und gewisse Leute kenne, die einen genauen Umgang mit Geistern hätten. Ich drehte das Ding ins Lächerliche; denn, da man hier flüssigen Spiritus im gemeinen Leben Geister nennt, so nannte ich ihm den hiesigen Apotheker als einen Mann, der auch mit Geistern viel umgeht und konnte ihn kaum zurückhalten, so geschwind wollte er den Mann kennen lernen. Es war bei mir auch eine Zeit, wo ich solchen Sachen nachzog und ihre

Existenz selbst glaubte, aber — ob ich gleich nicht schlechterdings verneine, so finde ich doch jetzt nichts der Satyre und des Spottes würdiger, als solche Possen.“

Vierundvierzigstes Kapitel.

Reise nach Nürnberg. — Intriguen der Exjesuiten in Ofen. — Rückkehr nach Ofen. — Reise nach Wien im October 1782. — Eine Geisterbeschwörung in Wien. — Bretschneider's Erklärung derselben.

Im Monate August machte Bretschneider eine Reise nach Nürnberg, welche wahrscheinlicherweise den Zweck hatte, seltene Bücher und Handschriften aufzufinden, wie er auch später halb Galizien durchreiste, um in den Klöstern nach solchen zu forschen. Die Exjesuiten hatten seine Abwesenheit von Ofen benützt, um einen andern Bibliothekar, den alten, schon jubilierten Exjesuiten Pray, anzustellen und Bretschneider vorzusetzen. Dieser Umstand beförderte seine Rückreise nach Ofen.

Im October (1782) reiste er nach Wien, wo er die Erfahrung machte, daß die Herren von der ungarischen Kanzlei ihren Haß gegen ihn, den sie als Beförderer der Toleranz ansahen, nicht ganz verbergen konnten. In diese Zeit seines Aufenthaltes zu Wien fällt auch der Besuch Bretschneider's bei einem Rabbiner, der sich damals in Wien aufhielt und Geistererscheinungen bewirkte. Er erzählt darüber wie folgt:*)

*) Natürliche Magie oder Erkläung verschiedener Wahrsager und natürlicher Zauberkünste von Christlieb Benedict Funk, Professor der Naturlehre in Leipzig. Mit 13 Kupfertafeln. Berlin und Stettin 1783, bei Friedrich Nicolai. — Hindeutungen auf diese Wiener Geistererscheinung Bretschneider's enthalten: Nicolai's Reisen 2c. 6. Band, Seite 432—433. Auflage 1785. Berlin und Stettin. — Bretschneider's Reise nach Paris und London, Seite 295—296 und Seite 94. — Vermischte Nachrichten und Bemerkungen 2c. über Bretschneider von Professor Meusel. Seite 18—19, wo Graf Dietrichstein, welchen Bretschneider in seiner Erzählung nur mit dem Buchstaben X. bezeichnet, ausdrücklich genannt ist. — Berliner Monatschrift 1784, 5. Band, Seite 116—132.

„X. (Graf Dietrichstein**), ein vornehmer Mann, der mich einiger Vertraulichkeit würdigte, glaubte an Geisterbannerei, ich nicht. Er suchte mich zu bekehren; seine Gründe waren Gemeinsprüche: z. B. „Es gibt viel Unbegreifliches in und außer unserem Weltkörper, das man darum eben nicht als falsch verwerfen kann, weil es sich nicht erklären läßt, weil man es nicht selbst gesehen hat, oder weil uns die Erzählung unglaublich vorkommt." Er erzählte mir Beispiele von Swedenborg, Schröpfer, W. in St. (?) und mehrere. Ich leugnete oder lachte, er bedauerte mich, und am Ende bewogen ihn, wie er sich auszudrücken beliebte, meine andern Einsichten und geprüfte Aufrichtigkeit, daß er mit Petron ausrief: „Adolescens quoniam sermonem habes non publici saporis et quod rarissimum est, amas bonum mentem, non fraudebo te arte secreta." „Ich will Sie," sagte er, „zu einem Rabbiner aus England führen, der mit himmlischen Geistern umgeht, zu einem echten Theurgen, der nichts mit dem Teufel zu schaffen hat und der auch mich schon einigemale in die Gesellschaft dieser Himmelsbürger gebracht hat." X. (Dietrichstein) führte mich zu dem Rabbiner, an dem selbst Lavater das Patriarchengesicht nicht verkennen würde. Ohne Vorurtheil hätte ich aus seiner ehrlichen Miene, aus seiner trockenen Gleichgültigkeit und seinem stillen, in sich gekehrtem Wesen auf einen Schwärmer oder Mystiker geschlossen.

So viel ich merkte, gefiel ich dem Herrn Theurgen nicht sonderlich, doch mochte er Verbindlichkeiten gegen meinen Begleiter haben, denn er ließ sich bewegen, mir sein Beschwörungsbuch zu zeigen. Es war ein großer Foliant, zierlich und mühsam auf Pergament geschrieben, mit gemalten Figuren der Geister, die sich durch die darunter stehenden Prozesse beschwören lassen. Ich durfte nicht darin lesen, weil es die Geister beunruhigt; so viel aber konnte ich bemerken, daß außer vielen bunten Charakteren das Meiste mit lateinischen Buchstaben geschrieben war, daß ganze Blätter in zwei Columnen nichts als Namen enthielten, daß die

*) Johann Baptist Graf Dietrichstein wurde 1784 gefürstet.

gemalten Geister theils Männer mit Bärten, theils Kinder vorstellten, daß sie in weißen Talaren oder Hemden paradierten und fast alle an Gesicht, Händen und Füßen röthlich bemalt waren; von außen war an dem Buche nichts merkwürdiges, als an jeder Ecke des Einbands ein metallener Ring.

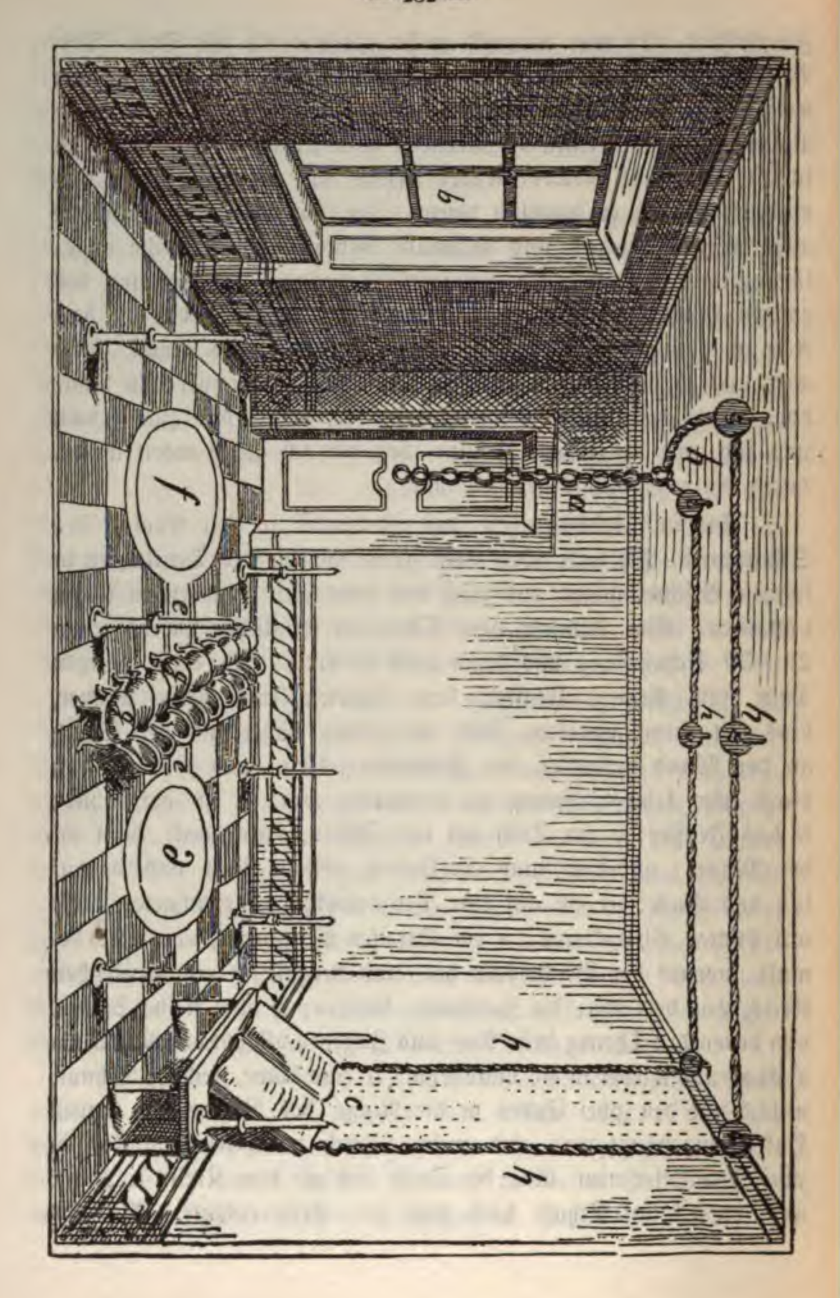
Der Theurg mußte sich bequemen, einen Tag zum Beschwören festzusetzen und mir wurde freigestellt zu wählen, welchen Geist ich sehen wollte. Als ich mit der Wahl zauderte, gab mir der Rabbiner das Buch, um es aufzuschlagen, und der Geist, der auf dem Blatte stehen würde, sollte erscheinen; alles schien so ganz unabsichtlich und hatte doch seinen guten Grund. Sieben Tage waren nöthig zur Vorbereitung mit kasteien und fasten und frommen Uebungen, anderer Enthaltsamkeiten nicht zu gedenken; am siebenten ganzen Tag durften wir nichts essen. Dietrichstein war in dieser Zeit mein scharfer Beobachter, so lange er mich ins Auge fassen konnte und ich hatte alle Mühe, bei den Possen ernsthaft zu bleiben, denn wir besuchten den Rabbiner täglich und da wäre es freilich für meine Entdeckung heilsamer gewesen, wenn ich mich verstellt, mehr Einfalt, Glauben und Beifall geheuchelt hätte.

Den ganzen Tag vor der Beschwörung mußte ich bei Dietrichstein zubringen, also fasten und noch dazu auf Ehre und Glauben versprechen, mich bei der Handlung stille zu verhalten, nichts anzugreifen, mich nicht von der Stelle zu bewegen, nicht zu reden, mit einem Worte nichts zu thun, als was der Theurg wollte. Alles Einwenden half nichts, ich stellte meinem Freunde vor, daß durch eine nahe scharfe Untersuchung entweder sein Glauben gerechtfertigt oder der Betrug entdeckt würde, in beiden Fällen müßte er gewinnen. Ich hätte aber dadurch beinahe das ganze Spiel verdorben; er blieb unbeweglich und ich konnte diesen Eigensinn nur mit der Furcht vor gedachten Uebeln erklären.

Abends um zehn Uhr gingen wir in ein entlegenes Haus, in dem ich noch nie gewesen war. Graf Dietrichstein sagte, es sei an der Lage des Zimmers sehr viel gelegen und man habe deswegen eine besondere Kammer in diesem Hause miethen müssen. Alle Vorbereitungen geschahen in möglichster Stille und

Feierlichkeit. Es war niemand mehr zugegen als wir Drei. Der Beschwörer in einem schwarzen Rock von Damast, mit einem groben weißen Tuche über den Schultern, empfing uns an der Thür in Positur, wie man einen Besuchenden zum Kranken läßt, der eben schläft, leise mit vielbedeutender Miene und einem düstern Gemurmel, als ob er innerlich betete. Im Vorzimmer mußten wir alles Metall ablegen und nochmals Gehorsam und Stille angeloben, weil sonst auf die geringste Bewegung der Umsturz des ganzen Hauses erfolgen könnte. Doch war mir erlaubt, vor dem Acte im Zimmer herumzugehen; ich betrachtete alles genau, fand aber auch nicht den geringsten Anlaß, Betrug, eine verdeckte Thür oder etwas dergleichen zu vermuthen; ich besah das Zauberbuch und sah, wie die seidene Schnur, von der ich gleich reden werde, durch die zwei Ringe gezogen war.

Die Lokalbeschaffenheit des Zimmers ist der Knoten des Schauspiels. Ich habe eben nicht große Gaben der Deutlichkeit in solchen Beschreibungen und muß den Leser auf beistehenden Abriß verweisen: Eine Kammer ohne Ofen, ein längliches Viereck, etwa 28—30 Schuh lang und kaum halb so breit, mit einer einzigen Thür und kleinem Fenster, keine Tapeten, eine weiße Mauer, blos mit einem gemalten Fris, der etwas höher als drei Schuh an der Wand herumlief, der Fußboden gedielt, und zwar so, daß durch ihn keine Oeffnung zu vermuthen war. a ist die Thür; b das Fenster; c ein Tisch mit vier Füßen, unzugedeckt, dicht an der Mauer; auf ihm stand ein kleines, offenes Pult und darauf lag das Buch; d ein auf eine Pergamenthaut gezeichneter Kreis mit bunten Charakteren; e ein Streifen Pergament, ebenfalls bemalt, worauf der Beschwörer hin- und herging; f ein dergleichen Kreis, auf dem wir, die Zuschauer, standen; g eine Reihe Stühle, von denen der Theurg beim Auf- und Zugehen allezeit den Mittelsten aushob und wieder in die Lücke setzte; h eine blaue, seidene Schnur, welche mit den zwei Enden in die Ringe des Buches mit kleinen Haken eingehängt war und welche durch verschiedene Rollen in zwei Parallel-Linien über die Decke bis zu dem Kreise h reichte und etwa fünf Schuh hoch von der Erde endigte. Auf dem


f
e
c
h
a
b

Fußboden standen sieben Leuchter mit brennenden Wachskerzen. Der Theurg ließ uns in den Kreis f treten, den wir bis ans Ende nicht verließen. Er selbst kniete vor dem Buche nieder und fing die Beschwörung mit jüdischem Halbgesang an; oft stand er auf, schlug die Blätter des Buches um, ergriff bisweilen die zwei Schnuren, kehrte oft das Gesicht mit Extase nach uns und machte allerlei Grimassen, bei denen ich mich nicht aufhalten mag. Nachdem dieses Thun etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, ging er in den Kreis d und hielt sich da wieder eben so lange mit allerlei Gesängen und Gebeten auf; darauf drehte er sich gegen uns, öffnete durch einen Stuhl die Schranken und kam in unsern Kreis. Er ließ uns niederknieen, mit dem Gesichte gegen das Fenster, ergriff die Zauberkette mit einem starken Zuge, gab sie uns in die Hände, befahl, sie fest zu halten und hielt sie auch selbst mit. Nachdem er nun wieder eine zeitlang gebetet hatte, so legte er die Hände auf unsere Köpfe, kniete endlich selbst nieder, mit dem Gesichte gegen unsere Gesichter, legte unter fortdauerndem Gebete seine beiden Hände, die Linke fest an mein rechtes Ohr und die Rechte an meines Begleiters linkes Ohr und drückte unsere Köpfe fest zusammen, doch so, daß ich den Gebrauch des rechten Auges frei behielt und Thür und Fenster beobachten konnte. Nach einer kurzen Pause nahm er die Kette aus unseren Händen und befahl uns aufzustehen. Nun vernahmen wir deutlich ein sanftes Geräusche hinter uns, verspürten einen angenehmen Geruch und hörten einige helle Glockenschläge, wie von einer Repetieruhr. Ich gestehe, daß ich mich in diesem Augenblicke etwas entsetzte, Thür und Fenster hatte ich immer genau beobachtet, keine andere Oeffnung schien mir möglich und die langwierigen Possen hatten in mir schon den entschiedenen Gedanken erweckt, daß aus der ganzen Sache nichts werden, daß sich der Zauberer damit helfen würde, der Geist sei anderwärts beschäftigt oder etwas dergleichen. Nun spürte ich auf einmal ein viertes lebendiges Wesen in der Kammer und stutzte. Der Theurg merkte das gar wohl und um mich nicht zur Erholung kommen zu lassen, redete er aus unserem Kreise den Geist an, noch ehe wir ihn sehen konnten und der ant-

wortete. Diese Antwort heilte mich von meinem Schrecken, denn ich konnte ganz deutlich unterscheiden, daß der Geist nicht hebräisch, sondern jüdisch, das ist in corrupten hebräischen Wörtern mit untermischten deutschen Bindewörtern antwortete; die himmlischen Geister werden doch wohl rein hebräisch reden. Ich erholte mich geschwind von meinem Schrecken und hätte den Geist beim Kragen erwischt, wenn mich nicht mein Versprechen und die Neugierde auf das Weitere abgehalten hätte.

Wir durften uns nun umkehren. Der Beschwörer ging in den Kreis d und der Geist stand vor ihm, zwischen dem Kreise d und dem Tische c. Die Figur war ganz so, wie ich sie in dem Buche gesehen hatte, ein Knabe von etwa 13 Jahren, mit einem weißen, langen, wie ich glaube, parfümierten Hemde, an Gesicht, Händen und Füßen röthlich, vermuthlich trocken mit Bolus gefärbt. Das Gespräch des Geistes und Theurgen war, so viel ich merken konnte, ein jüdisches Gebet, von dem Einer um den Andern ein Gebet hersagte oder sang; mitunter mochte wohl der Beschwörer dem Andern Anweisungen zusingen, wie er sich geberden sollte, denn das Gespräch wurde lebhaft und der Geist fing an, mit den Füßen zu trippeln, als ob er den Kreis überschreiten wollte. Der Theurg kam ganz bestürzt in unsern Kreis und bat, uns einen Augenblick zu entfernen, wir sollten gleich wieder eingelassen werden und uns erlaubt sein, dem Geiste Fragen vorzulegen. Mein Herr College, ob er gleich schon mehreren Erscheinungen beigewohnt hatte, schwitzte große Tropfen und zog mich zur Thür hinaus, die der Zauberer hinter uns zumachte. Ich besann mich jedoch bald, riß mich von Dietrichstein los und ging zurück in das Zimmer, fand aber Alles in der besten Ordnung, nur der Geist war weg und der Theurg löschte die Lichter aus. Er sagte, der Geist sei im Zorne über mich verschwunden und wolle vor mir nie wieder erscheinen, die Ursache sei, weil ich sowohl die sieben Tage nicht mäßig gelebt, als auch während der Erscheinung böse Absichten auf ihn gehabt hätte.

Mein Gönner Graf Dietrichstein, der gewiß nicht mit dem Theurgen im Einverständniß war, wurde mir deswegen

Feind und selbst noch diese Stunde kann ihn meine Erklärung von der ganzen Sache nicht überzeugen. Noch begegnet er mir kaltsinnig und will meinem Rathe nicht folgen, die Sache so zu untersuchen, wie es die Pflicht eines vernünftigen Mannes gegen sich selbst erfordert. Ich erkundigte mich unter der Hand nach dem Beschwörer bei seinen Glaubensgenossen. Sie kannten ihn nicht als Rabbiner, nur als stillen Privatmann, der seine Religionspflichten genau erfülle, der aus England gekommen sei und ohne Gewerbe von eigenen Mitteln lebe. Ich sah selbst einen Knaben am dritten Orte, der mir der nämliche schien, der den Geist vorgestellt hatte; ich konnte aber nicht allein mit ihm sprechen und meine ferneren Nachforschungen wurden durch meine Abreise von Wien unterbrochen.

* * *

Hier ist meine Erklärung dieser Geschichte: Das Beschwörungsbuch muß so gemacht sein, wie das in der Simplicianischen Gaukeltasche *), das man nur da aufschlagen kann, wo der Besitzer will. Es ist nicht zu vermuthen, daß der Beschwörer alle Geister im Vorrath hat, die in dem Buche gemalt sind, doch läßt er es ganz gleichgiltig wo aufschlagen. Seine Gleichgiltigkeit ist Gewißheit, daß kein anderer Geist, als den er will, aufgeschlagen werden kann, fast ebenso, wie man bei manchen Kartenkünsten nur die Blätter ziehen kann, die der Künstler will. Man merke sich den Tisch c, auf dem das Buch liegt, hinter dem Tische ist in der Wand ein Schieber oder eine Fallthür von Holz, auch nur vielleicht von Pappe, eben so bemalt und eben so hoch als der Lambris — hinter dem Schieber ist ein Loch in der Mauer, wo ein Mensch durchkriechen kann, die zwei hintern Füße des Tisches passen gerade auf die zwei Fugen, in denen der Schieber läuft; oben an dem Schieber sind zwei kleine Ringe hinter dem Pulte, also nicht zu sehen. Während der Beschwörung nimmt der Zauberer die zwei Haken unvermerkt aus den Ringen an dem Buche und hängt sie in die Ringe, die am Schieber sind, also hängt nunmehr der

*) Siehe den „Abentheuerlichen Simplicissimus" der Nürnberger Ausgabe in 8°, worinnen eine weitläufige Beschreibung dieses Buches steht.

Schieber nicht mehr an dem Buche, sondern an der seidenen Schnur. Wenn der Beschwörer mit den Zuschauern zugleich in dem Kreise f steht und diese das Gesicht gegen das Fenster b kehren müssen, so faßt er zuerst die Zauberkette heftig an und zieht also zugleich den Schieber auf, der ganz locker in den Fugen laufen muß, damit man nichts höre; darauf läßt er die Zuschauer niederknieen und die Kette, die er auch selbst mithält, festhalten; sie müssen aber auch das Ihrige dazu beitragen, daß der Geist durch das Loch herein kann. Wenn nun der Beschwörer sieht, daß die Gäste die Kette recht gefaßt haben und fest halten, daß das Loch offen und alles in Ordnung (und das kann er gut sehen, weil er steht und über die zwei Knieenden hinwegschaut) dann läßt er die Kette in ihren Händen, kniet ebenfalls nieder und faßt die Ohren der Zuschauer. Dieses Andrücken der Ohren soll nebst dem lauten Gebet, nicht nur verhindern, daß man das Geräusch nicht hört, das der Geist beim hereinkriechen etwa machen könnte, sondern es bewegt auch den Mißtrauischen, seine Aufmerksamkeit mehr auf die Thüre zu richten, weil es scheint, als ob der Beschwörer durch das Anlegen der Hände dorthin zu sehen verhindern will. Daß der Beschwörer entfernt ist von der Stelle, wo der Geist erscheint, macht die Sache nicht nur wunderbarer, sondern geschieht auch darum, daß er das Umschauen verhindern kann, wiewohl auch die Reihe Stühle die Knieenden schon dahin zu sehen verhindert.

Man sieht leicht, daß dieser Theurg keiner von den feinsten war, daß er weder Kenntniß genug von den Mysterien und ihrem Rituel hatte, die sonst von Betrügern angewendet werden und die über Leichtgläubige so viele Wirkung haben, noch genug Ueberlegung und Behutsamkeit in Hinwegräumung alles dessen, was Verdacht erweckt. — Mein Verdienst bei dieser Entdeckung ist also nicht sehr groß, ich schätze es aber doch für etwas, wenn von einigen Männern, die in unsern Zeiten solche Dinge ernsthaft nehmen, Einer oder der Andere zu dergleichen Auftritten mehr Mißtrauen mitnimmt und seine Sinne auch bei noch unbegreiflicheren Sachen nicht zu voreilig entscheiden läßt.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Rückkehr von Wien nach Ofen im November 1782. — Brief an Nicolai. — Fortgesetzte Verfolgung durch die Ex-Jesuiten. — Abermalige Reise nach Wien im Dezember 1782. — Verlust des Geldes und des Koffers durch Diebe. — Lange Audienz bei Kaiser Josef. — Van Swieten's Vorurtheile gegen Bretschneider. — Rückkehr nach Ofen 1783.

Bretschneider kam von Wien im Monate November 1782 wieder nach Ofen zurück. Am 24. November d. J. schrieb er an Nicolai, welcher sein Werk: „Versuch über die Beschuldigungen der Templer“ (Berlin 1782) herausgegeben hatte: „Die Tempelherrensache, die doch das Hauptwerk ist, wird keiner Aufmerksamkeit werthgeschätzt, weil der Troß von Menschen nur das beobachtet, was mit ihrem gegenwärtigen Wesen oder Namen Aehnlichkeit oder Verbindung hat. Ich sehe dieses Werk als eine historisch-kritische Untersuchung an, und zwar als eine der besten, die ich gelesen habe. Was aber Ihre Hypothesen anbelangt, da mache ich es, wie mit allen Dingen, wo ich keine überzeugenden Beweise finde. Ich denke, es kann sein und auch nicht. Ich glaube gewiß, daß die Tempelherren nicht alle ganz unschuldig waren; daß sie verschiedene Grade und besondere Geheimnisse hatten; ich glaube auch, daß der Baphometuskopf nicht des Mahomed's Kopf vorstellen sollte, aber ich bin nicht überzeugt, daß er die Weisheitstaufe bedeute und daß die Tempelherren Gnostiker waren, obgleich gewisse Umstände dies wahrscheinlich machen; aber, daß es möglich sein könne, glaube ich selbst.“

„Ein gewisser Schönfeld, ein getaufter Jude, ist ein Consorte des Kabalisten und ich, wenn man mich nur dazu läßt, möchte mir gern einen Namen unter den Geistern machen, denn obgleich dieses Alles durch die Magia alba geschieht und also lauter gute Geister kommen sollen, wie Sie aus Wächter's Arbeiten und den lieblichen geistlichen Sprüchlein ersehen werden, so möchte ich doch auch gerne dem Teufel einmal einen Gefallen

thun und so einem Uziel oder Aziel, der so einen Schurken, wie der Rabbiner, welcher die Citation verrichten will, zu Gebote stehen muß, ein paar Ohrfeigen geben, sollte er auch einen Glanz um sich haben und in Goldstoff gekleidet sein."

„Wenn Sie auf österreichische Mundart kommen *), vergessen Sie doch die lächerliche Gewohnheit nicht, alles im Diminutiv zu benennen. Nicht genug, daß alle Namen von Männern und Weibern, wenn sie auch schon achtzig Jahre alt sind, noch immer so genannt werden, als: Regerl (Regina), die Frau Lenerl (Lene); die Dienstmädchen, wenn sie gleich 40 und mehr Jahre haben, Mariandel, Waberl (Barbara) u. s. w. So auch bei Männern. Wenn z. B. in einer Familie zwei Brüder sind und der Eine heißt Peter, der Andere Johann, so unterscheidet man sie im Reden, wären sie auch Generale oder Geheimräthe, durch: der Peterl N., der Hansel N. Fast alle Fleischspeisen werden so verkleinert, z. B. wenn ein Braten 20 Pfund wiegt, so ist es doch nur ein Bratel, eine Gans ein Gansel, eine Ente Antel. Was noch seltsamer ist, so sagen die wahren Wiener nicht: Der Schlag hat N. N. gerührt, sondern: „Das Schlagerl hat ihn troffen". Auch in zusammengesetzten Wörtern, als z. B. einen Lungenbraten, ein Lungenbratel."

Inzwischen hatten seit Bretschneider's Zurückkunft von Wien nach Ofen die Verfolgungen der Ex-Jesuiten, welche aber in ihrem Innern echte Jesuiten geblieben waren, fortgedauert. Noch hatte er dem Kaiser die schon früher erwähnte Deduction nicht übergeben, denn gerade damals, als er sie ausgearbeitet hatte, war der Baron von Gebler böhmischer Vicekanzler geworden und Bretschneider hoffte durch ihn eine andere Stelle zu erhalten, ohne gezwungen zu sein, sich den Folgen eines solchen Schrittes auszusetzen. Er ging deshalb im Dezember wieder nach Wien, hatte aber auf der Reise dahin das Mißgeschick, daß ihm sein Koffer gestohlen wurde und dadurch verlor er das Wenige,

*) Nämlich in dem Werke, welches Nicolai über seine Reise durch Deutschland im Jahre 1781 schrieb und 1783—1796 in 12 Bänden herausgab.

was er in den drei letzten Jahren erspart hatte, so wie seine Schriften und Dokumente. Nicolai mußte glauben, daß sein Freund dadurch in Verlegenheit gesetzt sei und bat ihn, frei über seine Kasse zu disponieren*), was aber Bretschneider nicht annahm. Den Koffer erhielt er zwar wieder, aber die Räuber hatten nur die Papiere darin gelassen.

Im December 1782 hatte Bretschneider eine lange Audienz bei dem Kaiser Josef, welcher seine Bitte, ihn den Chikanen der Ex-Jesuiten zu entreissen, gewährte und dem Baron van Swieten befahl, ihn bei der Studien-Commission anzustellen. Dazu hatte aber van Swieten keine Lust und seine Abneigung gegen Bretschneider mochte wohl auch daher rühren, weil er gegen Nicolai, seiner Schriften halber, höchst aufgebracht war**) und er wußte, daß Bretschneider dessen innigster Freund war, auch Bretschneider in Verdacht hatte, Nicolai viele Daten, Wien und die kaiserlichen Erblande betreffend, mitgetheilt zu haben, wie es auch wirklich der Fall war, denn dieser Gegenstand macht den Hauptinhalt seiner Briefe an Nicolai bis zur Herausgabe der Reise aus. Dennoch übernahm Bretschneider in Wien an allen Orten Nicolai's Vertheidigung und verhehlte seine Freundschaft für denselben bei keiner Gelegenheit. Im Jänner 1783 kehrte Bretschneider mit schwerem Herzen, da er diesmal in Wien nichts seinen Wünschen Entsprechendes erlangt hatte, wieder nach Ofen zurück.

---

*) Nicolai's Leben von Goecking. S. 87.

**) So wurde die allgemeine deutsche Bibliothek, welche Nicolai herausgab, in allen k. k. Erblanden verboten.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Zwei Reisen nach Wien. — Kaiser Josef in Ofen. — Sein Gang in die Bibliothek und seine Frage nach Bretschneider. — Brief an Nicolai. — Dritte Reise nach Wien. — Beraubung von Bretschneider's Wohnung in Ofen. — Rückkehr nach Ofen und abermalige Reise nach Wien im October 1783. — Eine Unterredung des Kaisers Josef mit Bretschneider. — Rückkehr nach Ofen. — General Geneyke. — Baron Liebenstein. — Briefe an Nicolai. — Graf Czobor. — Ernennung Bretschneider's zum Bibliothekar in Lemberg.

Die Versammlung der Deputierten der Augsburgischen Confessions-Verwandten, behufs Regelung des protestantischen Schulwesens, tagte noch immer in Preßburg. Bretschneider war der Meinung, daß wenigstens die meisten Mitglieder dieser Versammlung eben keinen sonderlichen Gefallen an den jesuitischen Proceduren hätten und so hoffte er bis dahin, daß er anders versorgt sein würde, sich auf jene stützen zu können. „Die zwei ungarischen Dikastarien“, sagte er, „das in Preßburg und das in Wien, waren einander immer entgegen. Vordem wollten ihn die Preßburger nicht und die Wiener beschützten ihn; nun war es umgekehrt“. Er vermuthete schon damals, daß man ihn nach Lemberg versetzen werde, weil auf der einen Seite Herr van Swieten ihn nicht verlangte, auf der andern aber der Kaiser ihn von dem Studienwesen nicht wegnehmen wollte. Herr von Gebler veranlaßte ihn, zwei Reisen nach Wien zu machen, wovon die Kosten zu bestreiten ihm in seiner damaligen Lage sehr schwer fiel, wozu er sich aber dennoch entschließen mußte, weil sein Gönner und Freund sie ihm als durchaus nothwendig für sein Glück empfahl. Indessen verhielt sich Gebler ziemlich passiv dabei, etwas für ihn zu bewirken und die Reisen hatten auch keinen entscheidenden Erfolg. Dies machte Bretschneider höchst mißmuthig. Gerade als er die erste dieser Reisen machte, kam Kaiser Josef unvermuthet nach Ofen, ging in die Bibliothek und fragte nach Bretschneider. Dieser konnte sich nun leicht vorstellen, daß die Exjesuiten eine solche Gelegenheit nicht unbenützt gelassen hätten, dem Kaiser keine gute Meinung von ihm beizubringen.

was er in den drei letzten Jahren erspart hatte, so wie seine Schriften und Dokumente. Nicolai mußte glauben, daß sein Freund dadurch in Verlegenheit gesetzt sei und bat ihn, frei über seine Kasse zu disponieren*), was aber Bretschneider nicht annahm. Den Koffer erhielt er zwar wieder, aber die Räuber hatten nur die Papiere darin gelassen.

Im December 1782 hatte Bretschneider eine lange Audienz bei dem Kaiser Josef, welcher seine Bitte, ihn den Chikanen der Ex-Jesuiten zu entreissen, gewährte und dem Baron van Swieten befahl, ihn bei der Studien-Commission anzustellen. Dazu hatte aber van Swieten keine Lust und seine Abneigung gegen Bretschneider mochte wohl auch daher rühren, weil er gegen Nicolai, seiner Schriften halber, höchst aufgebracht war **) und er wußte, daß Bretschneider dessen innigster Freund war, auch Bretschneider in Verdacht hatte, Nicolai viele Daten, Wien und die kaiserlichen Erblande betreffend, mitgetheilt zu haben, wie es auch wirklich der Fall war, denn dieser Gegenstand macht den Hauptinhalt seiner Briefe an Nicolai bis zur Herausgabe der Reise aus. Dennoch übernahm Bretschneider in Wien an allen Orten Nicolai's Vertheidigung und verhehlte seine Freundschaft für denselben bei keiner Gelegenheit. Im Jänner 1783 kehrte Bretschneider mit schwerem Herzen, da er diesmal in Wien nichts seinen Wünschen Entsprechendes erlangt hatte, wieder nach Ofen zurück.

---

*) Nicolai's Leben von Goecking. S. 87.

**) So wurde die allgemeine deutsche Bibliothek, welche Nicolai herausgab, in allen k. k. Erblanden verboten.

übernehmen und damit nach Lemberg abgehen solle. Dies beschäftigte ihn durch die Monate August und September und dann kehrte er wieder nach Ofen zurück. Im Monate Oktober 1783 war Bretschneider jedoch schon wieder in Wien. Kaiser Josef gewährte ihm Audienz, war sehr gnädig gegen ihn und versprach ihm seinen Schutz auf alle Fälle. Der Kaiser nahm ihn in ein besonderes Zimmer und hörte seine Bitte an, ihn an einem anderen Orte anzustellen. Die erste Frage des Kaisers war: Warum Bretschneider auf einmal und so sehnlich wünsche, versetzt zu werden? Nach mancherlei Ausflüchten und als der Kaiser ihm ausdrücklich befahl, ohne Furcht zu reden, deckte Bretschneider seine Lage auf, sagte ihm seine ganze Meinung über die Jesuiten und über die Macht, die sie noch im Verborgenen ausübten.

Tags darauf benachrichtigte der Baron van Swieten Bretschneider, daß es die Meinung Seiner Majestät sei, ihn wo anders anzustellen. Bretschneider mußte gehorchen und so wurde beschlossen, ihn nach Lemberg zu versetzen, wenn die Errichtung einer Universität dort zu Stande kommen sollte. Aber die Entscheidung verzog sich noch lange. Bei seiner Zurückkunft von Wien nach Ofen erfuhr Bretschneider zufällig durch den General Geneyke, einem Protestanten, von dem der Kaiser etwas hielt, wie man in Wien über ihn denke. Dieser sagte ihm freimüthig, daß man an allen Orten in Wien ihm preußische Gesinnungen zur Last lege. „Wie?“ antwortete Bretschneider, „ich weiß von dem letzteren Kriege nicht einen Marsch, denn ich lese so etwas gar nicht einmal in den Zeitungen und ich würde von dem vorletzten eben so wenig etwas wissen, wenn ich nicht mit dabei gewesen wäre.“ — „Nicht das,“ sagte der General, „sondern Sie halten es mit den Berliner Gelehrten, und selbst Gebler, Ihr Freund, verdenkt Ihnen das und Sie machen Ihre Sache damit nicht gut!“ — „Wie können denn die Leute wissen, mit welcher Partei ich es halte, wenn es wirklich eine Wiener und eine Berliner gibt? Ich schreibe ja nichts.“ — „Eben das ist es, was man Ihnen nachsagt; Sie würden gewiß schreiben, wenn Sie

es nicht mit den Berlinern hielten, und Sie schweigen nur, weil Sie hier besoldet werden." — „Gut, daß man mir die Ehre erzeigt, mein Stillschweigen dieser Ursache zuzuschreiben; und weil ich nicht besoldet werde, um zu schreiben, so will ich schweigen, um besoldet zu werden."

Am 20. Dezember 1783 schrieb Bretschneider an Nicolai: „Der Kaiser ist, glauben Sie mir, ein vortrefflicher Herr, aber Wissenschaften im eigentlichen Verstande sind seine Sache nicht. Herr Rautenstrauch, der Vielschreiber, hat ein Wiener Autoren-Lexikon herausgegeben*), darin er den Freunden und Gönnern am Ende eines jeden Artikels mit einer Sentenz in fremder Sprache hofiert, sich selbst aber setzt er das Motto:

»Hated by fools and fools to hate
Both is my Motto and my fate.«

Nach meiner Uebersetzung:

„Da er die Narren haßt und ihn die Narren hassen,
So bleibt der arme Narr sich selber überlassen."

In demselben Schreiben an Nicolai gab Bretschneider seinem Freunde eine umständliche Nachricht von dem Benehmen einiger Männer in Wien, die durch geheime Gesellschaften für ihr eigenes Interesse zu sorgen suchten, und schloß mit folgenden Worten: „Die Macht der stärkeren Geister muß schwächere unterdrücken oder am Narrenseile führen; nur schade, daß diese stärkeren Geister meistens Geldschneider und Betrüger sind. Wäre ich überlegten Betruges fähig, so getraute ich mich, so wie es jetzt in Wien hergeht, mit Scharfsicht und Verstellung Tonnen Goldes zu erwerben. Aber ich kann mich meiner Ueberlegenheit, wenn ich sie auch fühle, zu nichts als satyrischen Neckereien bedienen und dadurch erwirbt man kein Geld, sondern bisweilen Schläge, vor denen mein breitschulteriges Ansehen mich noch immer bewahrt hat."

Am 9. Februar 1784 aus Ofen an Nicolai: „Ich glaube, die Romane haben mich in meiner Jugend so verderbt, daß ich jetzt immer ihren Helden gleichen will und zu ehrlich bin. Ein

*) Ist ein Irrthum Bretschneider's, der Verfasser war Berisch.

wenig Spitzbüberei machte mich vielleicht glücklicher. Schon vor fünfzehn Jahren sagte mir mein Reitknecht, der eine Halfter gestohlen hatte, als er sie auf meinen strengen Befehl zurückgeben mußte: „Herr! Wenn Sie solche Sachen für Geld kaufen wollen, so werden Sie in Ihrem Leben zu nichts kommen.“ Wirklich hat der Mensch gut prophezeit. Ich habe es mit Schurken zu thun, denen Schandthaten Kleinigkeiten sind. Um die Freimaurer bekümmere ich mich gar nicht, wer sich will und kann narren lassen, der thue es.“

„Baron Liebenstein, *) der nun in Berlin ist, wird Ihnen von meiner Sehnsucht nach Briefen erzählen. Wenn ich ihn als einen großen Freimaurer geschildert habe, so habe ich es aus Zerstreuung gethan. Er versteht zwar die Kunst, mitunter dafür zu passieren; aber er ist sich selbst eine Gesellschaft, die ihre Statuten willkürlich abändert. Cornifer (?) in Wien sagte mir einmal: „Ich habe geheime Nachrichten von einem gewissen Baron von Liebenstein; er hat erstaunliche Kenntnisse und Gemeinschaft mit unsichtbaren Wesen, aber seine Sache ist vom Teufel, denn ich habe sichere Nachricht, daß er von J. C (?) übel spricht.“ — Liebenstein hat viele Abenteuer erlebt. Er war mit Quintus **) zugleich in holländischen Diensten, hernach in preußischen; per varios casus kam er endlich auf die Chymie, erfand eine Medicin, die das philosophische Goldsalz heißt und ihm jetzt ein reichliches Auskommen abwirft. Er ist nicht ohne Kenntnisse und, bei seinen jetzigen guten Umständen, ein eigensinniger aber ehrlicher Mann.“

Ofen, am 16. März 1784. „Ich würde meine Streitigkeiten (mit den Jesuiten) leicht enden und Alles, was man gegen mich vornimmt, mit Ruhe vereiteln, wenn ich nur ein anderes Temperament hätte. Ich bin etwas zu empfindlich, zu wenig rachgierig und werde gleich stumpf und unthätig, wenn ich einen Grad von Bosheit erfahren muß, der meine Vorstellung übertrifft. Ich habe Wahrheit

*) Siehe 14. Capitel, worin Liebenstein's ausführlicher Erwähnung geschieht.

**) Quintus Icilius, eigentlich Guischard, General unter Friedrich dem Großen.

und gesunde Vernunft auf meiner Seite; ich durchdringe die listigen Streiche meiner Feinde; ich bin den meisten überlegen, aber bei den besten Materialien arbeite ich in meinen eigenen Angelegenheiten immer mit Ekel und Widerwillen und kann es nicht dahin bringen, mit Gelassenheit zu denken, daß es kein großes Unglück ist, seine Gegner eine kurze Zeit triumphieren zu lassen; nicht um ihretwillen, sondern nur darum, weil es mich kränkt, in manches rechtschaffenen Mannes Augen, wenn auch nur wenige Tage, zweideutig zu erscheinen."

Am 17. April theilte Bretschneider Nicolai die Nachricht mit, daß ihm vor einigen Tagen ein Franziskaner-Provincial mit vieler anscheinender Aufrichtigkeit gesagt habe, daß man in Marseille in einer Kirche das Götzenhaupt der ehemaligen Tempelherren noch zeige und daß er es selbst gesehen habe.

Bretschneider hatte auch während seines Aufenthaltes in Ofen die Bekanntschaft des Grafen Josef Czobor*), eines merkwürdigen Sonderlings gemacht und Nachfolgendes über ihn geschrieben: Graf Czobor und seine Geschichte ist in Ungarn und Oesterreich noch sehr bekannt, aber nur wenig in andern Ländern. Der Graf Maximilian von Lamberg gedenkt seiner in den Souvenirs (d'un Mondain) bei Gelegenheit des Abenteurers Saint Germain oder Marquis d'Aimar, der sein Alter nach Jahrhunderten berechnete, seine Bekanntschaft mit Jesu Christo ganz ernsthaft erzählte und ihn noch etliche Tage vor seiner Gefangennehmung am Oelberg freundschaftlich wollte gewarnt haben. Dieser Saint Germain galt für einem Adepten und Lamberg erzählt, daß er einen großen Brillanten selbst gemacht und dem Grafen Czobor für echt verkauft habe, ohne daß der beste Juwelier etwas Unechtes entdeckt hätte. Ich fragte den Grafen Czobor, mit dem ich in seinen letzten Tagen oft zusammenkam, ob er noch im Besitze dieses Steines sei? Er wollte aber von der ganzen Sache nichts wissen, ob er gleich nicht läugnete, St. Germain gekannt und viel Umgang mit ihm gehabt zu haben. So geht es mit den

---

*) Bretschneider schreibt ihn unrichtig „Zobor".

wenig Spitzbüberei machte mich vielleicht glücklicher. Schon vor fünfzehn Jahren sagte mir mein Reitknecht, der eine Halfter gestohlen hatte, als er sie auf meinen strengen Befehl zurückgeben mußte: „Herr! Wenn Sie solche Sachen für Geld kaufen wollen, so werden Sie in Ihrem Leben zu nichts kommen." Wirklich hat der Mensch gut prophezeit. Ich habe es mit Schurken zu thun, denen Schandthaten Kleinigkeiten sind. Um die Freimaurer bekümmere ich mich gar nicht, wer sich will und kann narren lassen, der thue es."

„Baron Liebenstein, *) der nun in Berlin ist, wird Ihnen von meiner Sehnsucht nach Briefen erzählen. Wenn ich ihn als einen großen Freimaurer geschildert habe, so habe ich es aus Zerstreuung gethan. Er versteht zwar die Kunst, mitunter dafür zu passieren; aber er ist sich selbst eine Gesellschaft, die ihre Statuten willkürlich abändert. Cornifer (?) in Wien sagte mir einmal: „Ich habe geheime Nachrichten von einem gewissen Baron von Liebenstein; er hat erstaunliche Kenntnisse und Gemeinschaft mit unsichtbaren Wesen, aber seine Sache ist vom Teufel, denn ich habe sichere Nachricht, daß er von J. C (?) übel spricht." — Liebenstein hat viele Abenteuer erlebt. Er war mit Quintus **) zugleich in holländischen Diensten, hernach in preußischen; per varios casus kam er endlich auf die Chymie, erfand eine Medicin, die das philosophische Goldsalz heißt und ihm jetzt ein reichliches Auskommen abwirft. Er ist nicht ohne Kenntnisse und, bei seinen jetzigen guten Umständen, ein eigensinniger aber ehrlicher Mann."

Ofen, am 16. März 1784. „Ich würde meine Streitigkeiten (mit den Jesuiten) leicht enden und Alles, was man gegen mich vornimmt, mit Ruhe vereiteln, wenn ich nur ein anderes Temperament hätte. Ich bin etwas zu empfindlich, zu wenig rachgierig und werde gleich stumpf und unthätig, wenn ich einen Grad von Bosheit erfahren muß, der meine Vorstellung übertrifft. Ich habe Wahrheit

*) **Siehe 14. Capitel, worin Liebenstein's ausführlicher Erwähnung geschieht.**

) **Quintus Icilius, eigentlich Guischard, General unter Friedrich dem Großen.

Hat noch zum Denkmal dieses Thor
Auf seine Kosten bauen lassen.
Der Eigenthümer von dem Haus
Bedankte sich, doch rief er aus:
„Sperrt zu die Thür, sonst läuft mein Haus
Durch's Thor in eine and're Gassen.“ —

Bretschneider's Wunsch, von Ofen wegzukommen und anderwärts eine Anstellung zu erhalten, wurde endlich erfüllt. Er wurde zum Bibliothekar an der im Jahre 1784 neuereirten Universität in Lemberg ernannt und erhielt den Befehl, dahin abzugehen und den größten Theil der Garellischen Bücher dahin mitzunehmen. Bevor wir jedoch Bretschneider's Erlebnisse in Lemberg schildern, wollen wir zum Schlusse seines Aufenthaltes in Ungarn noch nachfolgende Erzählung Bretschneider's anführen: „Diese Erzählung,“ schreibt er, „ist kurz, aber nicht gut und kann von mir nicht eben sehr fröhlicher Laune erzählt werden. Eine Frau, ebenso ehrenwerth wegen ihrer Geburt und ihres Standes und ihrer anderen vortrefflichen Eigenschaften, leidet durch diese Erzählung, ob sie gleich nicht darum dargestellt wird, um ihr weh zu thun, mir thut es aber um so weher. In einem Lande, wo es Magnaten gibt, war ich mit einem dieser Kaste bekannt. Unsere Bekanntschaft und die endlich daraus entstandene Freundschaft gründete sich auf die Uebereinstimmung unserer Art zu denken und auf die Liebe zum Bücherlesen und zu den Wissenschaften. Die Frau vom Hause, die selbst belesen und damals eine muntere Dame voll Witz und Laune war, nahm Antheil an unseren wissenschaftlichen Unterhaltungen und es herrschte Munterkeit, Vergnügen und guter Ton in unserer Gesellschaft, wenn wir alle Drei beisammen waren. Wie mancher schöne Sonntag wurde im Wäldchen bei einer Quelle im eigentlichen Verstande genossen und wie mancher Abend im Winter vor dem Kamine herrlich verlebt! Witz und Laune hatten freien Lauf. Es waren Tage, die unter diejenigen gehören, die ich mit Wehmuth vermisse. Ils sont passés ces jours de fête, ils sont passés, ils ne reviendrons plus!

Ich verließ jene Gegend in dem besten Vernehmen mit diesem würdigen Paar. Kurz nach meiner Abreise gebar die Frau einen Sohn. Drei oder vier Jahre vergingen, während wir noch immer einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhielten. Er stockte aber auf einmal unwiederbringlich. Diese schätzbare Frau, deren Andenken mir lebenslang ehrwürdig bleiben wird, die mir nie den geringsten Anlaß gegeben hat, nur zu denken, daß sie sich zu Schwachheiten herbeilassen würde — die ich jederzeit mit der Ehrerbietung behandelt habe, die ihren Tugenden gebührte, welche Tugenden keiner unerlaubten Vertraulichkeit fähig sind — diese Frau mußte durch den witzlosen Einfall eines ihrer Verwandten in einen Verdacht kommen, der unsere Freundschaft zerstörte und Bitterkeit in die Ehe brachte. Ein Cousin von ihr, ein Bauernlümmel an Sitten und Geberden, ein Spaßmacher auf Kindertaufen und Hochzeiten, sonst aber ein Grundherr mit schönen Einkünften, kam einst in das Haus, trat ins Zimmer, sah das obgemeldete Knäblein und rief mit lauter Stimme: „Das ist ja der leibhafte Bretschneider!“ Von diesem Augenblicke an wurde der Herr vom Hause mißtrauisch. Vorher war es vier Jahre lang keinem Menschen eingefallen, Aehnlichkeit mit mir bei dem Kinde zu finden, aber nun fand sie Jeder frappant. Das Kind wurde gemessen und für sein Alter sehr groß gefunden. Vater und Mutter sind nicht so groß wie ich, ergo ꝛc. Drei oder vier alte Weiber aus der Familie stimmten in die Meinung des Schalksnarren. Er lachte und die Furie der Zwietracht blies in die Posaune. Man fand täglich mehr Aehnlichkeiten. Sind sie wirklich da, so ist es ein Spiel der Natur *), das ich bewundere. Ich wünschte nur, daß die Natur nicht auf Unkosten ehrlicher Leute spielen möchte. In den Augen vieler Menschen gelte ich nun für den eigentlichen Vater eines edlen Jünglings, an dessen körperlicher Existenz ich so wenig Antheil habe, als der Mufti. Aber der Trieb zur Verleumdung und das Vergnügen, Jemandem, der besser ist, Fehler aufbürden zu können,

*) Unwillkürlich wird man dabei an Goethe's „Wahlverwandtschaften“ erinnert, welche aber damals noch nicht existierten, da die erste Ausgabe erst 1809 erschienen ist.

macht dieses Märchen zu der angenehmsten Unterhaltung für die Nachbarn einer tugendhaften Frau, einer Gerechten, die der Buße nicht bedarf, welche Jenen sehr heilsam wäre.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Reise nach Lemberg und Ankunft allda 1784. — Schilderung des Lebens in Lemberg. — Der Kanzlist Prinz Alexander Murusi, ein merkwürdiger Abenteurer. — Briefe an Nicolai. — Reise nach Wien 1786. — Oeftere Audienzen bei dem Kaiser Josef. — Tod des Staatsrathes Baron Gebler. — Rückkehr nach Lemberg. — Die Tragödie „Sidney" von Feßler. — Feßler's heimliche Entfernung aus Lemberg. — Brief an Nicolai über Stoll und die Dose, welche Fürst Kaunitz an Wieland schenkte.

Bretschneider trat nach seiner Ernennung zum Bibliothekar der in Lemberg neu errichteten Universität seine Reise dahin Ende Dezember 1784 an. Sie war ebenso beschwerlich, als der ausgetretenen Flüsse wegen gefährlich. Lemberg machte einen üblen Eindruck auf ihn. Er schrieb darüber am 19. Februar 1785 an Nicolai: „Kein Ort der Schwelgerei und des Betruges, wie dieser, ist mir jemals vorgekommen. Für Kaufleute gewisser Gattung mag es hier gut sein, denn jeder verkauft hier nach seinem Gutdünken, wie er kann. Oft trifft es sich, daß Sie des Morgens eine Sache für einen Gulden haben können, für die Sie am Abend zwölf Gulden bezahlen müssen. Der schändliche Luxus, der hier regiert, macht Wucherer und Kaufleute reich; Derjenige aber, welcher ordentlich lebt, wird mit dem Schwelger über einen Kamm geschoren. Dirnen, zum Theil lieblich anzuschauen, behängt mit Dachsfellen und röthlichen Widderfellen, scharlachener, rosinenrother und weißer Seide, gibt es hier in solchem Ueberfluß, daß Berlin ein Jerusalem gegen dieses Babel ist. Juden sind die Gelegenheitsmacher und ehrbare (!) H***n, die nicht durch die Gassen streifen, lassen durch solche Factoren (wie sich die Hebräer nennen)

die Vorübergehenden, nach denen ihnen gelüstet, zu sich rufen. Hinc illae lacrimae, daß die Feldscherer, Pfuscher und Aerzte guten Verdienst haben."

Der Schriftsteller Franz Kratter, welcher 1784 in Lemberg war und auch den Feierlichkeiten bei Eröffnung der neuen Universität beigewohnt hatte, schreibt in seinen „Briefen über Galizien" (von welchen noch später die Rede sein wird): Ein gewisser Kanzlist M., sonst mit dem Prädicate Fürst M. beehrt, hat jährlich 400 Gulden und hält dafür Pferde, trägt sich in allen Moden der Erste, hat zwei Bediente und einen Kutscher, findet sich bei allen großen Spielen und theuren Unterhaltungen ein. Wie er das bestreiten könne, fragst Du? Ja, da frag' Du die polnischen Damen. Ueberhaupt sollen das räsonablere Damen sein, als es irgend in Wien oder Berlin oder anderswo gibt. Fürst M. wurde einmal gefragt, wie er, da er doch Kanzlist sei, die schöne Frühlings- und Sommerszeit so mitreiten, spielen und dergleichen zubringen könne? „Ja," sagte er, „das ist ein Leichtes, ich arbeite mich im Winter für den Frühling und Sommer vor." Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in diesem Kanzlisten Fürst M. dieselbe Persönlichkeit vermuthen, über welche Bretschneider unter dem Titel: „Prinz Alexander Murusi*), ein Aben-

*) Er hieß Prinz Alexander Murusi, Fürst Maurocordato und Fürst der Wallachei. 1781 wurde er aus der Hermannstädter Freimaurerloge ausgeschlossen und es war mit dem Fürsten Murusi durch Schuldenmachen und liederliches Leben so weit gekommen, daß er, weil ihm die Mittel zur Abreise fehlten, zum Betteln seine Zuflucht nehmen und demüthig flehen mußte, daß im Kapitel eine Collecte für ihn veranstaltet und ihm eine Unterstützung aus der Armenkasse der Loge gewährt wurde. Auch in Pest, wohin er sich im Jahre 1782 begeben hatte, sah er sich bald der bittersten Noth preisgegeben und schrieb von dort am 30. Dezember 1782 an Graf Bánffy, Subprior des Hermannstädter Kapitels, worin er diesen bei Gott und allen Heiligen beschwört, ihm einen Dienst als Postmeister oder in irgend einem Zollhause oder bei einem Cavalier als Güter-Inspector oder irgend einen andern Posten, der ihm nur das tägliche Brot bietet, zu verschaffen. — Wie wir gesehen, war er im Jahre 1784 Kanzlist in Lemberg. Bretschneider hatte ihn wahrscheinlich schon im Jahre 1782, wo er (Bretschneider) Bibliothekar in Ofen war, kennen gelernt und ihn dann später

macht dieses Märchen zu der angenehmsten Unterhaltung für die Nachbarn einer tugendhaften Frau, einer Gerechten, die der Buße nicht bedarf, welche Jenen sehr heilsam wäre.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Reise nach Lemberg und Ankunft allda 1784. — Schilderung des Lebens in Lemberg. — Der Kanzlist Prinz Alexander Murusi, ein merkwürdiger Abenteurer. — Briefe an Nicolai. — Reise nach Wien 1786. — Oeftere Audienzen bei dem Kaiser Josef. — Tod des Staatsrathes Baron Gebler. — Rückkehr nach Lemberg. — Die Tragödie „Sidney" von Feßler. — Feßler's heimliche Entfernung aus Lemberg. — Brief an Nicolai über Stoll und die Dose, welche Fürst Kaunitz an Wieland schenkte.

Bretschneider trat nach seiner Ernennung zum Bibliothekar der in Lemberg neu errichteten Universität seine Reise dahin Ende Dezember 1784 an. Sie war ebenso beschwerlich, als der ausgetretenen Flüsse wegen gefährlich. Lemberg machte einen üblen Eindruck auf ihn. Er schrieb darüber am 19. Februar 1785 an Nicolai: „Kein Ort der Schwelgerei und des Betruges, wie dieser, ist mir jemals vorgekommen. Für Kaufleute gewisser Gattung mag es hier gut sein, denn jeder verkauft hier nach seinem Gutdünken, wie er kann. Oft trifft es sich, daß Sie des Morgens eine Sache für einen Gulden haben können, für die Sie am Abend zwölf Gulden bezahlen müssen. Der schändliche Luxus, der hier regiert, macht Wucherer und Kaufleute reich; Derjenige aber, welcher ordentlich lebt, wird mit dem Schwelger über einen Kamm geschoren. Dirnen, zum Theil lieblich anzuschauen, behängt mit Dachsfellen und röthlichen Widderfellen, scharlachener, rosinenrother und weißer Seide, gibt es hier in solchem Ueberfluß, daß Berlin ein Jerusalem gegen dieses Babel ist. Juden sind die Gelegenheitsmacher und ehrbare (!) H***n, die nicht durch die Gassen streifen, lassen durch solche Factoren (wie sich die Hebräer nennen)

Seinige beitragen wolle, den Orden wieder herzustellen. Wenn mir recht ist, war sein Ordensname: „Eques de tribus cappellis oder de Caprimulgo“. *)

Sobald er demnach das große Geheimniß erfahren hatte, wollte er seiner Pflicht genüge leisten und offerierte dem Herzog Ferdinand von Braunschweig **) in einem längeren Schreiben 50.000 Mann Truppen, die er ganz leicht in der Wallachei zusammenzubringen sich getraute, um die verlorenen Güter mit Feuer und Schwert zu erobern. Der Herzog, der den Mann nicht kannte, kam dadurch in Verlegenheit und schrieb ihm eine ernste Vermahnung, mit der Nachricht, daß alles das, was ihm geoffenbart worden wäre, nur ein Glaube sei. Der Herzog hätte ganz ruhig bleiben können, denn dieser Eques a Caprimulgo trug zwar einen fürchterlichen Raufer an seiner Seite, er hatte aber die nämliche Krankheit, wie jener König von Schottland, der keinen bloßen Degen sehen konnte. Was weiter aus diesem Helden geworden sei, wußte Bretschneider nicht.

Bretschneider war noch kein Jahr in Lemberg, als er auch hier von den Exjesuiten und ihren Freunden, besonders dem dortigen Gouverneur verfolgt wurde und seine Briefe sind voll von Klagen über deren Ränke und Kabalen. Der Hauptinhalt aber betrifft Freimaurer, Rosenkreuzer, Adepten, Swedenborgianer, Illuminaten, Geisterseher u. s. w. Von allem dem fand Bretschneider einen unerschöpflichen Stoff. Da die Jesuiten keine Gelegenheit fanden, ihm in wichtigen Dingen Verdruß zuzuziehen, so neckten sie ihn unaufhörlich mit Kleinigkeiten. Bretschneider hatte gefunden, daß es höchst gefährlich war, ihnen im geringsten nachzugeben und so mußte er ganz gegen seine Natur sich immer mit ihnen zanken.

Am 24. Februar 1785 schrieb er aus Lemberg an Nicolai:

---

*) Dies ist ein Irrthum, sein Ordensname war: »Eques a corvo coronato«. (Siehe die frühere Anmerkung.)

**) Seit 1772 Großmeister aller verbundenen Logen templerischen Systems in Deutschland.

„Sie werden wissen, daß ein lustiger Kopf in Wien ein Handbillet des Kaisers erfunden und durch die Stadt verbreitet hat, worin Seine Majestät allergnädigst äußern: „daß, nachdem Allerhöchstdieselben in Erfahrung gebracht hätten, daß sich die ganze Freimaurerei auf mönchische Institute gründe und im Grunde nichts anderes als ein verkappter Monarchismus sei, Sie hiermit den sämmtlichen Landesstellen anbeföhlen, alle Logen aufzuheben u. s. w.“ Baumstark*) setzte sich sogleich hin und verfertigte eine Apologie, welche D . . . **) Seiner Majestät übergab, aber mit großem Befremden vernehmen mußte, daß es dem Kaiser nie eingefallen sei, ein dergleichen Billet zu schreiben. Inzwischen gab dieser Fall Gelegenheit, sich für das Künftige sicher zu stellen und siehe, was erfand man? Künftig sollen alle Chefs und Präsidenten der Landesstellen, alle Gouverneure von Dikasterien u. s. w. zugleich Großmeister sein. Also muß nun ein zeitiger Präsident und dergleichen vi officii ***) Bruder Freimaurer werden.“

Im Monat Februar 1786 schrieben die Gebrüder Bethmann aus Frankfurt a. M. an Bretschneider, daß dort ein kaiserlicher Posten offen sei. Bretschneider ersuchte seine Freunde in Wien, sich für ihn zu verwenden, allein der Staatsrath Freiherr von Gebler antwortete ihm: „Es würde nicht sein Bestes sein.“ Weiter geschah auch nichts. Bretschneider wollte daher im April selbst nach Wien reisen und hoffte, wenn die Jesuiten sich nicht ins Spiel mischten, die Stelle zu erhalten; er konnte diesen Entschluß aber erst im September ausführen.

Während dieser Zeit hatte er aus Lemberg an Nicolai noch folgende Briefe geschrieben: Am 31. Mai 1786: „Die Broschüre über Galizien, auf deren Titel ein Galgen steht, haben wir hier noch nicht gelesen. Von dem Verfasser, einem gewissen Kratter ****)

*) recte Born.

**) Fürst Johann Baptist Dietrichstein.

***) Kraft seines Amtes.

****) Franz Kratter, Schriftsteller und dramatischer Dichter, geb. 1758, schrieb anonym das Werk: „Briefe über den jetzigen Zustand Galiziens,“ welches damals großes Aufsehen erregte.

aus Augsburg, muß ich Ihnen aber eine Anekdote erzählen. Er hatte ein Pasquil auf Diez*) und Birkenstock**) geschrieben und Herteln***) zum Verlag angeboten, der es aber zu Birkenstock****) trug. Nicht lange darauf ward in der Leopoldstadt ein großes Freimaurer-Diner gegeben; dazu ward auch Kratter eingeladen und nachdem man ihm seine Schandthat vorgehalten und derselben überwiesen hatte, sowie Sebaldus*****) seines Kragens beraubt und vor die Thüre geführt."

7. Juni 1786. „Kratter's Briefe über Galizien haben hier viel Sensation gemacht und obgleich in dem Buche viele Wahrheiten sind, ist es doch mehr eine Chronique scandaleuse von Lemberg, über die manches Weiblein und Mädchen, dem zu viel geschehen ist, seufzt. Bei dem, was die Universität betrifft, ist der Verfasser offenbar parteiisch und verleumderisch spricht er von Denen, die sich mit ihm nicht abgeben wollten."

10. Juni 1786. „Ich habe eine Inschrift unter die marmorene Büste, die man hier in der Bibliothek dem Kaiser aufstellen wird, gemacht, und übersende sie hier, um mir Ihre Correcturen und Zurechtweisungen zu erbitten:

Optimo Principi
Josepho II Augusto
Imp. Regi
qui inter tanta pro omnium salute negotia
Musas quoque alere, tueri, ornare volens
instituta Leopoldi Academia
Bibliothecam Garellianam
ex Metropoli huc ferri jussit
multis voluminibus ex pulveribus
monachorum servatis

---

*) Diez recte Dietrichstein.

**) Birkenstock recte Born.

***) Herteln recte Hartel.

****) Born.

*****) In dem satyrischen Romane: „Sebaldus Nothanker" von Nicolai

auxit publico usui dedicavit
et inde
reipublicae litterariae commoda
in hoc regno stabilivit
MDCCLXXXVI.

Im Monate September 1786 fand endlich Bretschneider Gelegenheit, seinen Wunsch, nach Wien zu reisen, realisieren zu können. Während seines Aufenthaltes daselbst hatte er das Glück, oft und sehr geneigtes Gehör bei Kaiser Josef zu finden; allein seine Lage änderte sich doch nicht. Am 9. October (1786) starb sein Gönner, der Staatsrath Freiherr von Gebler, worüber Bretschneider an Nicolai berichtet: „Ich habe den Schmerz gehabt, dem Tode des Baron Gebler fast beizuwohnen, denn ich wurde gerufen, da er kaum verschieden war. Er kam aus der Raths-Session, wollte noch vor dem Essen die Zeitung lesen, wurde durch einen Bedienten zur Tafel gerufen, winkte mit dem Kopfe, daß er gleich kommen würde und fiel, als er vom Ofen, an dem er sich gewärmt hatte, zu Tische gehen wollte, todt nieder. Ich war bei der Inventur seiner Verlassenschaft. Da fand es sich, daß selbst von dem Vermögen seiner Gemahlin nichts mehr da war.“

Nach seiner Rückkehr von Wien nach Lemberg schrieb Bretscheider von da am 25. Februar 1787 an Nicolai: „Der Professor Feßler, der auf der Universität Lemberg die hebräische Hermeneutik docierte und der seines Zeichens ein Kapuziner ist, hat gut gefunden, heimlich davon zu gehen. Er hat Schulden gemacht und zuletzt ein Monstrum von einer Tragödie „Sidney“. Diese ist von der toskanischen Gesellschaft, die hier spielt, aufgeführt worden und weil in dem Dinge unaufhörlich geflucht und verwünscht wird und mehrere anstößige Stellen darin vorkommen, hat man in der Censur Vieles gestrichen, das aber der Autor durch Aushebung der Bogen wieder in das Manuscript gebracht hat. Vielleicht geht er nach Berlin. Er wird sich einen Roman ersinnen und über Verfolgung und dergleichen beklagen. Sie können mir aber auf

mein Wort glauben, daß nichts daran ist. Durch seine „Anthologia hebraica" will er seinem gesunkenen Rufe wieder aufhelfen. Was er nun da gemacht hat, verstehe ich nicht, noch weniger, wozu er bei Verfertigung dieses Werkes die „Mémoires de l'Academie française", die er von mir borgte, hat brauchen können." *)

Bald nach den bei dem Kaiser in Wien gehabten Audienzen stand in den Zeitungen, daß Bretschneider Gubernialrath geworden sei. Dem widersprach er aber in einem Briefe aus Lemberg an Nicolai vom 4. April 1787 und setzte hinzu: „Ich wäre es geworden, wenn ich nicht gewohnt wäre, überall Mauern von Erz zu finden und Kräfte genug hätte, darüber zu springen. Der, in dessen Gewalt es ist, gab mir selbst Anlaß, es zu begehren. Nun aber bin ich in manchem Betracht froh, daß nichts daraus geworden ist." In demselben Briefe berichtet er auch noch an Nicolai: „Sie werden von den mancherlei Neckereien, die Stoll **) erfahren muß, gehört und gelesen haben. Er wurde krank und war dem Tode nahe. Der Kaiser hat ihn besucht. Er ist nun wieder gesund und wird aufs neue verfolgt." Ferner schreibt Bretschneider in Bezug auf den ungenügenden Dank des Fürsten Kaunitz für Wieland's Widmung seiner Uebersetzung der Horazischen Satyren an Nicolai: „Der Fürst Kaunitz hat Wielanden für seine Zuschrift der Satyren des Horaz eine Dose geschickt. Der Autor war voll Erwartung, weil er vorläufig davon durch Alxinger, der sie

*) Feßler beklagt sich in seinem höchst interessanten Buche: „Rückblicke auf meine siebzigjährige Pilgerschaft," daß ihn die Chicanen des Universitäts-Bibliothekars Bretschneider, in betreff der von ihm (Feßler) verlangten Bücher so tief und anhaltend gekränkt hätten, daß er von einer langwierigen Gelbsucht befallen wurde. (2. Auflage, herausgegeben von Professor Bülow. Leipzig 1851, bei Carl Geibel. S. 120.)

**) Maximilian Stoll, seit 1776 Professor der praktischen Arzneikunde in Wien, berühmter Arzt und medicinischer Schriftsteller, geboren 1742 in Erzingen in Schwaben, war früher Jesuit gewesen und nachdem er sich mit seinen Obern entzweit hatte, im Jahre 1767 aus dem Orden ausgetreten. Er starb 1788.

aber nicht gesehen hatte, verständigt war." Die Dose erfüllte die Erwartung nicht, weshalb Bretschneider hinzufügt: „Wieland's Äußerungen darüber habe ich in Wien gelesen." *)

Achtundvierzigstes Kapitel.

Kaiser Josef II. in Lemberg 1787. — Der Jude Goldschmidt. — Kaiser Josef und der polnische Edelmann. — Josef in der Bibliothek. — Seine Aeußerung über das Werk: „Cornelii a Lapide Opera." — Eine Unterredung Josef's mit Bretschneider. — Abreise des Kaisers von Lemberg.

Im Jahre 1787 reiste Kaiser Josef II. zu der Zusammenkunft mit Katharina II. nach Rußland und kam am 13. Mai 1787 nach Lemberg. Aus der Zeit des Aufenthaltes des Kaisers erzählt Bretschneider: „Es war damals ein jüdischer Abenteurer aus Schlesien in Lemberg, der den Monarchen so für sich einzunehmen wußte, daß er ihm die Direktion des sehr beträchtlichen Salzhandels in Galizien anvertraute. Ich meinerseits hätte den Menschen nicht zum Pferdeknecht angenommen, denn er hatte eine Galgenphysiognomie, war ein unerträglicher Schwätzer und verrieth mit jeder Bewegung alle Unarten seiner Nation: Zudringlichkeit, Schelmengriffe, Trotz und Feigheit. Dieser Mensch, der, im ganz eigentlichen Sinne, die Hälfte seiner Tage ein Bettelbube gewesen war und als solcher manchen jüdischen und christlichen Rippenstoß empfangen hatte, wollte nun auf einmal, da er im Besitze von 4000 Gulden jährlicher Besoldung war und die Tantième, die auf seinen Theil fiel, 2- bis 3000 Gulden betragen konnte, den petit-maître machen. Er behängte sich mit gestickten Kleidern und mit Juwelen, ließ sich in Gesellschaften einführen und war ein großer Verehrer christlicher Frauen und Jungfrauen, deren viele auch seinem Gelde hofierten. Goldschmidt war sein Name. Er war 1786 während der Faschingszeit in Wien und

*) Siehe „Wiener Freunde" von Robert Keil. Wien 1883. S. 45.

wollte besonders in einer Redoute recht glänzen, zu welcher er sich mit einer prächtigen Maske vorbereitet hatte. Allein zwei Tage vorher überfiel ihn ein Rheumatismus an dem Ort, den seinem Vorfahren Jakob vor so vielen hundert Jahren ein Engel verrenkt hatte. Er konnte nicht gehen, viel weniger tanzen. Ein Barbiergeselle versprach, ihn so herzustellen, daß er auf den Ball gehen könnte und hielt Wort. Er zog mit Schröpfköpfen die Materie an die Oberfläche. Goldschmidt konnte auf die Redoute gehen, sich in seiner Pracht zeigen, tanzte wacker u. s. w. und erwachte den andern Mittag mit neuen Schmerzen, denn an dem Orte, wo er den Rheumatismus hatte vertreiben lassen, entstand ein Gewächs, welches von Tag zu Tag größer wurde und ihn endlich ums Leben brachte. Er war mit dem Gewächs nach Lemberg gereist und fing an, sich seiner Auflösung zu nähern, als Kaiser Josef nach Lemberg kam, der ihn auch sogleich besuchte und ihn kräftig vermahnte, sich vor seiner Abfahrt taufen zu lassen. Darauf gab Goldschmidt ganz ernsthaft und aufrichtig die bündigste Versicherung, daß er es thun wolle, wenn er wiederum aufkäme; wenn er aber sterben sollte, wäre nichts dabei zu profitieren. Indessen wiederholte doch der Kaiser sehr oft den Wunsch, daß sich doch jemand finden möge, der ihn zur Bekehrung bereden möchte, damit seine Seele gerettet würde."

Ich stand nur einige Schritte auf der Gasse in Lemberg von Kaiser Josef entfernt, als er mit einem polnischen Edelmanne sprach, der Güter sowohl in Galizien, als in dem (von Preußen) neu erworbenen Antheile von Polen besaß und der soeben im Begriffe stand, die Ersteren zu verkaufen und ganz in das Preußische zu übersiedeln. Er sprach gut deutsch. Der Kaiser fragte ihn, warum er die preußische Regierung der österreichischen vorziehen und lieber sein Eigenthum in Galizien als jenes in Preußen verlassen wollte? Der Mann ließ sich drei- oder viermal fragen, bis ihn der Kaiser aufmunterte, nur frei zu reden. Da lauteten dann seine Worte also: „Der König in Preußen hat uns gleich nach der Uebernahme des Landes, ohne

viel Schreibereien das Fell über die Ohren gezogen und wir wissen, woran wir sind, was wir zu zahlen haben und was uns übrig bleibt. Hiervon ist keine Abänderung weder zu hoffen, noch zu befürchten und wir können sicher darauf rechnen und unsere Einrichtung darnach machen. Hier in Galizien aber wird heute etwas befohlen und in acht Tagen widerrufen. Wenn wir Arbeit und Kosten gehabt haben, um die Verordnung zu befolgen, so kommt ein Gegenbefehl und ein neues Gesetz, das oft dem Ersten ganz widerspricht. Ein entschiedenes, unangenehmes Schicksal ist nicht so peinlich, als eine fortdauernde Ungewißheit." Seine Majestät geruhten nichts hierauf zu antworten.

Kaiser Josef kam einmal in die ehemalige Garellische Bibliothek, die auf seinen Befehl die Lembergische Universitätsbibliothek geworden war und erblickte da ein Werk in Folio von neun oder zehn Bänden mit dem auswärtigen Titel: „Cornelii a Lapide Opera". „Hat der Patron so viel geschrieben? Das hab' ich nicht gewußt. Er gehört unter die Prohibita und muß hier weggestellt werden, auch soll man das Buch niemanden zu lesen erlauben." Hieraus sieht man, daß er den Cornelius a Lapide mit dem Hypolitus a Lapide verwechselte, welcher Letztere ein Buch gegen das Haus Oesterreich geschrieben hat. *)

* * *

Am 18. Mai reiste Josef mit einem Gefolge von 27 Personen in sieben Wagen von Lemberg ab und setzte seine Reise nach Cherson fort.

---

*) Dissertatio de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico etc. 1640. Der wahre Verfasser, sagt Professor Meusel, blieb lange unbekannt; aber es ist längst bekannt, daß er Boguslaus Philipp von Chemnitz hieß. Der Wiener Hof ließ das Buch sogleich verbieten und verbrennen, wodurch aber nur, wie es gewöhnlich geschieht, dessen Verbreitung nur noch mehr befördert wurde. Unter Andern sehe man Püttner's Literatur des deutschen Staatsrechtes, Theil I, Seite 207—213, wo es heißt: „Es that in der Folge dem kaiserlichen Hofe vielleicht größeren Schaden, als manche verlorene Schlacht."

Neunundvierzigstes Kapitel.

Aufenthalt in Busk. — Reise nach Warschau und Piaseczno. — Wiederfinden seiner Jugendgeliebten und ihrer Tochter. — Rückkehr nach Lemberg. — Briefe an Nicolai und Meusel, literarischen Inhaltes. — Reise nach Wien 1789. — Rückkehr nach Lemberg. — Tod des Kaisers Josef zu Wien 1790.

In demselben Jahre 1787 litt Bretschneider an einer lange andauernden Krankheit. Er verlor allen Appetit und genoß blos Suppen. Die Leute glaubten, es sei eine durch fehlgeschlagene Hoffnungen entstandene Gemüthskrankheit, allein blos sein Körper litt an Hämorrhoidalbeschwerden und er war dabei heiterer als seit langer Zeit. Dieser Zustand hatte schon drei Monate gedauert, als er Nicolai ersuchte, den Leibarzt Selle in Berlin um Rath zu fragen. Er wurde so schwach, daß er acht Wochen lang seinem Freunde nicht einmal Nachricht von sich geben konnte. Im August ging er auf das Land nach Busk, trank Biliner Sauerwasser und befand sich darnach besser.

Aus Busk schrieb er am 22. August an Nicolai: „In dem Magazine zur Geschichte der Jesuiten sollte man einen gewissen P. Monsperger*), der in Wien Professor des Hebräischen und überhaupt orientalischer Sprachen ist, auffordern zu reden. Dieser Mann, der nun schon über 60 Jahre, aber noch sehr munter ist, ging etwa zehn Jahre vor der Aufhebung aus dem Orden. Er war Vice-Rector in einem ungarischen Kloster, mußte, weil der Rector verreist war, seine Stelle ersetzen und fand bei der

*) Josef Julian Monsperger, geb. 1724 zu Wiener-Neustadt, trat mit 16 Jahren in den Orden der Gesellschaft Jesu, in welchem er seine Studien beendete. Nachdem er 24 Jahre Mitglied des Jesuitenordens gewesen, trat er im Jahre 1764 aus eigenem Antriebe wieder aus demselben und ging auf Reisen. Nach seiner Rückkehr erhielt er, da er in den orientalischen Sprachen besonders bewandert war, im Jahre 1774 die Lehrkanzel des Hebräischen und der damit verwandten morgenländischen Sprachen an der Universität zu Wien. Er starb 1788.

Gelegenheit Schriften und Briefschaften, die ihn bewogen, geradezu nach Rom zu gehen und den Inhalt dem Papste zu eröffnen, zugleich aber um Dispensation anzuhalten, aus dem Orden treten zu dürfen. Man dürfte dieses nur historisch, als etwas, das man gehört habe, anführen und sagen: Der P. Monsperger könne, wenn dieses wahr sei, der Welt einen heilsamen Dienst leisten, jetzt, wo doch die Meisten nicht mehr leben und der Orden aufgehoben ist, Erläuterung darüber zu geben. Ich habe Ursache zu glauben, daß er es thun würde."

Im Oktober 1787 kehrte Bretschneider fast gänzlich hergestellt wieder nach Lemberg zurück. Im Dezember jedoch bekam er einen Rückfall und empfand einen beständigen, dumpfen Schmerz. Erst im Juni des folgenden Jahres 1788 hatte er seine Gesundheit so ziemlich wieder erlangt und um sie zu stärken, machte er im August 1788 eine Reise nach Warschau.

Von dieser Reise erzählt Bretschneider: „Einer meiner vorzüglichsten Wünsche war, das Städtchen Piaseczno, in dem ich einen Theil meiner Jugend zugebracht hatte *), wiederzusehen. Ein Freund aus Warschau bot sich an, mich zu begleiten und ich sah diesen Ort mit den wehmüthigsten Rückerinnerungen. Mein Begleiter K. diente mir zum Dolmetscher. Wir fanden noch einen der Wirthe am Leben, bei dem ich 1756 im Quartier gestanden hatte, der mich erkannte und mir mancherlei Begebenheiten, die das Städtchen inzwischen erlebt hatte, erzählte.

Meine Sophie **) hatte ich ganz vergessen. Aber auf einmal präsentierte sich meinen Augen das Häuschen, worin sie gewohnt hatte und somit die ganze Geschichte. Ich fragte den Mann, ob er sich nicht einer Frau erinnere, die mit ihrer Tochter einst hier in dem Häuschen gewohnt habe? „Sehr gut," antwortete der alte Polak, „sie ist hier in Piaseczno gestorben und begraben, aber ihre Tochter lebt noch als Witwe und auch diese hat wieder

*) Bei dem sächsischen Chevauxlegers-Regimente Graf Brühl.

**) Siehe Kapitel 6.

eine Tochter, welche an den reichen Mehlhändler D. . . verheiratet ist. Hier in diesem großen Hause, das am Ende der Gasse steht, können Sie Mutter und Tochter finden".

Ein wohlgebautes, schlankes Weib kam uns entgegen und fragte in gutem Deutsch, was wir begehrten? Mein Begleiter ließ mir nicht Zeit zur Antwort. Er stieß mich in die Seite und flüsterte mir ins Ohr: „Herr! das muß Ihre Schwester sein, es ist ja Ihr leibhaftes Ebenbild?" Nun brachte ich meine Anfrage vor, wegen einer gewissen Sophie K*** und durfte nicht lange fragen, denn die Frau fiel mir ins Wort: „Ei! das ist ja meine Mutter; Sie müssen sich aber doch in der Person irren, denn sie kann kein Wort deutsch." Man rief sie. Sie kam — erstaunte — und hörte von ihrer Tochter, daß ich es sei, der sich nach ihr erkundigte und sagte kein Wort, sondern lief zurück, holte das Gebetbuch, worin unsere Namen, noch wohl conserviert, von meiner Hand geschrieben standen, und so waren wir Beide ganz geschwind im Klaren, worüber mein Begleiter und die junge Frau nicht wenig erstaunten, denn es war durchaus eine stumme Scene, zu welcher nur wir Beide den Schlüssel hatten. Leider hatte die gute Sophie auch nicht einen Zug von ihren vorigen Reizen behalten und es wurde mir gar nicht sauer, mich des Umarmens zu enthalten, welches sonst bei dergleichen Zusammenkünften in Romanen und wahren Geschichten üblich zu sein pflegt. In Gegenwart der Tochter zu weiteren Explicationen zu schreiten, das war nicht rathsam. Wir nahmen die ehemalige schöne Sophie in unsern Wagen mit nach Warschau und ließen uns da bei einem Glase Wein die Begebenheiten erzählen, welche sich nach unserer Trennung mit ihr zugetragen hatten.

Nicht lange nach dem Tage Portiuncula's, stellten sich bei dem armen Mädchen allerlei Zustände ein, welche ihre Mutter aufmerksam machten und dieser erfahrenen Matrone zu weiteren Untersuchungen Anlaß gaben, wobei sie gar bald die Wahrheit entdeckte. Auch sie hatte ihr Töchterlein einem Portiuncula-Tage zu verdanken, und zwar von einem Herrn, der Vermögen genug hatte, aber nicht eben so viel guten Willen, für sein Kind zu sorgen. Sie schlug

den vernünftigsten Weg ein, den eine Mutter in dergleichen Fällen ergreifen kann und bereitete die Tochter vor zu dem Mittel, wobei ihre Ehre am wenigsten in Verdacht gezogen werden konnte. Sie reisten Beide noch im härtesten Winter in eine entlegene Gegend Polens, wo die Frau einen Anverwandten in Diensten eines Fürsten hatte. Diesen wußte sie zu überreden, daß er sie noch 16 Meilen weiter begleitete in einen Ort, wo die Mutter schon ehedem gewohnt und viel Bekanntschaften hatte. Hier wurde der Herr Vetter als ein neuer Ehemann ausgegeben, der nach dem Kindbett seiner Frau alle zusammen wieder abholen und zu sich nehmen würde. Er hielt auch Wort, kam zu der festgesetzten Zeit, holte die Familie wieder ab und führte sie noch einige Meilen, um sie von dieser Zeit an ihren Schicksalen zu überlassen.

Hier ist nun, was mir um des Lesers willen sehr leid thut, ein hiatus in manuscripto, und zwar erstreckt sich derselbe auf sechs Jahre, von denen ich so wenig Rechenschaft geben kann, als ich sie erhalten habe; genug, die, wie ich vermuthe, damals noch schöne Sophie galt nun für eine Witwe und eroberte endlich noch einen Mann, von dem mir eben auch nicht viel Rühmliches mitgetheilt wurde.

Endlich beschloß diese honette Familie, ihre Residenz wieder in Piaseczno aufzuschlagen. Das Früchtchen vom Tage Portiuncula, Antonia oder Antuszа genannt, wuchs indeß heran und wurde so reizend, daß sie das Herz eines reichen Mehlhändlers rührte, und ihm in ihrem 16. Jahre angetraut und wohl versorgt wurde. Ihr Stiefvater starb, woran er sehr wohl that. Antusza hatte schon wieder 5 oder 6 Kinder, denen nichts davon träumte, daß sie noch einen Großvater hatten. Von der ganzen Geschichte sollte nun, nach unserer Verabredung, kein Mensch, außer Freund K. etwas erfahren; aber doch kam nach etlichen Tagen das liebe Weib Antonia, begehrte Privat-Audienz, fiel mir zu Füßen und nannte mich Vater.

Von seiner Reise nach Warschau wieder zurückgekehrt, beschäftigte sich Bretschneider abermals mit Ideen zur Verfassung eines Werkes. Er theilte darüber Nicolai Nachfolgendes mit:

„Ich muß Ihnen — schreibt er — eine Sache melden, die mich jetzt sehr beschäftigt. Ich schreibe ein Buch und denke, daß ich etwas nicht Gemeines liefern werde. Der Kopf ist mir von den vielen Streitigkeiten Stark's, Lavater's und anderer Schwärmer &c. so warm geworden, daß ich meine schon lange über verschiedene Männer, z. B. Zinzendorf, Schwedenborg, Messerschmidt und Andere, die ich gekannt habe, gesammelte Erfahrungen in Ordnung bringen und damit vor der Welt erscheinen will. Mein Werk wird etwa ein Alphabet stark werden und den Titel verdienen: „Ueber Glauben und Prüfung des Seltsamen und Abenteuerlichen.“ Es wird mehr aus Beispielen und meinen daraus gezogenen Resultaten, als aus Raisonnements bestehen, und über einiges Räthselhafte in dem Charakter und Betragen der Männer, die ich genannt habe, Licht geben. Ich habe einen Abschnitt, der etwa sechs gedruckte Bogen beträgt, fertig.“

Bretschneider trug Nicolai den Verlag davon an, der ihn aber in der damaligen Periode, wo der Minister von Wöllner nicht sein Freund war, ablehnen mußte. Vielleicht wäre in ganz Deutschland niemand besser imstande gewesen, über diese Materie so zu schreiben, als Bretschneider, weil sein Briefwechsel beweist, daß er vierzig Jahre lang unermüdlich gewesen war, Thatsachen zu sammeln. Es ergibt sich aus einem spätern Briefe, daß er von dem, was er fertig hatte, hernach bei der vortrefflichen Recension der Swedenborg'schen Schriften Gebrauch gemacht hat. Die vielen Anekdoten, die Bretschneider von einer Menge der bekanntesten Leute darin zu erzählen Willens gewesen, würden ihn als Verfasser unverkenntlich gemacht haben. Er konnte mit sich selbst nicht einig werden, ob er gerade so schreiben solle, wie er dachte.

„Thue ich das“ (sagt er im Briefe vom 10. November 1788), „so bin ich in vier Wochen von allen Schwärmern, Sectierern und Betrügern aus Osten und Süden, aus Westen und Norden verfolgt, von allen Orthodoxen verketzert und von Heterodoxen geschunden. Thue ich es nicht, so ist für die Wahrheit nichts gewonnen, weil jeder die Thatsachen nach seinem Vortheile auslegt.

Ich bin zwar kaltblütig genug, alles zu verachten, was man Böses von meinem Buche sagen würde, gern auch das anzunehmen, was man daran mit Grund auszusetzen fände: aber ich sehe an den Streitigkeiten Anderer, wie selten die Herren bei dem Schriftsteller allein stehen bleiben und wie bald sie persönliche Umstände hinein zu mischen suchen. Das würde mich nöthigen zu antworten, und dadurch würde ich mir die Ruhe meiner alten Tage verbittern."

In demselben Briefe schrieb er noch an Nicolai:

„Herr von H—g, aus der Gesellschaft von der Kette, wurde von dem Kronprinzen in Dänemark nach Polen geschickt, um von dem Fürsten Czartoryski polnische Hengsten für die dänischen Gestüte zu holen. Die „Kette" ist eine auf die Freimaurerei verpfropfte Gesellschaft, die nicht nur in Dänemark, sondern im ganzen Norden sich ausbreitet. Das Ritual ist das nämliche wie jenes, nur ohne die Decoration und Kleidung. H—g sagte mir, daß fast sein ganzer Hof dazu gehört."

Zu Ende des Jahres 1788 wurde Bretschneider von dem Professor Meusel in Erlangen aufgefordert, ihm Beiträge zu dem von Meusel angelegten „Historisch-literarisch-bibliographischen Magazin" mitzutheilen. Bretschneider antwortete darauf demselben aus Lemberg am 17. Mai 1789:

„Ich schicke Ihnen hier etwas für das Magazin, weil ich Sie, da Sie mir die Ehre erwiesen haben, meinen Namen vorzudrucken, nicht gerne zum Lügner machen möchte. Wenn die Zeit kommt, wo ich weniger Geschäfte habe, so will ich bessere und wichtigere Sachen liefern; an Stoff fehlt es mir gar nicht. Ich habe im vergangenen Jahre das halbe Königreich Galizien durchreist und die Klosterbibliotheken visitiert, wo sich manches noch sehr unbekannte Stück gefunden hat. Unter Andern fand ich ein altes Copialbuch des Kaisers Wenzel, worin ein paar hundert seiner Urkunden copiert sind. Pelzel*), an den ich darüber schrieb,

*) Der bekanntlich die Lebens- und Regierungsgeschichte dieses Kaisers schrieb. Prag, 1788—1790, 2 Bände in gr. 8°.

wird es benutzen. Im ganzen Lande findet sich kein gedrucktes Buch vor 1470. Von diesem Jahre an gibt es eine Menge von Schoifer*) und die meisten sehr gut erhalten, weil sie die Pfaffen wenig gebraucht haben. Die vielen Krakauer Ausgaben machen auch einen wichtigen Beitrag für die Bibliographie, denn es sind viele kleine Sachen darunter, viel Nachdrücke, die noch wenig bekannt sind. Ob ich nun gleich alles Seltene für die Garelli'sche Bibliothek beibehalte, so sind doch auch so viele Doubletten von manchen da, daß der Auktions-Katalog, den ich jetzt in die Presse gebe, eine ziemliche Anzahl rarer Sachen ergeben wird."

Am 17. Juni 1789 an Denselben: „Es ist hier ein gar braver Mann, der Nämliche, nach dem Sie einst, auf Gr. oder eines Anderen Verlangen, bei mir anfragten. Dieser Mann ist bei tausend anderen guten Eigenschaften ein Mystiker und was dazu gehört. Der kauft nun alle alchymistischen und magischen Sachen zusammen, deren er habhaft werden kann, war auch begierig, das Harlem'sche Manuscript zu sehen. Durch diesen Mann habe ich einsehen gelernt, warum sich die Swedenborg'sche Secte jetzt so ausbreitet. Wie ich mit ihm bekannt wurde, hatte er alle möglichen alten Schwärmer gelesen, aber Swedenborg noch nicht. Ich brachte ihn auf seine Werke und er wurde gleich ein Swedenborgianer; gewiß nur darum, weil in Swedenborg's Schriften Zusammenhang ist. Swedenborg war ein Mann, der studirt und zu Wolf's Zeiten studirt hatte. Er verstand also die Kunst, seinen Hypothesen eine systematische Gestalt zu geben. Wer nun gern das Wunderbare glaubt, der fragt nicht die Hauptfrage, sondern ist zufrieden, wenn ihm in der einzelnen Auskramung nicht Widersprechendes vorkommt und das macht jetzt viele Swedenborgianer."

„Jacob Böhme und die alten Schwärmer alle gaben sich durch ihre Widersprüche und Dunkelheit zu viele Blöße. Wenn aber ein Mensch einmal gewiß glaubt, daß Swedenborg die Erlaubniß gehabt hat, in den Himmel zu steigen und mit den Geistern zu reden, so kann er hernach mit seinen Gegnern leicht fertig

*) Peter Schoifer oder Schöffer.

werden, weil sein Meister gerade herausgeredet und gesagt hat: „Das habe ich so und nicht anders gesehen und gehört," dabei aber seiner Erzählung einen Zusammenhang gegeben, der ein ordentliches System zu verrathen scheint."

„Sie schreiben mir etwas von Herrnhutern, die vielleicht mit Jesuiten in Verbindung stünden, das ist aber nicht der Fall. Ich glaube, daß jetzt schwerlich noch zehn Menschen leben, die außer der Gemeinde so viel Kenntniß von dem ganzen Herrnhutischen Wesen haben, als ich. In meiner zartesten Kindheit bin ich bei ihnen erzogen worden. Das hat mich bewogen, ihnen genau nachzugehen, so lange ich gelebt habe, und wo ich bei meiner Wallfahrt durch die Welt nur hinkam. Ich habe also seit dem Jahre 1745 gesehen, gehört, gekannt, geprüft, nachgeforscht und einzelne Entdeckungen gemacht, die mich in den Stand setzen, Ihnen als gewiß sagen zu können: daß diese beiden Gesellschaften, eben darum, weil sie in zwei verschiedenen Verhältnissen in einigen Dingen einerlei Absichten haben, auf keine Weise in Verbindung stehen können, die auf einen Hauptplan abzwecken."

Im August 1789 reiste Bretschneider abermals nach Wien. Die Veranlassung dazu war diese: Sein zweiter Sohn, damals 16 Jahre alt, sollte zur Vollendnng seiner Erziehung nach Brüssel reisen, wurde aber in Wien krank und bekam epileptische Anfälle. Im September d. J. war er wieder in Lemberg, von wo er am 29. d. M. an Nicolai schrieb: „Etwas, das Ihre ganze Aufmerksamkeit verdient, ist ein Katalog, der in Wien bei einem obscuren Buchhändler J. G. Binz*), neben dem Zwettelhofe, um 36 Kreuzer zu haben ist. Er führt den Titel: „Catalogus Manuscriptorum chemico-alchemico-magico-cabalistico-medico-physico-curiosorum. 1788. 8⁰." Wenn Sie jemals etwas dergleichen gesehen haben, so kaufe ich Ihnen: „Die Kunst, türkisches Garn zu färben," das darin um tausend Dukaten angeboten wird. Den Katalog hat ein gewisser Baron Linden gemacht, den ich gut kenne. Er besitzt alle die Bücher und Manu-

*) Bretschneider nennt ihn Binzo, was unrichtig ist; er hieß Binz.

scripte, die darin angeführt sind, verkauft sie aber nicht, sondern läßt sie nur gegen Bezahlung abschreiben. Hier findet man Alles, was in diesen Fächern existiert, von Dr. Faust's Höllenzwang an, bis zu des de Toux Manuscripte und dabei ist dies nur ein Katalog raisonné, der sehr vielen Aufschluß über die Geschichte der Goldmacherei und Teufelsbannerei, besonders in den österreichischen Landen, gibt."

Am 5. Jänner 1790 gab Bretschneider Nicolai Nachricht, daß er einem gewissen Ertel vor drei Jahren Swedenborg's „Traktat von den Planeten und Erdkörpern" gegeben habe, ohne daß er irgend eine Absicht dabei gehabt hätte. „Dieser Ertel las das Buch," fährt Bretschneider fort, „bekam Geschmack an Swedenborg, kaufte sich nach und nach alle seine Werke, las sie und nunmehr sieht er Geister, predigt ein neues Jerusalem, schreibt Episteln an die Gläubigen zu Ephesus und ist so weit, daß man ihm einen Vormund setzen sollte. Dieses ehrenvolle Amt war mir zugedacht; ich habe es aber abgelehnt."

Am 20. Februar 1790 starb in Wien Kaiser Josef II. Es war dies ein harter Schlag für Bretschneider, denn der verstorbene Kaiser war sein allergnädigster Gönner und Beschützer gewesen. Da Bretschneider in vielfachem und vertrautem Verkehr mit dem Kaiser Josef II. gestanden war, so dürften die nachfolgenden Berichte Bretschneider's über den edlen Kaiser, welche wir in den folgenden Kapiteln mittheilen, den Lesern von großem Interessš sein.

Fünfzigstes Kapitel.

Kaiser Josef II. Seine Liebe zur Musik und zum Theater. — Die Oper „Il Rè Teodoro“ von Da Ponte. — Wie es bei Josef mit der Gelehrsamkeit und den wissenschaftlichen Kenntnissen stand. — Die „Rêveries du Comte de Saxe“. — Josef's Gunst für die deutsche Sprache. — Seine Neigung zum Zorne. — Sein unglücklicher Schuß im Augarten. — Er war weder Tyrann noch grausam. — Die Geschichte des Obersten Szekely. — Die Rosenkreuzer. — Der Reichshofrath Agent Matolai. — Baron Liebenstein und sein Goldsalz. — Der Mauthvisitator Bacciochi. — Der Denunciant Götz.

Weil ich das Glück gehabt habe, diesen Monarchen in der Nähe beobachten zu können, indem er mich stundenlang bei sich geduldet und viel mit mir gesprochen hat, so kann ich einzelne Züge von ihm mittheilen, die vielleicht manchem Leser nicht unbedeutend vorkommen werden. Josef liebte Musik, spielte selbst den Flügel und die Baßgeige, war ein Freund vom Theater und beförderte gerne öffentliche Lustbarkeiten aller Art; war gerne da, wo sich viele Menschen versammelten, um sich zu ergötzen und eröffnete aus dem Grunde Prater und Augarten allen Ständen. Die Oper „Il Rè Teodoro“ mußte der Hofpoet Abate Del Ponte*) auf seinen Befehl verfertigen, aber sie fiel nicht ganz so aus, wie der Kaiser wünschte. Er wollte eine Satyre auf den König von Schweden haben, der damals in den europäischen Ländern herumreiste; aber der Geist der Satyre ruhte nicht auf dem Abate und Seine Majestät waren endlich auch mit dem zufrieden, was der Dichter geliefert hatte.

Die vortreffliche Musik des Hofkapellenmeisters Salieri wird das Ohr des Kenners immer schätzen, wenn auch kein Mensch mehr weiß, daß sie auf den ausdrücklichen Befehl des Kaisers Josef geschrieben wurde, und was den Text anbelangt, so würde er durch einige kleine Veränderungen, die weder Zeit noch Kunst erfordern, sehr viel gewinnen. Es kommt mir sehr anstößig

*) Daponte.

vor, daß der arme Theodor, der sich durch das ganze Stück a[…] ein ehrlicher Mann aufführt, der mit seinem unglücklichen Schicks[…] das Mitleid des Zuschauers erregt, am Ende von einem eife[…]süchtigen Kaufmannsburschen verspottet und gemißhandelt wi[…] Mich dünkt, der Dichter erwecke dann mehr Abscheu als Ve[…]gnügen. Wenn er seinen Helden, wie den Schelm Gaffori […] als einen Windbeutel oder als einen Betrüger oder Bösewi[…] wie Don Juan aufgeführt hätte, dann könnte so ein Ausga[…] seinen moralischen Werth geben, aber er zeigt durchaus ei[…] keinen bösen Charakter und der Knoten des Dramas löst sich am Ende mit seinen Schulden, die ihm wie eine Litanei vorgesungen werden. Diese Schulden und die Liebe zu der schönen Wirthstochter sind also die Verbrechen, die ihn ins Gefängniß bringen, und ich fände darin eben die Eigenschaften, die ihn zum Könige qualificieren. Ludwig, dieses Namens der Fünfzehnte, mit dem Zunamen der „Vielgeliebte", hat fünfzig Jahre regiert. Liebe und Schulden begleiteten ihn bis zum Grabe.

Gelehrsamkeit oder auch nur oberflächliche wissenschaftliche Kenntnisse waren Josef's Sache nicht, ob er gleich nicht ganz leer war und von den italienischen Dichtern viele Stellen auswendig hersagen konnte. Er hatte seinen Tasso und Ariost gelesen, und dazu ist er vermutlich in seiner Jugend angehalten worden, denn er recitierte die Verse so ziemlich im Schultone. Der König in Preußen hatte ihm bei der Zusammenkunft in Schlesien die „Réveries du Comte de Saxe" empfohlen und ihm ein elegant gebundenes Exemplar geschenkt. Mich hat einer von seinen Leuten, der bis an sein Ende bei ihm war, versichert, daß zwar dieses Buch in der ganzen langen Zeit, seit der schlesischen Zusammenkunft, nicht von des Kaisers Nachttische gekommen sei, daß aber alle Blätter noch am goldenen Schnitt fest zusammenklebten, als er starb*).

---

*) Hier erwähnt Bretschneider auch den Fall, der schon weiter oben (siehe Kapitel 48) erzählt wurde, daß Josef den Cornelius a Lapide mit dem Hyppolitus a Lapide verwechselte.

Der deutschen Sprache war Josef günstig und wollte sie durchaus in seinen Ländern, wo mancherlei Zungen gesprochen werden, als die allgemeine Staatssprache einführen, was eben nicht so geschwind einzuführen war, als er sich einbildete. Josef war geneigt zum Zorn und zum Verdruß, wenn er seine Hoffnungen verfehlt sah. Es dauerte aber nicht lange Zeit, und zu Gemüthe zog er sich nicht leicht etwas. Ich weiß nur einen Fall, der ihn sehr betrübte. Er erschoß im Augarten einen Menschen, den er durch das Gebüsch für ein Wild angesehen hatte. Er kränkte sich darüber sehr und war nicht eher getröstet, als bis der Vater des Erschossenen mit einem reichlichen Sühnopfer versichert war.

Die ihn der Tyrannei oder Grausamkeit beschuldigen, bedenken nicht, wie nothwendig es beim Anfange seiner Regierung war, Beispiele strenger Gerechtigkeit zu zeigen. Er war jedoch nicht hartherzig, aber das hab' ich an ihm bemerkt, daß er es gerne sah, wenn man sich vor ihm fürchtete. Man konnte ihn durch nichts in bessere Laune versetzen, als durch eine Erzählung von Schrecken und Furcht vor seiner Person. Nichts hat indessen mehr Aufsehen gemacht und auf seinen Ruf einen schlimmeren Einfluß gehabt, als die Geschichte des Obersten Székély. Dem Kaiser wird dabei hauptsächlich zur Last gelegt, daß dieser Mann sich ihm anvertraut und gleichsam in seine Arme geworfen hatte und doch so eine entehrende Strafe ausstehen mußte. Man hat Beispiele von Potentaten, welche groß genug dachten, denen, die sich ihnen anvertrauten, zu verzeihen. Ludwig der Vierzehnte schickte einem General, dem befohlen war, nach Paris zu kommen, einen Eilboten entgegen, mit dem Befehl, sogleich wieder zurück zu der Armee zu gehen, weil die Frau des Generals dem Könige zu Füßen gefallen war und ihm das Bekenntniß abgelegt hatte, daß sie sich in Abwesenheit ihres Mannes habe schwängern lassen. Das war freilich galant von einem Monarchen, den die Hugenotten einen Tyrannen hießen, weil er sie mit Feuer und Schwert bekehrte und die Pfalz verbrennen ließ; aber es war hier nicht die Rede von Eingriffen in die Staatskasse, wobei das Beispiel einer

solchen Großmuth und Willfährigkeit zum Verzeihen, um der Folgen willen, nicht eben sehr rathsam wäre. Inzwischen verdient der gute Székély, der ein Opfer ausgelernter Spitzbuben ward, daß man seine Geschichte in der wahren Gestalt darstelle. Denn sie ist aus Gründen, die jedem einleuchten müssen, der Welt noch immer ein Geheimniß geblieben.

So wie Maria Theresia die Augen geschlossen hatte, kroch ein Völkchen aus Winkeln und Nebenwegen hervor, das sich zeither gar nicht hatte blicken lassen. Es nennt sich „Rosenkreuzer", und war bekannt genug. Diese Leute hoben nun ihre Häupter empor, wagten, in guter Hoffnung auf die bekannte Toleranz des neuen Regenten, daß er selbst bald mitarbeiten werde, ohne Scheu öffentlich ihr Wesen zu treiben, warben viele Rekruten und hatten starken Zulauf. Auf ihren Meisterstühlen saßen ein paar feine Hypokriten, ein jeder nach seiner Weise; wovon ich jetzt nur den Reichshofraths-Agenten Matolai*) zu nennen brauche, weil er Meister vom Stuhl der nämlichen Loge war, in welche sich Székély zu seinem Unglücke hatte aufnehmen lassen. Allen den armen Schafen, die sich in den Orden locken ließen und den Worten der Apostel desselben glaubten, spiegelte man außerordentliche Glückseligkeiten vor, die ihrer warteten. Der glattzüngige Matolai wußte ihnen insbesondere das System der Goldmacherei und den Umgang mit den Geistern mit sehr geheimnißvollen Mienen ganz süß und lieblich beizubringen und der arme Székély war auch Einer von den Fischen, die an dieser Angel anbissen. Er dünkte sich unendlich glücklich, in eine Gesellschaft gekommen zu sein, die ihm goldene Berge versprach, und arbeitete fleißig. Unter Arbeiten wird hier nichts anderes verstanden, als fleißig alle Logen zu besuchen, seinen Beitrag richtig zu bezahlen, die Obern als außerordentlich große Männer zu verehren und in den Hieroglyphen große und sehr nutzbare Geheimnisse zu suchen. Zum Glauben an solche Possen sind die Menschen sehr geneigt, denn die Mittel reich zu werden, die weder Zeit noch Mühe

*) Matolai war 1783 (vielleicht auch 1784) Meister vom Stuhl der Wiener Loge zur „gekrönten Hoffnung".

brauchen, sind doch wahrhaftig gescheiter, als wenn Einer mit Krämereien anfangen muß und stufenweise nach 20 oder 30 Jahren mit vieler Mühe und Anstrengung zum Glück gelangen kann, ein Bankier zu werden.

Matolai war zugleich Rosenkreuzer, welche letzte Stufe der Dummheit von der einen und der Betrügerei von der anderen Seite auch Székély betrat; überdies wurde er mit der Hoffnung gelabt, gar nicht mehr weit von dem Lapide (Stein der Weisen) entfernt zu sein, einstweilen aber könne er vorher zu andern wichtigen Geheimnissen und Kunststücken gelangen, zu Universal-Arzneien, womit herrliche Wunderkuren zu verrichten wären, durch die man soviel gewinnen könne, als die Kosten des Hauptprocesses betragen würden. Kurz, Székély erträumte sich ein Himmelreich aus allen den Hoffnungen, die er sich selbst und Matolai ihm machten.

Um diese Zeit kam ein gewisser Baron Liebenstein nach Wien und brachte einen Laboranten mit, der Götz hieß und dieser hatte ein Weib, das viel schwatzte. Liebenstein*) ist der Erfinder des sogenannten philosophischen Goldsalzes, eines guten Arzneimittels gegen Fäulniß und Schärfe im Blut. Es besteht aus starkem, mit Vitriolöl gesättigtem Weinstein. Liebenstein kam nach Wien, um sich da Abgang seines Goldsalzes zu verschaffen und hatte den Laboranten Götz mitgenommen, um ihn bei Verfertigung desselben zu verwenden. Außerdem waren Götz und seine Frau, er Bedienter und sie Köchin des Barons. Nun traf es sich, daß der Visitator auf der Hauptmauth in Wien, der die Koffer des Baron Liebenstein zu untersuchen hatte, ein der Kunst sehr ergebener Rosenkreuzer war. Er hieß Bacciochi. Als dieser Mann so viel chemisches Geschirr und anderes Werkzeug, das zu dem Goldsalze gebraucht wurde, unter den Geräthen des Barons fand, so kam er gleich auf die Gedanken, der Eigenthümer dieser Dinge müsse ohne Zweifel Einer von den geheimen Oberen der Rosenkreuzer sein. Er begegnete ihm daher mit der größten Ehrfurcht, begleitete ihn in sein Quartier und fand, weil

*) Siehe das 11. Kapitel.

Liebenstein sich nicht mit ihm einlassen wollte, alle Kennzeichen eines solchen geheimen Obern, die sich nicht zu erkennen geben. Er ermangelte also nicht, seinem bekannten Obern Matolai Rapport zu erstatten und verbrämte seine Erzählung mit so vielen wunderbaren Eigenschaften, die er jenem beilegte, daß die ganze Societas Rosaecrucianorum, die damals in Wien schwärmte, in Bewegung über den Gast gerieth. Die Herren wollten sein Incognito nicht gelten lassen und sendeten eine Deputation an ihn, die ihn mit aller, einem unbekannten Obern gebührenden Reverenz und Unterwerfung einladen sollte, sie mit seinem Besuche zu beehren, ihre Arbeiten zu prüfen und ihnen aus der Schatzkammer seiner Geheimnisse etliche Kleinodien mitzutheilen.

Liebenstein, der noch jetzt, im 83. Jahre seines Alters, gesund und frisch herumwandert,*) aber wie man hören wird, durch diese Leute blutarm geworden ist, war im siebenjährigen Kriege Hauptmann in preußischen Diensten und Adjutant des Generals Salomon. Er ist ein Mann ohne Komplimente, geradsinnig, ehrlich und aufrichtig. Da kamen nun freilich die Herren Deputati an den unrechten Mann. Er fertigte sie kurz ab, nannte ihre Rosenkreuzerei Narrenpossen und ihr ganzes Wesen Betrügerei, sagte ihnen, daß ihre unbekannten Obern sie bei der Nase herumführten, und wollte sich auf sein Goldsalz auf keine Art mit ihnen einlassen. Inzwischen hatte doch diese Arznei schon unter den Brüdern einen gewissen Ruf erlangt. Matolai und Bacciochi hatten es als ein zuverläßiges rosenkreuzerisches Product ausgegeben. Es war auch endlich nothwendig, nach so vielen Worten einmal etwas Reelles vorzubringen und die Obern beschlossen, mit List und Schlichen hinter das Geheimniß zu kommen. Ein jüngerer Bruder und Herr Bacciochi ließen sich dazu gebrauchen. Liebenstein war auf kurze Zeit nach Ungarn gereist, was man benutzte, um Bekanntschaft mit dem Laboranten Götz und seinem Weibe zu machen. Die Herren wußten freilich nicht, daß sich Liebenstein einen Zusatz vorbehalten und bei Verfertigung des Salzes

*) Er starb am 26. December 1806 in Nürnberg.

dem Laboranten verborgen hatte. Aber er und sein Weib gaben vor, das Geheimniß ganz zu besitzen und es wird noch bis auf den heutigen Tag so unvollständig nachgemacht. Götz und seine Ehegesponsin waren schlau genug, die hohe Meinung, die die Herren von dem Salze hatten, zu bestärken und den Preis für die Entdeckung darnach zu bestimmen. Dazu kam noch das persönliche Interesse eines von den zwei Unterhändlern, der dem Weibe gern etwas zuwenden wollte.

Die Forderung war stark, und man fand Keinen unter der Gesellschaft, der leichter zu bereden war, als den armen Székély, der, geblendet von den schmeichelhaften Aussichten, in kurzer Zeit so große Kuren zu machen hoffte, deren Eine so viel als die ganze ausgelegte Kaufsumme betrug, hereinbringen würde, daß er ganz ohne alle Bedenken in die ihm anvertraute Kasse griff, und in der Hoffnung, das Geborgte bald wieder ersetzen zu können, welche fehlschlug, so unglücklich wurde, wie Jedermann weiß. Nun aber fürchteten Götz und sein Weib die Zurückkunft des Barons Liebenstein, ihres Herrn, der nicht mit sich spaßen ließ. Matolai hatte es übernommen, sie davon zu befreien. Er examinierte das löbliche Ehepaar genau über alles Thun und Lassen und alle Worte und Werke des Barons, und fand in der Entdeckung, daß er ein Freigeist sei, das Mittel, seiner los zu werden. Götz mußte sich auf den Controlorgang stellen, und als der vorbeigehende Kaiser fragte, was er wolle, antwortete er: Sein Gewissen treibe ihn anzuzeigen, ob sein Herr der Baron Liebenstein ein Christ sei, weil er oft von Jesu Christo und der heiligen Maria nicht mit geziemender Ehrehrbietung spreche. Darauf antwortete der Kaiser kurz: „Wenn sein Herr kein Christ sei, so könne er ihn dafür nicht strafen, so lange er nicht Proselyten mache, und ihm (Götz) stünde es frei, seinem Herrn den Dienst aufzusagen und sich bei einem Christen zu verdingen. Das war dem Meister Matolai sehr unerwartet. Ein zweiter Kunstgriff gelang besser. Götz reiste dem Baron, der von Ofen aus geschrieben hatte, wann er zurückkommen würde, bis Wieselburg entgegen und log ihm vor, daß er zu Wien in Verdacht stehe,

ein heimlicher preußischer Werber zu sein, daß er von der Polizei überall gesucht werde u. s. w. Diese Lüge konnte ihre Wirkung nicht verfehlen, und Liebenstein mußte, mit aller seiner Unschuld, viele Unannehmlichkeiten befürchten, denen er damit auszuweichen glaubte, daß er, ohne Wien zu berühren, durch einen Umweg aus österreichischen Landen ging. Seine in Wien zurückgelassenen Kleider und andere Sachen schenkte er seinem Verräther, dankte ihm für seine Treue und gab ihm ein Rendez-vous in Regensburg, nebst Reisegeld, wovon aber Götz keinen Gebrauch machte.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Der Kabinets-Secretär Günther und die schöne Jüdin Eskeles. — Ungnade Günther's und deren Ursachen.

Der einzige Mensch, von dem man sagen kann, daß er eine Zeit lang Kaiser Josef's Gewogenheit vorzüglich genoß, war der bekannte Kabinets-Secretär Günther, der aber, zu seinem Unglück, nicht Kopf genug hatte, ein solches Glück zu ertragen. Sein natürliches Talent war gering und in Wissenschaften hatte er, so wie alle Dummköpfe, gerade so viel gethan, als die Schulstudien mit sich bringen, praetereaque nihil. Er machte einen schönen Buchstaben und konnte rechnen. Hiermit und mit seiner Stupidität erwarb er sich die Gunst des Monarchen — ein Glück, das er verdiente, wenn es genug ist, für seinen Herrn die tiefste Verehrung und Treue zu hegen. Diese Eigenschaften besaß er und hätte also nicht so fallen sollen, wie ein Anderer voll Ränke, List und Schelmerei gemeiniglich zu fallen pflegt. Diesem Günstling widerfuhr eine solche Ehre wegen seiner kurzen Einsichten und wegen dessen, was ihm fehlte — das war Welt- und Menschenkenntniß. Die gute Portion Stolz, die sich bei erklärter Herrengunst nach und nach in ihm bildete, und die eben zur Zeit seines Falles erst zu brausen anfing, muß man einem Menschen seiner Art gar nicht übel nehmen,

sondern als eine natürliche Folge seiner Muse und seines Glückes ansehen, auf der auch große Geister nicht stark genug sind, diese Empfindung zu verleugnen; nur daß diese ihren Hochmuth auf Ueberlegenheiten steifen können, woran Günther keinen Anspruch hatte. Von seinem Herrn hatte er die Idee der höchsten Vollkommenheit. Was aus seinem Munde floß, war bei Günther Kraft und Geist, und was seine Feder entwarf, Kern aller Sentenzen — laudamus, ut laudemur.

Auch der Kaiser fand an Günther's Aufsätzen Gefallen. Das hätte nun alles so in seiner Ordnung fortgehen können, wenn sich ein junger Mann, wie Günther damals war, mit dem Umgange seines Herrn, der schon ziemlich familiär zu werden anfing, hätte begnügen können. Aber er suchte sich bei Weibern zu erholen und ging nicht regis ad exemplum von einer zur andern, sondern blieb bei Madame Eskeles, einer hübschen Jüdin von Amsterdam*), verheiratet und geschieden in Berlin, stehen und brachte seine Ruhestunden bei ihr zu. Diese Jüdin wurde in Wien als eine Berlinerin angesehen, und da hieß es, wie dort von Nazareth: „Was kann von Berlin Gutes kommen?" Dazu kam, daß sie das Bücherlesen liebte und nun eine „Gelehrte" genannt wurde, welcher Beiname in Wien sehr zweideutige Auslegungen erdulden muß. Man glaubte, sie schreibe alles nach Berlin, was ihr Günther zutrage, und so verleitete die Gewinnsucht einen Lumpenhund ihrer Nation**) zu denuncieren, daß Günther und diese Frau den Staat verriethen. Wahrhaftig, der arme Mensch erfuhr so wenig, daß er nichts verrathen konnte. Beide Personen hatten, wenn sie allein waren, ganz andere Dinge zu verhandeln als Staatsgeheimnisse. Indessen der Denunciant handelte auch nach Ueberzeugung. Er hatte keine andern Begriffe vom Umgange mit den Menschen miteinander, als solche, die sich auf Geheimnisse gründen. Herzensangelegenheiten kamen bei ihm gar nicht in Anschlag, denn das Ding kannte er nicht einmal dem Namen nach. Was konnten die zwei Personen anderes machen,

*) Das ist unrichtig, sie war in Wien geboren.

**) Joras hieß er nach einer Anmerkung des Professors Meusel.

als Geld gewinnen, und wie konnten sie es anders gewinnen, als durch Verätherei? Ein kluger Kopf will auch für seine Entdeckungen gewinnen. Er zeigte also seine Muthmaßungen als entschiedene Wahrheiten an und glaubte, ein einziger Brief, den man auf der Post öffnen solle, würde ihm zum Beweise hinlänglich sein. Anstatt aller seiner Hoffnungen wurden ihm vierzig Stockschläge auf öffentlichem Markte zugezählt. Denn Günther und Madame Eskeles, nachdem sie lange separiert vernommen und untersucht worden waren, wurden unschuldig befunden, aber doch sie exiliert und er als Concipist beim Gubernium in Siebenbürgen angestellt.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Josef's Ansicht von seinen Pflichten gegen seine Unterthanen. — Seine Religion. — Seine Härte gegen die Abrahamiten. — General Alvinzi. — Josef's Geneigtheit, Vorschläge zu Neuerungen anzunehmen. — Baron Calisius und die Pyramiden von Komorn. — Ein Project zur Unterminierung der Grenzen des Reiches.

Die herrlichste von Josef's Eigenschaften war, daß er seine Pflichten gegen seine Unterthanen kannte und sie zu erfüllen strebte. Ueber die Art und Weise, diese zu erfüllen, haben die Potentaten keine ausschließende Vorschriften und Derjenige, der wie der Kaiser Josef diese Pflicht zu seinem Hauptaugenmerke macht, handelt nach seinen Einsichten oder folgt dem Rathe, den er für den besten hält. Josef glaubte nicht, daß er auf den Thron gesetzt sei, um andere für sich arbeiten zu laßen; er arbeitete selbst, ließ Jedermann vor, duldete kein Ansehen der Person, sondern schätzte die Menschen nach ihren Eigenschaften und ihrem innern Werth, nannte sich den ersten Beamten des Staates und handelte auch als solcher, soweit seine Kräfte reichten.

Was seine Religion anbelangt, so war er ein guter katholischer Christ, der die Lehrsätze der Kirche von Herzen glaubte, nur bisweilen die Unfehlbarkeit des Papstes in Zweifel zog und sich eingeschlichenen Mißbräuchen widersetzte.

Als die sogenannten Abrahamiten*), die sich zu keiner der drei anerkannten christlichen Confessionen bekennen wollten, aus Böhmen weggeschafft und in das Banat transportiert wurden, war Josef eben in Ofen, als man diese Leute durchführte. Er lies sie insgesammt vor die Festung bringen und behandelte sie sehr hart mit Drohungen. General Alvinzi, der zugegen war, wagte es, ein Wort für sie einzulegen und sagte: „Aber diese Menschen glauben doch an Gott.“ „Eben das,“ antwortete Josef, „zeugt von ihrer unvernünftigen Hartnäckigkeit, denn wenn sie an einen Gott glauben können, so müssen sie auch an eine Kirche glauben; Eines folgt aus dem Anderen. Ich weiß gar nicht, was das für Dummköpfe sind, die da viel von ihrem Glauben an Gott schwatzen und das Uebrige der christlichen Religion nicht glauben wollen, was doch eine ganz entschiedene Folge von dem Glauben an Gott ist.“

Kaiser Josef war sehr geneigt, Vorschläge und Entwürfe zu Verbesserungen und überhaupt viel versprechende Neuerungen anzunehmen und anzuhören. Er faßte aber dergleichen Dinge meistens nur von der Seite der guten Folgen, die sie versprachen, überlegte aber nicht allezeit gründlich die Schwierigkeiten der Ausführung und dachte oft nicht daran, daß die Nationen, die er beherrschte, in Denkungsart, Sitten, in der Kultur und sogar nach ihrer physischen Beschaffenheit gar sehr von einander unterschieden sind. Er wollte z. B. ohne Rücksicht auf die große Verschiedenheit in der Landesverfassung das nämliche Urbarium in Galizien einführen, wie in Oesterreich, Steiermark u. s. w., warf damit die Grundherren aus dem Besitz ihrer angeerbten Gerechtsame und Einkünfte oder wenigstens eines Theils der Letzteren und war genöthigt, bei den vielen Anstößen, die sich im Laufe seiner neuen Einrichtungen täglich entgegenstellten, immer Vieles zu

*) Die Abrahamiten, eine deistische Secte, die 1782 bei Pardubitz in Böhmen auftrat und den Glauben zu haben meinte, den Abraham schon vor seiner Beschneidung gehabt habe. Außer der Lehre von Gott und dem Vaterunser nahmen sie keinen Lehrsatz aus der heiligen Schrift an. Sie wurden bald unterdrückt.

widerrufen und auf's Neue abzuändern, wodurch die Güterbesitzer und Unterthanen ihre Einkünfte niemals berechnen konnten.*)

In dieser Epoche hatte ein Schmierer den Einfall, ein Buch über Galizien zu schreiben, welches er „Briefe über Galizien" betitelte. Im 79. Bande der „Allgemeinen Teutschen Bibliothek" (S. 590 u. ff.) findet man eine Recension dieses Buches, die von mir geschrieben ist und ganz unparteiische Bemerkungen über das neue System, das damals in Galizien eingeführt werden sollte, liefert.**)

Bei der Bereitwilligkeit des Kaisers, Jeden anzuhören, der ihm etwas Nutzbares zu entdecken vorgab, mußte er seine Zeit oft ganz unbedeutenden und sogar abenteuerlichen Dingen aufopfern. Ein gewisser Baron Calisius bat sich eine Audienz aus, um Sr. Majestät eine Sache von äußerster Wichtigkeit vorzutragen, die er denn auch mit folgenden Worten anbrachte: „Die Stadt Komorn in Ungarn hat fast alle fünf Jahre das Unglück, Erdbeben bei sich zu verspüren, die ihr schon oft großen Schaden zugefügt haben und sie noch immer der größten Gefahr aussetzen und den gänzlichen Untergang drohen. Nun habe ich bemerkt, daß in Egypten niemals Erdbeben waren, noch sind. Da sich nun Egypten von andern Ländern in nichts unterscheidet, als daß es Pyramiden hat, so müssen Pyramiden ein sicheres Mittel gegen Erdbeben sein." — K. J. „Also wäre es gut, dort ein Paar oder mehrere der Dinge aufzubauen?" — C. „Das ist eben mein allerunterthänigster Vorschlag und ich überreiche hiemit Eurer Majestät einen Riß, wie gebaut werden könnte." — K. J. „Haben Sie auch die Kosten berechnet?" — C. „Nein, aber ich glaube, mit drei- bis

*) Siehe auch Kapitel 12.

**) Professor Meusel schreibt hierüber: Der Titel des Buches lautet so: „Briefe über den jetzigen Zustand von Galizien", ein Beitrag zur Statistik und Menschenkenntniß, 2 Theile, Leipzig (eigentlich Wien) 1786, 8°. Mit Kupfern. Der Name des Verfassers wurde bald bekannt, nämlich Franz Kratter, Kassier zu Lemberg. Bretschneider hat zugleich ein paar andere Gegenschriften gegen Kratter und eine Vertheidigung von Diesem mitrecensiert. (Vergl. auch Schlözer's Staatsanzeigen. Band 9, Heft 34, S. 244 u. ff.)

viermalhunderttausend Gulden könnte man zwei recht artige Pyramiden aufführen; etwas kleiner freilich als die egyptischen." — K. J. „Hat die Stadt Komorn so viel Geld?" — C. „Nein, aber sie darf hoffen, daß Eure Majestät etwas beitragen und der Rest wäre wohl durch eine Collecte im Lande zusammenzubringen." — K. J. „Nun, ich habe nichts dagegen, wenn ein schicklicher Platz vorhanden ist, der zu sonst nichts gebraucht werden kann und Sie wollen das Werk auf Subscription unternehmen, so bauen Sie nur frisch darauf los. Ich kann mich aber über meinen Beitrag nicht eher erklären, als bis ich wenigstens Eine Pyramide völlig aufgebaut mit eigenen Augen gesehen habe. Servus!" — Alles das hab' ich mit meinen Ohren auf dem Controlorgang in Wien mit angehört.

Ein anderer Projectant vom Ingenieurcorps überreichte dem Kaiser einen Plan, wie er die Grenzen seiner Länder durchaus unterminieren könnte, um sich damit gegen alle feindlichen Einfälle sicher zu stellen.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Josef's Mißtrauen gegen Jedermann. — Der Reichshofraths-Präsident Baron Hagen. — Seine Unterredung mit Josef. — Josef's geringe Meinung von der bürgerlichen Ehre. — Seine Verachtung gegen geheime Gesellschaften. — Verfehlter Versuch des Hofrathes Born, den Kaiser in den Freimaurer-Orden aufzunehmen. — Ein Abgesandter des Herzogs von Braunschweig, um die Aufnahme Josef's in den Freimaurer-Orden zu bewirken. — Zorn des Kaisers darüber. — Kaiser Josef und Lascy. — Ein interessanter Brief Bretschneider's an Nicolai über Kaiser Josef. — Fürst Kaunitz.

Josef war mißtrauisch, besonders weil er aus täglicher Erfahrung einzusehen glaubte, daß seine Mutter durch ihr Zutrauen täglich betrogen wurde. Der Reichshofraths-Präsident von Hagen war ein bei aller Welt anerkannt grundehrlicher Mann. Der Kaiser sprach einst mit ihm über eine Sache, die ihm Baron Hagen wahrheitsgemäß entwickelte, wovon aber Josef nichts eher glauben wollte, als bis er die zum Beweise dienenden Papiere gesehen habe, welche auch herbeigeschafft wurden. Da sagte Josef: „Mein

lieber Baron Hagen! Ich habe zwar nicht an Ihrer Ehrlichkeit gezweifelt, aber ich bin so sehr daran gewöhnt, alles Gute zu bezweifeln, daß ich auch meinen eigenen Bruder bei ähnlicher Gelegenheit so behandelt haben würde wie Sie, die Erfahrung hat mich mißtrauisch gemacht."

Auch hatte Josef eine sehr geringe Meinung von der bürgerlichen Ehre, von der man aber wohl überhaupt die richtigsten Begriffe nicht auf dem Throne suchen muß. Ein gewisser Präsident wurde von einem Subaltern-Beamten denunciert und mußte, länger als ein halbes Jahr suspendiert von seinem Amte, die schärfste Untersuchung und sehr ehrenkränkende Beschuldigungen erdulden. Seine Sache wurde von einer besonders dazu eingesetzten Commission untersucht, die den Beklagten unschuldig erklärte und dem Verleumder eine Strafe ansetzte, die ihm aber der Kaiser erließ. Als nun der gerechtfertigte Präsident auf Bestrafung des falschen Denuncianten zu seiner Genugthuung drang und den Kaiser mündlich darum bat, antwortete er: „Das kann ich nicht thun; damit würde ich Andere, die mir Wahrheiten entdecken können, abschrecken, und ich muß beim Antritt der Regierung Alles anwenden, um die Schleichwege der Frevler zu entdecken. Oft ist aber der Angeber nicht boshaft, sondern selbst hintergangen". — Präs. „Aber Ew. Majestät werden es dadurch dahin bringen, daß kein ehrlicher Mann mehr vor Anklagen sicher ist." — K. J. „Der ehrliche Mann wird sich rechtfertigen und losgesprochen werden, wie Ihr eigenes Exempel beweist." — Präs. „Es ist wahr, aber das ist doch auch keine Kleinigkeit, wenn ein ehrlicher Mann, so wie es mir ergangen ist, sechs Monate lang bei aller Welt in Verdacht stehen muß, ein Schelm zu sein."— K. J. „Sie sind doch nicht daran gestorben. Wer sich nichts vorzuwerfen hat, kann dazu lachen und zufrieden sein, daß sich seine Unschuld am Ende zeigen wird."—Präs. „Ich kann schwören, daß ich bei aller meiner Unschuld und der Gerechtigkeit meiner Sache, in diesem halben Jahre Höllenangst ausgestanden habe. Nur der Gedanke, zweideutig vor der Welt zu erscheinen, hat mir manche schlaflose Nacht verursacht."

— K. J. „Je nun, da müssen Sie eine verzagte Seele haben. Ich würde das ganz wohl ertragen können und meine Gegner im Voraus auslachen, daß sie sich am Ende betrogen sehen müssen."

Kaiser Josef verachtete die geheimen Gesellschaften. Das wußten aber die Herren anfänglich nicht, sondern schmeichelten sich, er werde zu ihnen treten. Meister Born, ein Meister vom Stuhl, hatte große Dinge im Kopfe, die er mit seinem Bruder Josef ausrichten wollte, wenn er aufgenommen sein würde. Die Versuche, die er durch Brüder Cavaliere anstellen ließ, schlugen alle fehl und Born kam endlich auf den Gedanken, der Kaiser finde bloß Anstoß, sich von seinen eigenen Unterthanen aufnehmen zu lassen, und schrieb diese seine Privatmeinung an den Herzog Ferdinand von Braunschweig als eine positive Wahrheit, worauf erfolgte, was ich sogleich erzählen werde, so wie ich es aus dem Munde Seiner Majestät selbst gehört habe.

Wer jemals den großen Born in jenen Tagen seiner Herrlichkeit, da Fürsten, Grafen und Herren und Leute aus allen Ständen zu seinen podagrischen Füßen saßen und ihm Weihrauch streuten, gesehen hat und nicht noch jetzt darüber lacht, der muß keine gesunde Lunge haben. Von 11 bis 1 Uhr Mittags war Audienz bei diesem erlauchten Meister der Kunst. Er theilte mit freundlichen Mienen Hoffnungen aus, und keiner der versammelten Brüder mit Sternen, Ordenskreuzen oder im gewöhnlichen Anzuge, deren oft fünfzig und mehrere waren, konnte die Begierde nach Geheimnissen verleugnen, die Born ganz wohl zu unterhalten verstand. Einer hoffte nun bald zur Tinktur zu gelangen, ein Anderer bald den Geist Sadiel oder Uriel persönlich zu betrachten; ein Dritter freute sich auf eine Tempelherren-Commanderie; Andere suchten nur durch ihre großen Brüder bessere Profan-Anstellungen zu erhalten, deren sich auch Meister Born mit allem Eifer annahm.

Kaiser Josef erzählte mir, und zwar im völligem Affect folgenden Auftritt Wort für Wort, wie ich ihn hier mittheile: Der Kammerherr vom Dienst meldete einen hannoverischen

Major. Der Kaiser glaubte, der Mann habe vielleicht einen Proceß am Reichshofrath und ließ ihn eintreten. Der Major übergab stillschweigend einen Brief vom Herzog Ferdinand von Braunschweig. Er habe, hieß es darin, in Erfahrung gebracht, daß Seine Majestät wünschten, in den Freimaurer-Orden aufgenommen zu werden. Da es nun nicht schicksam sei, sich von seinen eigenen Unterthanen aufnehmen zu lassen, so sei der Ueberbringer dieses Briefes, nebst noch zwei verdienstvollen Mitgliedern des Ordens, bevollmächtigt mit Dispensation von dem weitläufigen Ceremoniel und anderen Formalitäten, Seine Mäjestät aufzunehmen. Hier gerieth der Kaiser in höchsten Affect: „Stellen sie sich vor! Ich war fertig mit dem Brief und studierte in meinem Sinn, mit welcher Ausflucht ich den Major abweisen sollte, da machte der Mensch, ohne mich zu fragen, die Thür auf und rief schon seine Gehilfen. Herr, sagte ich, das heißt Leute überfallen. Marschieren Sie sogleich!" Auch ich mußte die Bévue des Kaisers entgelten. Denn der Kaiser schlug mich in seinem Eifer auf den Bauch und endigte seine Erzählung damit, daß er dem Herzog Ferdinand mit der Post eine Antwort auf seinen Brief geschrieben und die ganze Sache ins Lächerliche tourniert habe.

Ich sah einmal den Kaiser Josef bei Minkendorf im Lustlager auf einer Anhöhe, wo ihm Lascy eine Stellung zweier Armeen gegeneinander zeigte und mit vielem Eifer demonstrierte, was zu thun sei, wenn z. B. der Feind diese oder jene Stellung ergreift. Mitten in der Vorlesung, bei welcher Lascy die andächtigste Aufmerksamkeit erwartete, lief der Kaiser zu seinen Pferden: „Hansel! hast du gesehen, der Braune geht lahm". Und damit endigte diese militärische Vorlesung.

Hieher gehört auch noch der folgende interessante Brief Bretschneider's an Nicolai*): „Meine Unteredungen mit Kaiser Josef scheue ich mich jemanden schriftlich mitzutheilen; denn das Interessanteste wird mir niemand glauben, und wahrlich, ich glaubte es selbst einem Andern nicht. Es ging die Rede, der König von Schweden sei wegen der Freimaurerei

*) Lemberg, am 13. December 1792. Bei Göcking. S. 315.

römisch geworden; das war gerade damals, als man vom Prinzen von Preußen das Nämliche ausgesprengt hatte. Ich sagte dem Kaiser das; er stand eben mit dem Gesichte nach dem Fenster gewendet und hatte mir den Rücken zugekehrt. Auf einmal drehte er sich lebhaft um, ging gerade auf mich los, schlug mich mit der Hand auf den Bauch und sagte hitzig: „Wenn der Prinz von Preußen katholisch worden ist, so ist es darum, um römischer König zu werden!“ Ich glaubte aus den Wolken zu fallen, da er so etwas mir sagte, mit dem er weder vorher von Staatssachen geredet hatte, noch jetzt Anlaß dazu bekam. Ich machte Einwürfe dagegen und zeigte deutlich, daß daran gar kein Gedanke sein könne, aber er blieb dabei und sagte, er wisse es besser u. s. w. Es hausten bei dem Herrn seltsame Dinge. Ich habe oft und über mancherlei mit ihm geredet, denn ich war sehr gut mit seinem Lieblings-Kammerdiener bekannt, auf dessen Zimmer er zuweilen kam, wenn ich da war. Es ließ sich auch im Jahre 1786 an, als ob er mein Glück machen wolle, aber auf welche Art dies vereitelt wurde, das erfordert eine ganze Geschichtserzählung, wozu hier der Raum nicht ist.“

Der Staatskanzler Fürst Kaunitz war immer mein sehr gnädiger Patron und Gönner. Ich hatte ein Gedicht ihm zu Ehren verfertigt, das ihm gefiel, ob ich gleich das Horazische Nihil admirari zum Motto auf das Titelblatt gesetzt hatte. Ich wurde bisweilen zu seiner Tafel eingeladen und da sein Vorleser Riedel in Wahnsinn verfiel, ließ er mich durch seinen Leibarzt, den Professor Stoll, einem der gelehrtesten Männer, der geschicktesten Aerzte und der besten Menschen, die ich gekannt habe, ersuchen, ihm bisweilen vorzulesen. Das habe ich gethan und hatte da Gelegenheit genug, die Bestätigung des Sprichwortes wahrzunehmen: „Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit.“

Viele seiner Thorheiten, die meist in seltsamen Abweichungen von den einmal durchaus angenommenen gewöhnlichen Sitten und Gebräuchen bestanden, schreibe ich dem Beweggrunde zu, der Welt zu zeigen, daß er ihr Urtheil verachte, daß er ein Philosoph

sei, der es nicht der Mühe werth schätze, sich nach jemand Anderen zu richten. Daher kam es, daß er oft zu der Kaiserin, selbst in ihre Gesellschaften, in Stiefeln und im Ueberrock ging, was damals der Hof-Etiquette ganz entgegen war, daß er zu Mittag speiste, wenn andere Leute Abendmahlzeit hielten und daß er bei der Tafel, mitten unter seinen Gästen, die Zähne auf seltsame Art mit vielem Geräusche putzte.

Ich wünschte zu seiner Ehre, daß er den Titel eines Philosophen lieber mit der Verachtung des Todes oder wenigstens mit weniger Furcht vor diesem allgemeinen Schicksale zu verdienen gesucht haben möchte. Denn dieser Punkt durfte bei ihm gar nicht berührt werden. Nicht nur verlor er alle Besinnung, wenn man das schreckliche Wort aussprach, sondern auch der, der ihm vom Tode geredet hatte, wurde unfreundlich angefahren und allein gelassen. War jemand von seiner Familie oder sonst ein Bekannter, der bei ihm etwas galt, gestorben, so mußte man es ihm mit vieler Vorsicht, und zwar stufenweise so vorbringen, daß er am Ende selbst fragen mußte, und dann ging es an ein Lamentieren u. s. w. Von der Möglichkeit seiner eigenen Auflösung hat sich wohl kein Mensch unterstanden, mit ihm zu reden, und er selbst mag vielleicht für seine Person eine Ausnahme von der Regel gehofft haben. Es war wohl nur eine Bravade, womit er dem Furchtgerippe, seinem Feinde, dem Tode, Trotz bieten wollte, daß er noch in seinem späten Alter fast täglich ein Pferd auf der Reitbahn bestieg und sich sehr zufrieden zeigte, wenn er seine Figur in den Spiegeln erblickte, oder wenn er hörte, daß man seine gerade Stellung und seine Behendigkeit lobte und der Anzahl seiner Jahre nicht gedachte.

Von der Staatskunst oder diplomatischen Materien hat er niemals mit mir gesprochen, woran er sehr wohl that, weil der Same seiner Weisheit auf ein steiniges Erdreich gefallen wäre. Was ich aber vorzüglich an dem alten Herrn bemerkt habe, war sein gutes Herz. Wenn ich ihm vorlas und auf Stellen kam, die Mitleid erwecken konnten, oder an schöne Handlungen, wo Nothleidenden durch großmüthige Menschen geholfen worden war, da

konnte man die wärmste Theilnahme auf seinem Gesichte lesen, und wenn man ihm so etwas erzählte, ließ er sich auf die geringsten Umstände ein, wozu er bei andern Umständen nicht leicht zu bringen war.

Kaunitz und Choiseul haben sich auf ihren Plätzen in der Geschichte des letzten Jahrhunderts besonders ausgezeichnet und miteinander gemeinschaftlich an einem Werke gearbeitet, das sie gut einfädelten oder zu Stande brachten. Papst Benedict XIV. sagte vom Duc de Choiseul, er sei: „un fou qui a bien d'esprit“.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Antwort auf ein von Nicolai erhaltenes Schreiben, den Tod von dessen älterem Sohne betreffend. — Briefe an Nicolai über die damaligen Erscheinungen in der Literatur. — Feßler's „Marc Aurel“. — Pezzl's „Laudon“. — Benjowsky's Reisen. — Persönliche Bekanntschaft mit dem Grafen Benjowsky.

Wir nehmen nun den Faden von Bretschneider's Erlebnissen wieder auf. Nicolai hatte Bretschneider aus Berlin den Tod seines ältesten Sohnes gemeldet. In der Antwort an Nicolai's Brief (Lemberg vom 30. April 1790) sagt Bretschneider unter Anderm: „Mein Grundsatz oder eine mir von der Natur eingeprägte Einschränkung des Gefühls ist: nach der völligen Entscheidung einer Sache nichts Aengstliches mehr zu empfinden. Wenn eines meiner Kinder oder sonst eine mir liebe Person krank ist, so kann ich mich entsetzlich quälen und habe weder Ruhe noch Schlaf; wenn aber der Tod einmal unabänderlich entschieden hat, so werde ich ruhig und nicht lange nachher wieder heiter. Ich bin schon oft in der Lage gewesen, mir ohne Kleinmuth oder Affectation den Tod zu wünschen, damit ich einmal der Hudelei in der Welt überhoben sein möchte; und welcher Mensch kann nicht in die nämliche Gemüthsverfassung kommen? Gestorben muß ja sein; besser bald als spät. Wenn es

mir bisweilen so ganz widrig in der Welt gegangen ist, so fiel mir Patkul ein, den man bei seiner Hinrichtung so lange quälte, bis er zum Block kroch und rief: „Kopf weg!“ — Glauben Sie mir, ich habe ihm schon oft vom ganzen Herzen das „Kopf weg“ nachgebetet, ob ich gleich gestehen muß, daß auch die geringste gute Aussicht, ja bisweilen nur ein kleiner angenehmer Zufall mich wieder ganz heiter macht. Das ist nicht Hypochonderie, denn ich habe mich darüber geprüft; aber ich habe auch für das bischen Verstand, das vermuthlich meine Leiden ersetzen soll, genug Plackereien in diesem Leben und fange an, mit zunehmenden Jahren immer weniger Wahrscheinlichkeit besserer Umstände zu finden. Sie können es als ein Zeichen des höchsten Grades der Freundschaft ansehen, daß ich Ihnen etwas klage, denn es ist meine Gewohnheit gar nicht, und in einzelne Umstände lasse ich mich niemals ein. Ich habe Ihnen nur zeigen wollen, daß wir Alle hier unser Theil haben. Gott helfe uns Allen! Amen.“

Die folgenden Briefe an Nicolai betreffen wieder Erscheinungen in der Literatur; so schreibt Bretschneider (Lemberg, 29. November 1790 an Nicolai:) „Was Sie mir von Feßler schreiben, stimmt mit seinem, mir wohlbekannten Charakter überein. Korn in Breslau schrieb mir von dem „Marc Aurel“ als von einem der ersten Produkte unseres Jahrhunderts. Ich kann aber das Buch nicht lesen, weil ich einen natürlichen Abscheu vor allem weitläufigen, philosophischen Geschwätze habe, wenn es auch noch so gut geschwatzt wäre, denn ich finde darin nichts Neues. Weit mehr interessiert mich dagegen ein Buch, wie die Entdeckung der Pelew-Inseln, wo ich neue Menschen kennen lerne, meinetwegen selbst eine Diebsgeschichte, worin ich die moralische Abweichung des menschlichen Herzens bisweilen auf eine unerwartete Art kennen lerne.“

Lemberg, am 3. Februar 1791: — „Mit gerechtem Unwillen las ich dieser Tage Pezzl's sogenannte „Biographie Laudon's.“ Auch solcher Leute bemächtigt sich der Parteigeist auf eine unedle Art und ein solches Geschmier nennt man Biographie. Ich selbst hätte mehr von Laudon sagen können, trotzdem ich mich

doch in meinem Leben nicht um den Helden bekümmert habe. Aber Pezzl hat selbst die gewöhnlichsten Quellen nicht gekannt. In allen Geschichten des siebenjährigen Krieges, die nur irgend ein wenig umständlich geschrieben sind, erscheint Laudon zuerst bei der Correspondenz des Generals Brown mit der Königin von Polen, zu der Zeit, wo der König und Brühl im Lager vor Pirna standen. Da war Laudon Kroaten-Oberstlieutenant und wurde zu der Königin mit Briefen geschickt; davon meldet Pezzl kein Wort, und das war doch der eigentliche Anfang von Laudon's Glück und Avancement. Ein anderes Buch, das ich mit mehr Vergnügen gelesen habe, ist das von Benjowsky's Reise. Den Mann habe ich gekannt und verschiedene Male gesprochen. Ich war im Jahre 1780 beim Herzog von Sachsen-Teschen, und der Herzog sprach unter anderm mit mir von der polnischen und russischen Sprache. Ein Mann in Generalsuniform mischte sich in das Gespräch: „Daß die in Ungarn gewöhnliche Sprache ganz Ein Ding mit der russischen sei." Ich widersprach ihm. Wir stritten uns ein wenig, und endlich sagte der Herzog zu mir: „Wissen Sie, daß dieser Mann ein Juge compétent in dieser Materie ist? Sie kennen ihn nicht, es ist der Graf Benjowsky. Seit dieser Zeit habe ich oft mit ihm gesprochen und mich dünkt, einige Verzierungen ausgenommen, mag wohl seine Erzählung in der Hauptsache richtig sein."

Später änderte jedoch Bretschneider seine Meinung über Benjowsky's Reisebegebenheiten. Er sagt in einem Aufsatze, betitelt: „Graf Benjowsky", Folgendes: „Ich habe das Glück gehabt, auch den Herrn soi-disant Grafen August Moriz von Benjowsky persönlich zu kennen. Dieser merkwürdige Abenteurer hat sich einen Namen erworben bei der Welt und sie dafür in seiner Reisebeschreibung mit so derben Lügen beschenkt, daß ich die Nachsicht der Kritiker bewundere, die sich noch dabei aufhalten können, geographische Untersuchungen über einige seiner entdeckten Inseln anzustellen, die er nicht entdeckt, sondern erfunden hat. Er hat das besondere Glück, daß sich niemand die Mühe nimmt, seine Rodomontaden zu berichtigen, denn sonst würden sich z. B. wohl

noch Leute finden, die mit ihm zugleich bei der polnischen Conföderations-Armee in den Jahren 1767 bis 1770 gedient haben. Mir sind die Erzählungen seiner Heldenthaten verdächtig, denn ich finde Widersprüche; z. B. wenn er vorgibt, daß er mit dem Bischof Soltik von Krakau, dem Hetman Rzewuski, dem Prinzen Sangusko und dem Bischof von Kiow zugleich aufgehoben und nach Sibirien gebracht worden sei. Er setzt sich also mit diesen Leuten, die in Polen von ganz anderer Bedeutung waren, als so ein Abenteurer, der in ihrem Dienste stand, in eine Kategorie. Sein Tagebuch in Kamtschatka führt die deutlichsten Spuren seiner spätern Geburt und kann bei aller Vorsicht nicht genug zudecken, was er verbergen will. Daß der dortige Herr Gouverneur Nilow ein leichtgläubiger, schwacher Mann muß gewesen sein, der sich von seiner Frau regieren ließ, das sieht man aus dem glücklichen Erfolg der Benjowsky'schen Unternehmungen. Es leuchten aber auch zwei Umstände aus der Erzählung der Begebenheit in Kamtschatka hervor, die den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit gegen den Erzähler haben. Erstlich, daß Benjowsky ohne allen Zweifel die Tochter des Gouverneurs, Afanasia, förmlich geheiratet hat, ob er gleich schon eine Frau hatte, und das mußte er, sollte anders sein Plan gelingen. Denn dadurch allein gewann er das Vertrauen, das in der Folge die arme Familie unglücklich machte. Zweitens, daß er seinen Mitverschworenen so große Dinge vorgeschwatzt und ihnen goldene Berge muß versprochen haben, was durch die Auftritte gegen ihn, nach der Ankunft in Makao, bestätigt wird. Am 16. Juli 1771 fand er unter dem 32. Grade, 47 Minuten Länge und 355. Grade, 8 Minuten Breite eine unbewohnte Insel, auf der sich ein Ueberfluß an Cocos, Pomeranzen, Ananas und andern Früchten, an Wildpret, Schweinen, Wasser, Holz und Mineralien befinden soll. Alles im Ueberfluß. Die Insel mag wohl da sein, aber den Ueberfluß möchten wohl die Nachbarn lange vor ihm entdeckt haben und Stefanow gedenkt in seiner Beschreibung dieser Herrlichkeiten mit keinem Worte.

Die zweite von ihm erfundene Insel „Usmä Ligon“ liefert noch mehr Abenteuer. Hier wurde ihm ein lateinischer Zettel eingehändigt, demzufolge der Jesuit Ignatius Salis die Einwohner schon im Jahre 1750 bekehrt hatte. Die Leute freuten sich ganz natürlich des seltenen Besuches von ihren Glaubensgenossen. Sie traktierten und beschenkten sie reichlich und brachten ihre Reliquien, ein altes Brevier von P. Ignatius Salis, welches Benjowsky und seine Kameraden mit aller Ehrfurcht küßten, sowie auch ein noch von demselben Missionär, der im Jahre 1750 gestorben war, zurückgelassenes Kruzifix. Da mußte sich denn auch ein Freund Niklas finden, mit dem Benjowsky reden konnte. Die Christen in Usmä Ligon setzen sich über den Zwang des sechsten Gebotes hinaus, sie lieben die Vielweiberei. P. Ignatius Salis hat sie ihnen wegen ihrer übrigen guten Eigenschaften zugestanden und auch sich selbst, sub spe rata seines Generals verheiratet, auch eine Tochter hinterlassen, die dem Herrn Schiffskommandanten, nebst noch andern sechs Mädchen, schön wie die Engel, zugeführt wurden. Zuletzt wurde mit diesen guten Leuten ein Kontrakt abgeschlossen, demzufolge Benjowsky mit einer Anzahl rechtschaffener Leute zurückkommen und bei ihnen wohnen sollte. Zu dem Ende wollten sie inzwischen 200 Häuser bauen, die wohl leer stehen mögen.

Die Landung auf der Insel Formosa war fast noch abenteuerlicher. Da war gleich ein Spanier mit einem Tressenhute bei der Hecke, der Einzige in ganz Formosa, der zum Dolmetscher dienen konnte. Don Hieronimo Pachecco, ehedem Hafenkapitän zu Kavitta bei Manila, war der Ehrenmann, der sich bei Gelegenheit dieser Landung große Verdienste um das Land erwarb, denn er beredete Benjowsky, dem Könige dieses Theils von Formosa gegen seine Feinde beizustehen. Diese wurden dann ganz in der Ordnung aufs Haupt geschlagen und am Ende der ganzen Erzählung folgt ein Plan, der sich also anfängt: „Würde eine europäische Macht zur Anlegung einer Pflanzstadt auf Formosa behilflich sein u. s. w.“ Und dies war der ganze Zweck dieser schönen Beschreibung glück-

licher Inseln; er suchte irgend eine Macht anzulocken, die ihm ein Schiff mit Kolonisten in jene Länder ausrüsten sollte.

Als er mir im Jahre 1780 seine Papiere zeigte und mich zu Rate zog, sie in Ordnung zu bringen, da fand ich nichts von diesen schönen Beschreibungen, aber wohl andere Dinge und Erzählungen, die in seinem gedruckten Tagebuche nicht vorkommen. Er muß also Alles abgeändert und umgegossen haben. Es war in jenen Papieren auch schon viel Unwahrscheinliches, zum Theil noch unbedachtsamer erzählt, aber von andern Begebenheiten als diese. Er gestand selbst, daß er in Verlegenheit sei, die Data zu berichtigen und seine Erzählungen dem, was er hier und da von seinen Begebenheiten schon erwähnt habe, gleichförmig zu machen. Der stärkste Beweis gegen die Wahrheit dessen, was uns Benjowsky aufheften will, ist die dem zweiten Bande der Ebeling'schen Uebersetzung angehängte Relation des Hippolitus Stefanow, der zwar der Inseln, wo sie gelandet haben, gedenkt, aber nichts von allen den Robinsonaden anführt, die er gewiß nicht übergangen hätte, wenn sie wahr wären. Benjowsky, der vermuthlich am Ende mit Stefanow zerfiel, zu dem sich der Major Wynblatt schlug, der doch immer der wärmste Freund des Benjowsky gewesen war, mußte, um Stefanow alle Glaubwürdigkeit zu benehmen, in seine Reisebeschreibung alles Mögliche einweben, was diesen Mann in einem schlechten Lichte zeigen konnte. Vermuthlich entstand ihr Streit über die Theilung der in Kamtschatka geraubten Waaren, an die ein Jeder von der ganzen Gesellschaft Anspruch hatte. Die Sanftmuth, mit der Benjowsky den Stefanow bei so öfteren Meutereien will behandelt haben, sieht ihm gar nicht ähnlich. Seiner Afanasia oder Mamsell Nilow, deren Schicksal jeder empfindsame Mensch bedauern muß, gedenkt er durch die ganze Reise mit keinem Worte und ihres Todes, der ihm sehr zur gelegenen Zeit kam, wird nur im Vorbeigehen erwähnt. Auch weiß kein Mensch, was aus den übrigen Reisegefährten geworden ist. Alles dies macht dem Charakter Benjowsky's keine große Ehre. Hingegen können ihm andere vorzügliche Eigenschaften nicht abgesprochen werden: Bravour, Unternehmungsgeist, Festigkeit, Menschen-

kenntniß, Thätigkeit und Anstrengung in seinen Entwürfen, endlich auch Ueberredungs- und Verstellungskunst, welche man auch bisweilen Tugenden nennen darf, wenn sie am rechten Orte angewendet werden.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Tod von Bretschneider's zweitem Sohn. — Brief darüber an Nicolai. — Reise nach Wien mit dem Grafen Wrtby. — Rückkehr nach Lemberg. — Tod des Kaisers Leopold II. 1792. — Ueber Kaiser Leopold II. — Feßler. — Petz. — Martinowicz. — Eine Aeußerung Kaiser Josef's II. in Bezug auf eine Dreschmaschine. — Der Roman: „Georg Wallers Leben und Sitten". — Briefe an Nicolai literarischen Inhalts.

Im Juli 1791 starb Bretschneider's zweiter Sohn an Bandwurm. Dieser Verlust schmerzte ihn um so mehr, da dieser Sohn zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Vierzehn Tage nach dessen Tode schrieb Bretschneider an Nicolai: „Unsere Freundschaft war doch eine redliche, gute, uneigennützige Freundschaft. Ich liebte Sie als einen rechtschaffenen Mann, und weil wir einander verstanden. Der Tod meines Sohnes, der mir das Herz gebrochen hat, wird nach und nach meine Kraft verzehren, denn anstatt durch die Zeit Trost und Linderung zu spüren, fühlte ich, daß mein geheimer Kummer innerlich steigt und mir das Herz abfrißt. O, könnte ich nur eine Stunde bei Ihnen sein und mich Ihnen ganz entdecken! Glauben Sie mir, in dem gedemüthigten Zustande, worin ich jetzt bin, ist aller Stolz und Selbstbetrug bei mir erloschen. Aber ich finde nach der schärfsten und unparteiischsten Prüfung, daß ich ein guter Mensch war, und daß im Vergleiche mit so vielen Tausenden, die ich gründlich habe kennen gelernt, mehr Redlichkeit, Menschenliebe und Edelmuth in mir wohnt, als ich auf meiner Bahn angetroffen habe. Es mögen freilich viele bessere Menschen auf der Welt sein als ich bin, mir aber sind nur sehr Wenige aufgestoßen und ich hatte nie Macht oder Vermögen, mich zu zeigen wie ich wirklich war.

Zu der Gleichgiltigkeit bin ich endlich gelangt, daß es mir sehr einerlei ist, verkannt oder verleumdet zu sterben, denn mit Ekel an der Welt und mit gebeugtem Herzen zu leben, ist ein harter Zustand und ich gehe mit meinem böhmischen Grafen Wrtby*), der mich aus Freundschaft mitnimmt, nach Wien."

Bretschneider's Aufenthalt in Wien dauerte aber nicht lange, weil er nirgends Ruhe fand. Er ging daher wieder nach Lemberg zurück. Sein inneres Leiden hatte indessen auf seine Gesundheit keinen Einfluß. „Ein kleiner Aerger," sagt er (in einem Schreiben aus Lemberg vom 26. August 1791 an Nicolai), „kann mich werfen, aber es scheint, Traurigkeit und Seelenleiden wirken nicht so viel auf meinen Körper." Er dachte nun daran, sich zurückzuziehen, und hoffte in diesem Falle, Freund Nicolai noch einmal zu sehen, „denn außerdem," schreibt er demselben aus Lemberg am 10. November 1791, „ist es unmöglich, Ihnen mein Herz so auszuschütten, wie ich es wünsche und wie ich es unter allen Sterblichen nur gegen Sie thun kann. Von dem, was in meiner Seele vorgeht, weiß hier in Lemberg niemand; ich vermeide es, davon zu reden und jedermann ist so discret, mich nicht an das zu erinnern, was mir Gelegenheit geben könnte, mich aufzuschließen. Ich fühle aber doch eine gewisse Ruhe, die mich weniger leiden macht, als ich selbst bei meinen jetzigen Umständen vermuthen konnte. Indessen schweige ich und will auch unsern Briefwechsel künftig nicht mehr mit meinen Angelegenheiten vermischen, sondern Alles aufs Mündliche sparen."

Am 1. März des folgenden Jahres 1792 war Kaiser Leopold II. gestorben. Wir geben hier den Aufsatz, welchen Bretschneider unter der Ueberschrift: Kaiser Leopold der Zweite

*) Wrtby, ein altes Geschlecht aus Böhmen, welches im 13. Jahrhundert von den Grafen von Guttenstein abstammen soll; bis nach Anfang des 17. Jahrhunderts führte es nur den Herrenstand, bis Secyma Wrtby den gräflichen Titel wieder annahm, der auch zugleich (nach Hübner) Oberster Kämmerer in Böhmen war. Nach Zedler soll dieses Geschlecht seit dem Jahre 1723 das Obrist-Erbschatzmeisteramt in Böhmen besitzen. (Siehe Hellbach's Adels-Lexikon, 2. B., S. 790.)

geschrieben hat: „Leopold den Zweiten hab' ich nicht gekannt. Er hat sich zwar bei einer gewissen Gelegenheit in der Entfernung von hundert Meilen meiner Feder bedient*), aber selbst hab' ich ihn von Person nicht gesehen. Ein Mensch, dem er sein Zutrauen schenken konnte, läßt mich keine große Idee von diesem Herrscher als Menschenkenner fassen. Denn den nämlichen Menschen erkannte ich schon acht Jahre vorher beim ersten Anblick für einen Windbeutel und Schurken. Seine Handlungen haben meine Meinung von ihm bestätigt und ihn endlich zum Schaffot gebracht.

Kaiser Josef hatte unter anderen Professoren auf der neu errichteten Universität zu Lemberg auch zwei Ordensgeistliche angestellt. Feßler, ein Kapuziner, ging heimlich davon, schrieb erst in Schlesien, hernach in Berlin auf historischen Stamm gepfropfte Romane, hat nun Weib und Kinder und heißt Doktor Feßler, weil er als Kapuziner Doktor theologiae geworden war. Petz, ein Benediktiner, sitzt nun schon zwanzig Jahre im Narrenhause zu Wien. Der Dritte war Martinowicz, ein Ex-Franziskaner, der in Ofen enthauptet wurde, weil er sich Anhang erworben hatte, die Monarchie zerstören und allen Menschen ihre natürliche Freiheit wieder verschaffen wollte, die sie, wie er glaubte, verloren hätten. Dieses Projekt ist zwar mehr närrisch als boshaft, es stak auch mehr Herrschsucht und Begierde, als Haupt einer Faction zu glänzen, in seinem Plane, als Hoffnung etwas auszurichten; auch Rache und Verdruß, daß er nach dem Absterben des Kaisers Leopold nichts mehr galt.

Es ist mir unbegreiflich, wie so ein Mensch ohne alle Erziehung und Lebensart, ohne feine Sitten und politische Kenntnisse, einen Monarchen wie Leopold gewinnen konnte. Denn er war ein ganz gemeiner, grober Betrüger, der gar nicht etwa schlaue Ränke einfädeln und ausführen konnte. Seine Stärke bestand nur darin, daß er viel Festigkeit besaß, standhaft bei seinen Lügen zu beharren und schwachen Köpfen durch seinen entscheidenden Ton zu imponieren. Denn obgleich er kein großer Geist

*) Siehe des Ausführlicheren darüber am Schlusse des Kapitels.

war, so war er doch ein großer Lügner, der sich selbst alle möglichen Vorzüge anzudichten, sich wichtig zu machen und in Ansehen zu setzen verstand, da, wo man ihm glaubte, und das war doch oft der Fall, auch bei Leuten, die Verstand hatten, wenn er sich mit Dingen brüstete, die außer ihrer Sphäre lagen. Er rühmte sich einmal in einer großen Gesellschaft, er sei Verfasser des „Febronius"; der Weihbischof Hontheim habe das Manuscript von ihm erhalten und er würde seinen Namen darauf gesetzt haben, wenn er nicht im österreichischen Gebiete zu leben gezwungen wäre. Er gab sich ganz ohne Scheu, selbst mir ins Gesicht, für den Verfasser der „Philosophie du bon sens" vom Marquis d'Argens aus und da er mir nicht weiß machen konnte, französisch zu können, so sagte er ganz unverschämt, er habe den deutschen Text nach Straßburg geschickt und dort übersetzen lassen. Er rühmte sich, den Preis über aufgegebene Fragen in verschiedenen Akademien gewonnen zu haben und trieb es so weit, daß er anderer Autoren Abhandlungen unter seinem Namen nachdrucken ließ. Er verstand außer seiner slavonischen Muttersprache nur das ungarische Latein, das seine Brüder Franziskaner herplappern, wenn sie Terminieren gehen. Von Physik und Mechanik wußte er so viel, als ein Professor dieser Wissenschaften in Lemberg brauchte. Sein erster Versuch, Eingang bei dem Kaiser Josef zu gewinnen, war das Modell einer Dreschmaschine, mit der ein einziger Mann so viel ausdreschen konnte, als gewöhnlich sonst viere. Kaiser Josef besah das Modell und sagte nur diese Worte: „Wer wird aber den andern drei Dreschern, die damit erspart werden sollen, Brot und Nahrung für sie und ihre Weiber und Kinder geben?" Von anderen Wissenschaften, Geschichte, Politik, Literatur, Kritik, Phisiologie u. s. w. wußte Martinowicz gar nichts und doch untersteht sich ein Schmierer in Ungarn, der ihn nach seiner Hinrichtung vertheidigen will, von ihm zu behaupten: Er sei ein großes Genie gewesen, daß er in jedem Zeitpunkte den Platz des ersten Ministers der größten Monarchie hätte ausfüllen können. Physisch geb' ich es zu, denn wir haben mehr Beispiele, aber moralisch und physisch war die Franziskaner-

zelle der Raum, den er zu seinem eigenen und anderer Besten hätte ausfüllen können und sollen.

Kaiser Leopold fand beim Antritt seiner Regierung für unnöthig, sich geheimer Kundschafter in seinen Ländern zu bedienen. Martinowicz wurde ihm als ein taugliches Subjekt empfohlen. Dieses Geschäft war aber für den Ehrgeiz eines solchen Menschen nicht wichtig genug. Er machte den Kaiser mit seinen übrigen Eigenschaften bekannt. Er verstand zu vermitteln, wußte von Alchemie und geheimen Künsten etwas zu schwatzen und sich so einzuschmeicheln, daß ihm der Kaiser in der Vorstadt ein Haus mieten und darin ein Laboratorium anlegen ließ, nebst andern Bequemlichkeiten, wovon er öfters Gebrauch machte. Martinowicz hat das Glück gehabt, eine Abtei in Ungarn zu erwischen. Damit hätte er sich begnügen und ruhig sitzen bleiben sollen, wenn er Verstand gehabt und Genügsamkeit gekannt hätte.

Am 3. November 1792 schrieb Bretschneider aus Lemberg an Nicolai: „Ich war willens, eine kleine Schrift über Josef II. zu schreiben. Außer vielen Anekdoten, die ich weiß und die noch niemand berührt hat, habe ich auch mit ihm wenigstens zwölf Unterredungen gehabt, um die es schade wäre, wenn sie unter dem Schäffel begraben blieben. Wenn ich aber auf der andern Seite überlege, daß einige davon so abenteuerlich sind, daß ich sie selbst nicht glauben würde, wenn sie ein Anderer erzählte, so halte ich für besser zu schweigen; aber Sie möchte ich wohl einmal davon mündlich unterrichten.“

In demselben Jahre 1792 schrieb Bretschneider den vom Hofrathe und Professor Meusel nach Verdienst gelobten Roman: „Georg Waller's Leben und Sitten.“ Ehe Bretschneider seinem Freunde Nicolai die Handschrift überschickte, erklärte er gleich im Voraus: „In Einem Stücke werde er unfolgsam sein; nämlich, wenn Nicolai verlangen sollte, daß er mit den Herren, die er entlarve, säuberlich verfahren solle; denn er greife nicht einzelne Personen an und wisse nicht, warum

er nicht gewisse Dinge schon jetzt selbst sagen, sondern dies erst den Nachkommen überlassen solle." Dessen ungeachtet ließ Nicolai aus der Rede, die in einer Wiener Freimaurerloge gehalten wird, manches weg und änderte mehrere Stellen. Bretschneider bedauerte es, daß Umstände Nicolai gezwungen hatten, die Rede mit Bemäntelungen einzurücken, die dem Betrüger noch immer Schlupfwinkel übrig lassen. Ueber den Inhalt des Romans sagt Bretschneider: „Was ich von den Herrnhutern erzählte, ist nicht nur wahr, sondern auch in dem Gesichtspunkte, in welchem ich es darstelle, so wenig bekannt, daß ich wenigstens noch nichts gelesen habe, das ihr System so treffend schildert. Es kamen darin viele wirkliche, oder nur wenig veränderte Begebenheiten vor. Lassen Sie einem Herrnhuter die, seine Gemeinde betreffenden Kapitel lesen; wenn er da vom Bruder Konrad Eichhorn und seiner Bärbel und dergleichen liest, so muß er erstaunen und kann nicht anders glauben, als daß alle die Umstände dieses Abschnittes wahr sein müssen, denn die Leute haben alle existiert, und zwar so, wie ich sie schildere. Alle aber, die im Buche mit rechten Namen genannt sind, leben entweder nicht mehr oder es ist ihrer rühmlich gedacht. Die Geschichte von dem preußischen Residenten Freitag ist buchstäblich wahr; seine Familie ist aber ausgestorben."

In Betreff der Abänderungen, welche Nicolai an der Handschrift des Romans vorgenommen hatte, schrieb ihm Bretschneider unter anderem Nachfolgendes, was zugleich Zeugniß gibt von der offenherzigen Art, wie beide Freunde wechselseitig ihre Schriften kritisierten: „Ich danke für die guten Lehren, die Sie mir geben, deren Werth und Wahrheit ich einleuchtend erkenne. Gleich wie uns aber die tägliche Erfahrung in der Welt zeigt, daß Autoren, die recensirt werden, immer glauben, der Recensent thue ihnen zu viel, so muß auch ich, bei aller Unterwerfung, die mich bei Ihnen gar nichts kostet, da ich von Ihrer Ueberlegenheit ganz unbedingt überzeugt bin, doch auch zeigen, daß ich von diesem erbsündlichen Sträuben nicht ganz frei sei. Aber da ich meine Fehler eingestehe, so will ich auch das sagen,

was mir an den Veränderungen im ersten Bogen aufgefallen ist. — Zweitens rügen Sie mit vollkommenem Rechte meine Nachlässigkeit im Styl. Der Fehler ist bei mir nicht zu entschuldigen, aber ich glaube noch weniger bei dem, der verbessert. Sie wissen, wie sehr die Wiederholung eines und des nämlichen Wortes in einer Periode den Styl schleppend macht. Da finde ich nun gleich auf dem ersten Blatte — „bis mich die Ordnung der historischen Zeitfolge auf die Geschichte meiner Geburt bringen möchte; ob dies bald nach dem Anfange, in der Mitte oder am Ende dieses Buches geschehen möchte &c. — Wozu das „möchte" gleich zweimal hintereinander ohne Noth? So kommt mir auch die Stelle S. 13 äußerst schleppend vor: „Kam ein barmherziger Samariter, der mich aufmerksam betrachtete, alsdann mich nach meinem Zustande fragte, darauf mich auf sein Thier lud." Und in dieser Art fährt Bretschneider fort, gegen mehrere, von Nicolai veränderte Stellen Ausstellungen zu machen.

„Sie haben," sagt er ferner, „die Namen Walter, Herrmann und dergleichen verändert, weil viele Leute diesen Namen führen; aber gerade deshalb, weil sie so allgemein sind, habe ich sie gewählt, denn nun kann sie niemand insbesondere auf sich ziehen. Ich folgte darin den Ausländern, bei denen die gewöhnlichsten Namen, als: Gusman, Jones, Thomson, du Bois &c. eben deßhalb, weil sie so gewöhnlich sind, in Romanen gebraucht werden. Sie hingegen &c. — Ueber den Punkt der Wahrscheinlichkeit würden wir uns, wenn wir einmal wieder zusammenkämen, tüchtig streiten, im Falle wir nichts Besseres zu reden hätten. Ich habe andere Begriffe darüber. Ich unterscheide einen bürgerlichen Roman von einem epischen Gedichte und vergleiche jenen mit einem Familien- und dieses mit einem allegorischen Gemälde. Ich glaube, das Erste muß getreu nach Originalen gezeichnet sein und wenn diese auch gleich bisweilen ganz ungewöhnliche Naturspiele zeigen, die dem, der sie nicht gesehen hat, unglaublich scheinen, so müssen sie doch nachgezeichnet werden. In allegorischen Gemälden ist alles Erfindung und diese muß so schön, so ausgezeichnet erscheinen und in allen Verhältnissen so zusammenpassen als nur möglich."

Bei der Gelegenheit, als ihm Nicolai den Band seiner Reisebeschreibung, der von Wien handelte, übersandte, tadelte Bretschneider seines Freundes Bemerkungen über den österreichischen Dialekt: „Ich weiß nicht, wie Sie, der Sie nur durch das Land gestrichen sind, einem Manne, der nach zwanzigjährigem Aufenthalt ganz naturalisiert und nationalisiert ist, weniger als Ihrer kurzen Erfahrung zutrauen können. Es ist dem Ohr eines jeden honetten Oesterreichers ein Gräuel, wenn er seine Sprache so verstümmelt sehen muß, wer Hanserl statt Hansel ließt und wenn er das von einem Berliner hört, so freut es ihn, daß das feine Ohr des Brandenburgers doch nicht fein genug ist, in die Feinheiten seiner Sprache zu dringen. Ja! Hanserl, das ist ganz etwas anderes. Hätten Sie Muckerl statt Nepomuk, hätten Sie Regerl statt Regina oder Fränzerl statt Franziska gesagt, philosophus mansisses! Aber Hanserl ist platt gar nichts; und die Kleidermacher — vielleicht weil sich ein Ausländer von Magdeburg, Herr Philipp Otto, in der Wiener Zeitung als einen Kleidermacher ankündigt, den alle Wiener und besonders seine Handwerksgenossen deshalb auslachen, darum, meinen Sie, wäre das so Mode in Wien? Nein, da müssen Sie in Niedersachsen oder Holland nachfragen; dort gibt es Kleermaker, aber in Wien können Sie gleich Händel bekommen, wenn Sie einen ehrbaren Schneider anders als „bürgerlichen Schneidermeister" betiteln."

Im Jahre 1792 schrieb Bretschneider auch eine interessante, lehrreiche Recension in der „Allgemeinen Teutschen Bibliothek" über Swedenborg's theologische Werke.*)

---

*) Band 107. St. 1, Nr. 15—37.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Ernennung zum Gubernialrath 1793. — Reise nach Wien und Frankfurt. — Hofrath von Birkenstock. — Warum der Roman „Georg Waller" von der Censur nicht erlaubt werden soll. — Der ungarische Hofagent Bujanowics. — Rückkehr nach Lemberg. — Trübe Gemüthsstimmung. — Briefe an Nicolai 1794. — Das Verslein Lessing's von Jungfer Lieschen.

Bretschneider hatte, wie schon früher erwähnt wurde, an Nicolai geschrieben, daß er seinen Briefwechsel künftig nicht mehr mit seinen innern Angelegenheiten vermischen wollte und er hielt auch Wort, denn in seinen vielen Briefen der folgenden zwei Jahre findet sich von seinen persönlichen Verhältnissen nicht das Geringste erwähnt, den einzigen Umstand ausgenommen, daß er im Jahre 1793 zum Gubernialrath ernannt wurde und daß er abermals eine Reise nach Wien und von da nach Frankfurt am Main machte. In Wien war Bretschneider bei dem Hofrath von Birkenstock, als diesem „Waller's Leben" zur Censur zugeschickt wurde. Er fragte ihn, ob es würde erlaubt werden? Herr von Birkenstock verneinte dies und führte unter andern den Grund an, daß der ungarische Hofagent Bujanowics darin angezapft sei. Bretschneider versichert aber in einem Briefe (vom 10. Februar), daß dieser Agent mit dem fingierten im Romane außer zwei ähnlichen Silben im Namen nichts gemein habe. *)

In einem Briefe aus Frankfurt a. M. vom 13. Juli 1793 erzählt Bretschneider die Anekdote, daß er bei Professor Meusel in Erlangen, diesen seinen Roman (Waller's Leben) auf dem Tische liegen gefunden habe. „Das Buch," sagte Meusel, „müssen Sie lesen! Das ist ein verdammter Kerl, der das geschrieben hat!" Dieses Schimpfwort ließ ich mir gefallen, denn nach weiterer Erklärung war es eben das, als wenn man ein hübsches Mädchen eine Hexe heißt.

---

*) Der Agent im Romane Bretschneider's führt nämlich den Namen „Bučefalowics".

Bretschneider wollte von Frankfurt aus Nicolai in Pyrmont besuchen, allein seine Angelegenheiten nöthigten ihn, früher nach Wien zurückzukehren, so daß er sein Vorhaben nicht ausführen konnte. Indessen hatte diese Reise ihn zerstreut und erheitert, ihm auch manche neue interessante Bekanntschaft verschafft. Als er aber wieder nach Lemberg zurückgekehrt war, fand sich auch der Trübsinn von neuem ein, wie aus einem Brief an Nicolai (vom 11. April 1794) hervorgeht: Er hatte mit so viel Verdruß zu kämpfen, daß ihm die Welt hätte zuwider werden müssen, wenn sie es nicht schon ohnehin gewesen wäre. Es war über allen Begriff, wie seltsam es dort zuging: Friede und Ruhe, nach der er sich so sehnte, ward ihm nicht zu Theil und es half weder Klugheit noch Geduld, sie zu erlangen. Der Tod kommt nicht, wenn wir ihn verlangen und das Leiden stumpft unseren Körper ab, daß die Seele nicht mehr nach Grundsätzen handeln kann. Muth und Standhaftigkeit verlieren sich und kein anderer Trost bleibt, als daß des Menschen Leben keine Ewigkeit ist. — Diese Stimmung dauerte fort, denn in einem Briefe an Nicolai (19. Juli 1794) sagt Bretschneider: „Was ist zu thun? Wird es besser, so ist's gut! Wird es nicht besser, so haben wir alten Leute nicht lange mehr zu dulden. In philosophischen Augenblicken, die bisweilen bei mir einkehren, lache ich über die Narrheit, mich hier zu grämen und mache mich im Herzen über die Großen und Kleinen, die sich Mühe geben, meine Tage zu verbittern, recht lustig. Hätte ich nur keine Nerven und kein Blut, die mich zuweilen wider meinen Willen zur Schwermuth zwingen, ich wollte sie noch mehr auslachen."

Zwei Monate später wurde er noch trübsinniger. Er schrieb am 4. September 1794 an Nicolai: „So melancholisch, ungedulдig und unzufrieden mit der Welt und mit mir war ich noch nie. Es geht zwar jetzt überall in der Welt sehr unruhig und widersinnig zu, aber das kann mich nicht trösten. Die Menschen theilen sich in Faktionen; nimmt man keinen Theil daran, so wird man von Allen verfolgt und hat man Freunde, deren Feinde man nach Pflicht und Neigung nicht werden kann, so wird man,

wenn man gleich an ihren Händeln keinen Theil nimmt, vom Gegentheil als erklärter Feind angesehen und verfolgt. Ich bin Misantrop, und weil ich weiß, daß Misantropie Narrheit ist und ich mich ihrer dennoch nicht erwehren kann, so fällt mir bisweilen ein, daß ich, wenn das Ding so fortgeht, endlich ein völliger Narr werden könnte und dann wäre es möglich, daß ich Philantrop würde. Die Mittelstraßen sind zu Ende dieses Jahrhunderts ganz verschüttet, alles ist Himmel oder Hölle. — Es ist kein Wunder, wenn dieser Brief Klagen und Nachtgedanken enthält, denn ich schreibe ihn in der traurigen Mitternacht, unter dem Geheul der Katzen, die vielleicht schöne Elegien singen, wenn man ihre Sprache nur verstände.“ — Dieselbe trübe Stimmung zeigt auch noch der folgende Brief an Nicolai vom 4. October 1794: „Ich schätze Sie doch noch glücklicher in diesem Punkte, weil Sie in sich selbst nichts mehr finden, sondern Ihren Anlaß erst außer sich und Ihrem Zirkel gar in einer so allgemeinen Sache als die Aufklärung suchen müssen. Die Unterdrückung der Aufklärung muß zwar einem Manne, der lebenslang dagegen gearbeitet hat, sehr unangenehm sein, aber nach meiner Meinung ist eine allgemeine Aufklärung schädlich und für die einzelne, auf die jeder gute Kopf von selbst kommt, ist so gut vorgearbeitet, daß alle Unterdrückungen nichts helfen. Nach der einmal in der Welt eingerichteten Verfassung der Dinge und Handlungen, die mit Weisheit und Thorheit untereinander zusammenhängen, kann keine allgemeine Aufklärung stattfinden; sie ist physisch unmöglich und würde schreckliche Folgen gebären. Der Verstand läßt sich wohl aufklären, aber der Wille nicht eben so leicht bessern. Ich habe Kant's Hypothese, nach der er glaubt, daß sich das ganze Menschengeschlecht nach und nach ausbilden werde, gelesen und geprüft, ich kann sie aber mit der historischen Erfahrung nicht zusammen reimen. Alle Völker, die zu einem hohen Grade der Aufklärung gelangt waren, fielen immer zu der Zeit, wo man glauben konnte, durch sie würde der ganze Erdkreis klüger gemacht werden, in Revolutionen und so geht es noch jetzt. Der Mensch, der seine Vernunft recht zu brauchen weiß, ist aufgeklärt; dies ist

eine individuelle Sache, die niemals allgemein werden kann, besonders auch aus dem Grunde, weil der wahre Gebrauch der Vernunft eine vollkommene Unparteilichkeit voraussetzt, und dieser sind die wenigsten Menschen fähig. Ich schreibe Ihnen dieses, wenn Sie es gleich besser wissen und mehr darüber nachgedacht haben, aber ich sitze nun einmal auf meinem philosophischen Steckenpferde und möchte gerne in Gesellschaft reiten."

„Schon seit 14 Tagen arbeite ich an einem philosophischen Aufsatze für eine schöne Frau, die atheistischen Meinungen nachhängt und die ich gern bekehren möchte. Indessen glaube ich wohl, daß Ihnen der Schaden Josefs, der aus der unterdrückten Aufklärung entspringt, sehr zu Herzen geht. Wenn man zu gewissen Jahren gelangt ist, so nimmt man mehr Theil an dem allgemeinen Wohl und Wehe der Menschen. Ich habe im siebenjährigen Kriege einen Mann gekannt, der, wenn die Oesterreicher eine Schlacht gewonnen, ganze Nächte schlaflos unter Winseln und Gebet zubrachte, weil er glaubte, es sei nun um die protestantische Religion geschehen. Er meinte es gut, Ziehen*) meinte es auch gut und alle Menschen verdienen Achtung, wenigstens Schonung, die durch den warmen Antheil, den sie an einer allgemeinen guten Sache nehmen, zeigen, daß sie nicht für sich selbst allein leben. Was ist herrlicher, als die gedrückte Unschuld beschützen, Witwen und Waisen vertheidigen? So lange man diese Tugenden in seinen vier Pfählen auszuüben Gelegenheit hat und mit der Obrigkeit nicht in Collision kommt, die manchmal über diese Dinge anders denkt, thut man das Seinige. Wenn man sich aber darüber grämt, daß man nicht

---

*) Konrad Sigismund Ziehen, geboren 1727, war anfangs Lehrer an der Schule von Hannover, wurde dann 1756 Feldprediger bei dem Garderegiment der hannoverischen Truppen, 1759 Capellan bei der Neustädter Kirche zu Hannover, 1761 Superintendent zu Minden und 1769 zu Zellernfeld, wo er 1780 starb. Seine Weissagung von einer bevorstehenden Erdrevolution, die er 1779 von sich gab und kurz vor seinem Tode weiter ausführte, ging nach demselben nur theilweise in Erfüllung, am schrecklichsten durch das Erdbeben von Calabrien 1783. Er schrieb: „Nachricht von einer bevorstehenden großen Revolution der Erde 2c." 2. Auflage. Frankfurt 1783, Schriften 1786.

mit Roß, Speer und Schild gegen die Sansculotten zu Felde ziehen kann und sie hundertweise zu Boden schlagen, so grämt man sich wie weiland der Ritter von Mancha um seine Dulcinea."

„Erst vor acht Tagen bekam ich Ihren Lessing'schen Briefwechsel, der mich sehr vergnügt hat. Ich freute mich, das Verslein von Jungfer Lieschen darin wieder zu finden. Ich hatte es ehemals selbst auf die beliebte schöne Art in etliche Sprachen übersetzt. Vom Italienischen weiß ich den Anfang nicht mehr:

— — — ochio	N'as tu vu jamais
D'Elisa il ginocchio	De Lise le genou?
D'Elisa il ditale	De Lise le dé
Rimedio è universale.	Est bon pour tout.»

Lessing hat auch, dem Verse zu Gefallen, das Jungfer Lieschen zur Frau gemacht. Er hätte lieber sagen sollen: „Fair Betty's Knee."

Wir machen hier eine kleine Abschweifung in Betracht des Versleins von Jungfer Lieschen, welche uns hoffentlich der Leser verzeihen wird.

Nicolai schrieb am 24. April 1777 von Leipzig an Lessing: — — „Meinen Almanach *) haben Sie denn doch gesehen, ob Sie mir gleich nichts darüber schreiben; denn ich habe ihn Ihnen in der letzten Michaelismesse gesendet. Ich will noch einen Theil liefern und dann genug, damit der Spaß nicht allzulange werde. Um diese Sammlung der Absicht nach würdig zu schließen, soll das letzte sein: Ein Volkslied für gelehrtes Volk, und dies Lied in sechs Sprachen:

„Hast Du nicht geseh'n,
Jungfer Lieschens Been?'

Ich habe davon die griechische, lateinische und englische Uebersetzung im Sinne behalten; aber die italienische und französische Strophe habe ich vergessen. Nun sollen Sie bestens ersucht sein, aussitôt lettre vue, diese beiden Strophen auf ein Blatt zu schreiben und mir mit der ersten Post zu übersenden. Wollen

*) Ein kleiner Almanach von Volksliedern von Daniel Säuberling 1777.

Sie ganz Ihren Vorsatz halten, an Ihre Freunde gar nicht zu schreiben, so senden Sie mir nur das Blatt und weiter kein Wort. *).

Lessing antwortete darauf von Wolfenbüttel am 25. Mai 1777: — — — „Ihr Almanach von Volksliedern hat in meinen Augen einen großen Fehler: diesen, daß Sie nicht bei jedem Liede angegeben haben, woher es genommen; ob aus einer Handschrift oder aus einem gedruckten Buche, oder aus mündlicher Ueberlieferung. Zu der ernsthaften Absicht, die diese Schnurre haben soll, hätte dies nothwendig geschehen müssen; und mir thun Sie einen Gefallen, wenn Sie mir ein Exemplar schicken wollen, dem die Quellen beigeschrieben sind. Sodann will ich sehen, was ich für Sie thun kann. Nur die französische und italienische Strophe von Jungfer Lieschens Knie ist auch mir entfallen. Der Anfang der Deutschen heißt aber eigentlich:

Schautest Du denn nie
Jungfer Lieschen's Knie? ꝛc.

Die englische Strophe, bitte ich nicht zu vergessen, habe ich auch selbst gemacht, damit Sie nicht glauben, daß Sie und Schlosser die einzigen Deutschen sind, die englische Verse gemacht haben! — — — — Das deutsche Original lautet also:

Schautest Du denn nie
Jungfer Lieschens Knie?
Jungfer Lieschens Fingerhut
Ist zu allen Dingen gut!

Die englische Uebersetzung Lessing's lautet:

Did you never see
Mistris Betty's knee?
What you Betty's thimble call
That is very good for all. **)

Wir kehren nach dieser kurzen Unterbrechung im folgenden Kapitel wieder zu Bretschneider zurück.

---

*) Briefe an Lessing. Supplementband von Lessing's Werken. Berlin 1840. S. 583.

**) Siehe Lessing's gesammelte Werke, Leipzig 1857, bei Göschen, 10. B., S. 247 u. 248, wo man auch die griechische und lateinische Uebersetzung dieser Strophe findet.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Gesteigerte Melancholie. — Lücke im Briefwechsel mit Nicolai. — Krankheit und Tod von Bretschneider's Frau. — Reise nach Krakau zur Tochter. — Rückkehr nach Lemberg. — Fürst Adam Czartorysky. — Visitierung der Bibliothek in Lemberg durch eine Untersuchungs-Commission. Veranlassung dazu. — Reise nach Wien 1801. — Aufenthalt im Trentschiner Bad. — Pensionierung mit Hofraths-Charakter.

Die Melancholie Bretschneider's, welche er in den Briefen an Nicolai vom 11. April, 19. Juli und 14. September des Jahres 1794 geäußert hatte, nahm dermaßen zu, daß er durch die Dauer eines ganzen Jahres selbst an den geliebtesten seiner Freunde (denn dafür erklärte er Nicolai mehr als einmal), keine Zeile geschrieben und im Briefe vom 11. September 1795 mit der Krankheit seines Geistes entschuldigte. „Es sieht in meinem Gemüth und Kopf," sagt er in diesem Briefe, „finster und verwirrt aus. Ich fühle zwar noch Kraft zur Thätigkeit in mir, aber der gänzliche Mangel an Aufmunterung und die finstere Vorstellung, die ich mir von allen Dingen mache, beherrschen meine Vernunft und lassen sie nicht über die Theorie hinaus, sondern verbieten ihr die Praxis, so wie die Facultät den Marktschreiern. Non sum qualis eram! Das läßt sich leicht begreifen; aber talis lange zu bleiben, qualis nunc sum, das möchte wohl nicht möglich sein. Entweder muß ich durch irgend eine kräftige Veranlassung in Thätigkeit gebracht werden, oder es wird übel aussehen. Sie werden mir rathen, eine Reise zu machen oder ein Buch zu schreiben. Das Erste läßt sich aber aus ökonomischen Gründen nicht so oft thun, als man Lust dazu hat, und das zweite Mittel habe ich versucht, doch der Ekel vor meinem Schreibtische macht, daß ich nichts auszuführen vermag."

„Ich fing schon im vorigen Jahre an, meine so lange in mir nagende Lebensbeschreibung aufzusetzen und kam bis an den zwölften Bogen und an einen Zeitpunkt, der mir reichen Stoff darbot, aber

alle Lust, etwas zu arbeiten, verließ mich in dieser Epoche. Viele Dinge außer mir machen mich gewaltsam zum Menschenfeinde. Darunter gehört, daß mich Freunde oder wenigstens Menschen, die ich für gut hielt, hintergingen und daß ich die Thorheit begehe, mich darüber bis zu schlaflosen Nächten zu grämen, wenn ich Menschen anders finde, als ich sie mir eingebildet hatte. Aber im Grunde ist es doch auch schlimm, gar keinen Freund, ja nicht einmal einen Menschen, den man auch nur zur Unterhaltung brauchen könnte, um sich zu haben. Einen so ganz in sich verschlossenen Menschen, wie ich hier sein muß, wird man schwerlich in Europa finden. Das ist nun freilich die Sprache des Milzsüchtigen — aber das weiß ich doch auch als gewiß, daß meine Milzsucht nicht ganz, und zwar nur dem kleinsten Theile nach, physisch ist. Ich habe Gelegenheit gehabt, mich darüber sehr überzeugend zu prüfen. Gott gebe, daß Ihnen wohler sei als mir! Sie haben doch Kinder um sich, die in solchen Umständen eine Art von Trost gewähren, aber ich bin mit meiner Frau ganz allein und sie ist fast immer krank."

Endlich bekam sein Geist, drei Monate später, wieder etwas Spannkraft, wie man aus dem folgenden Briefe vom 25. December 1795 ersieht: „Ihr so herzlich theilnehmender und trostvoller Brief hätte billig eine promptere Antwort verdient, jetzt kann ich mich aber nicht sehr zu meinem Vortheile entschuldigen. Ich habe Zerstreuung gesucht und gefunden; noch jetzt befinde ich mich ganz wohl dabei. Was das für eine Art von Zerstreuung ist und ob sie meinem Alter anpaßt? davon müßte so viel gesprochen werden, daß ein ganzer Theil des Romanes meines Lebens daraus erwachsen würde, an welcher Arbeit mich eben diese Zerstreuung hindert. Wenn solche neue Auftritte in meinem Leben vorkommen, so ziehe ich immer die Lehre daraus, daß der Mensch, sich selbst auszulernen, sehr viele und verschiedene Zufälle erleben muß und daß er bei so großer Verschiedenheit der menschlichen Gemüther und der zufälligen Leitung, die sie stimmt, aus dem Gewöhnlichen, das alle Tage vorkömmt und wonach wir die Menschen beurtheilen, keine Generalregeln ziehen, sondern nur sagen kann, nach dem

ordentlichen Laufe und der Erfahrung ist das so, aber es kann doch auch anders sein. Es wird eine Zeit kommen, wo ich nicht mehr in Gleichnissen sprechen werde. Alles was ich Ihnen jetzt noch sagen kann, ist: daß mein vorher bis zum Mißmuth und Kleinmuth herabgesunkenes Herz wieder Muth und Thatkraft fühlt und daß meine Zerstreuung zwar Thorheit ist, aber weder auf meine Gesundheit noch meinen Beutel üblen Einfluß hat."

Am 25. December 1796 berichtet er aus Lemberg an Nicolai: „Ein Franziskaner-Mönch aus Böhmen wurde mit Geld versehen und als Missionär in die Türkei geschickt. Er ging bis Danzig, kleidete sich dort weltlich, durchkreuzte Polen, kam nach Lemberg, heiratete hier, wurde Traiteur, zeugte vier oder fünf Kinder und erwarb 5—6000 Gulden. Gewissensbisse oder was sonst die Ursache war, bewirkten, daß er eine gute Gelegenheit ergriff, Weib und Kinder sitzen zu lassen und in sein Kloster zurück zu gehen. Er theilte das Geld mit der Frau, gab eine Reise vor und ließ schreiben, daß er in Zehlendorf gestorben sei. Er selbst zerfetzte sich und band Stricke um seine Hände und Füße, so lange bis die Spuren davon nicht mehr vergehen konnten. Als er in sein Kloster zurückkam, gab er vor, so lange Zeit in türkischer Gefangenschaft geschmachtet zu haben. Noch predigt er mit durchdringender Stimme von der Kanzel und zeigt seine von Fesseln narbigen Arme, um die Grausamkeit der Ungläubigen gegen die Christen zu schildern. Ein Freund von mir kam zufällig in eine solche Predigt, erkannte unseren alten Traiteur und besuchte ihn nach der Predigt in seiner Zelle. Anfänglich wollte er zwar seine Geschichte läugnen. am Ende aber gestand er alles und wir werden ihn auch nicht verrathen."

Vom März 1797 bis 1798 entstand wieder eine Lücke in Bretschneider's Briefwechsel mit Nicolai, wovon er in einem Briefe vom 18. März 1798 die Ursache wie folgt meldet: „Nichts würde mich gehindert haben, Ihnen zu schreiben, wenn mich nicht meine häuslichen Umstände zur freundschaftlichen Correspondenz unfähig gemacht hätten. Meine Frau liegt seit Jahr und Tag

an der Auszehrung krank; schwerlich wird sie dieses Frühjahr überleben und ich will froh sein, wenn sie sich so lange erhält, daß sie noch unseren Sohn, welcher als Rittmeister aus dem Felde zurückkommt, vor ihrem Ende sieht. Die besondern Umstände, welche diese langwierige Krankheit für mich doppelt drückend und kummervoll machten, sind so weitläufig und unangenehm, daß ich Sie damit nicht beschweren will. Ich selbst habe auch den ganzen Winter an Hämorrhoidal-Beschweren viel gelitten."

Einen Monat später schrieb er: „Wenn meine Frau, welche schon im höchsten Grade hektisch ist, sterben sollte, so werde ich eine Reise über Breslau, Berlin, Leipzig und zurück über Nürnberg und Wien machen, denn sonst müßte ich meiner Frau gleich nachfolgen, wenn ich einsam, ohne Freund, wie ich hier bin und ohne Zerstreuung hier bleiben würde."

Aus Krakau gab er seinem Freunde Nicolai am 22. August desselben Jahres die letzte Nachricht von ihr: „Sie wissen mein Stillschweigen schon zu beurtheilen, wenn ich Ihnen melde, daß mir meine Frau gestorben ist, nachdem sie fast drei Jahre krank, seit sechs Monaten aber ganz bettlägerig war. Ich habe dreiunddreißig Jahre mit ihr gelebt und war auf ihren Tod zwar vorbereitet, aber da der Fall vorüber war, fühlte ich ihren Verlust sehr schwer. Ich habe keines meiner Kinder bei mir. Da sie ihr Ende vermuthete, ließ ich meinen Sohn, welcher damals an der böhmischen Grenze stand (er ist Rittmeister bei dem 2. Uhlanen-Regiment) nach Lemberg kommen. Sie genoß seinen Aufenthalt einen Monat und starb vier Wochen nach seiner Abreise. Meine Tochter, welche hier in Krakau an den Mauthadministrator Keßler verheiratet ist, lag gerade damals im Kindbette und ich bin jetzt hier, um sie auf kurze Zeit mit mir nach Lemberg zu nehmen, damit sie mir mein neues Hauswesen einrichte. Sie erinnern sich vielleicht noch, daß mir mein Weniges im Jahre 1780 zu Gera verbrannt ist, doch habe ich da noch Anspruch auf Grund und Boden und will nun sehen, ob jetzt, bald zwanzig Jahre nach dem Brande, nicht noch etwas für mich zu lösen sei. Gera ist nur sieben Meilen von Leipzig, da wird sich schon eine Zusammenkunft einleiten lassen."

Nach Bretschneider's Rückkehr nach Lemberg kam der Fürst Adam Czartoryski, der ihm sehr freundlich gesinnt war, ebenfalls dahin und brachte dort den ganzen Winter von 1799 bis 1800 zum Troste Bretschneider's zu.

Am 23. April 1800 schrieb Bretschneider an Nicolai: „Ich schreibe Ihnen diesmal vornehmlich auf Veranlassung des Fürsten Adam Czartoryski, der Sie grüßen läßt in Apolline. Er möchte gerne wissen, wie die Umstände des S. Maimon, dessen Lebensbeschreibung der selige Moritz herausgegeben hat, dermalen beschaffen sind u. s. w. Ich glaube, daß der Fürst wohlthätige Absichten für den Mann haben mag. Wollten Sie mit Beziehung auf mich selbst an den Fürsten schreiben, so würde es ihn sehr freuen, dadurch mit Ihnen in Correspondenz zu kommen.“

Das Verhältniß Bretschneider's mit dem Fürsten Adam Czartoryski war sehr intim. Bretschneider aß täglich bei ihm und in der heiteren Gesellschaft des Fürsten, welcher Literatur und Gelehrte schätzte, verlor sich sein Trübsinn wieder. Der Fürst ging nachher in das Bad nach Bartfeld und Bretschneider blieb allein in Lemberg zurück. Dies machte ihn wieder krank, so daß er im Herbste (1800) von da zu seiner Tochter reiste, um hier den Winter unter ihrer Wartung und Pflege zuzubringen. In einem Briefe von Krakau an Nicolai vom 29. Dezember 1800 schildert er seinen Zustand folgendermaßen: „Ich bin wieder zu Verstande gekommen, ich kann nämlich wieder schreiben, ohne verdrießlich dabei zu werden, und bin ein ganz anderer Mensch, seit ich hier im Hause meiner Tochter wohne und in einer Art Einsamkeit lebe, wie sie mir behagt, auch nicht den Anblick böser Menschen zu ertragen habe, dem ich in Lemberg täglich ausgesetzt war. Ich arbeite jetzt an meinem Lebenslauf in Bruchstücken, weil ich einige Hauptepochen meines Lebens, wegen der Briefschaften und der Schreibtafeln, die ich beschrieben habe, und die schon anfangen zu verbleichen, zuerst wegarbeiten muß.“

Aus einer Stelle dieses Briefes läßt sich schon muthmaßen, daß Bretschneider zu jener Zeit angefangen habe, seine Reise

nach London und Paris zu schreiben, und dies bestätigt der folgende Brief aus Krakau an Nicolai vom 31. Jänner 1801. Er sagt darin: „Weil Sie mich schon einige Male erinnert haben, daß Sie sich nicht besinnen könnten, durch welchen Zufall ich im Jahre 1772 nach Berlin kam, und ich ohnehin im Begriffe war, meine Lebensgeschichte in Bruchstücken zu beschreiben, so habe ich wahrlich blos aus Liebe zu Ihnen den Anfang mit meinen Begebenheiten im Jahre 1772 gemacht, welches freilich das wichtigste Jahr meines Lebens ist, womit ich aber außerdem nicht angefangen hätte, weil noch viele Leute leben, die compromittiert werden müssen. Von diesem Werke, welches eigentlich eine Reisebeschreibung durch Holland, England und Frankreich, bis zurück nach Berlin enthält, habe ich jetzt, da ich bei meiner Tochter ruhig sitze, schon 36 halbe Bogen, wie dieser Brief, fertig und werde nur noch zwölf brauchen, um sie zu endigen. Wenn Ihr Rath oder andere Umstände auch den Druck noch nicht zulassen sollten, so werden Sie doch daraus ordentlicher und ausführlicher meine Geschichte dieses Jahr ersehen können, als aus einer mündlichen Erzählung. Auch auf den Fall, wenn ich vor Ihnen sterben sollte, ist Ihnen dieses Manuscript vermacht."

Am 28. Februar 1801 schrieb er: „Ich habe mein Werk vollendet und Ihnen eine aufrichtige und getreue Beschreibung meiner Lebens- und Reisegeschichte aufgesetzt, die, wie sie vorliegt, blos für Sie geschrieben ist, obgleich mit einer Art Autorton, weil ich sonst im Briefstyl hätte schreiben müssen, den ich bei Erzählungen nicht leiden kann. Es ist wohl noch nicht an der Zeit, ein solches Buch drucken zu lassen; denn wenn ich auch die Bedenklichkeiten wegen einiger noch lebenden Menschen nicht achten wollte, weil ich mich durchaus an die strengste Wahrheit gebunden habe, so würde doch aus mancherlei Umständen der Verfasser bald kenntlich werden und man würde sich über mich lustig machen. Von Ihnen, mein Freund, befürchte ich nichts; nicht daß ich Ihre Achtung verlieren werde, wenn ich ganz aufrichtig meine Schwäche und Stärke, meine Abenteuer und Armseligkeit erzähle. Aber andere Leute könnten diese Dinge von einer andern Seite ansehen.

Das werden Sie nun am besten beurtheilen, denn eigentlich ist es nur für Sie geschrieben."

Im Briefe vom 20. October 1801 erklärt Bretschneider selbst, daß die Handschrift zwar noch nicht zum Drucke bestimmt sei, er habe aber seine Ursachen, warum er sie schon jetzt Nicolai über Warschau mit der fahrenden Post zuschicken werde. Sie hatte aber den Weg nicht machen können und kam nach Lemberg zurück. Dies meldete Bretschneider seinem Freunde und versprach sie ihm nun selbst zu überbringen*).

Bretschneider wünschte, das, was von dieser Selbstbiographie fertig war, Nicolai vorzulesen und entwarf hiezu den Plan (da er auf Beraten der Aerzte ein Bad besuchen sollte), von Krakau über Wien nach Berlin nnd von da mit Nicolai nach Leipzig, dann über Gera nach Karlsbad zu reisen. Gera war sein Geburtsort, den er nach dem Brande nicht wieder gesehen hatte, denn im Winter 1770 war er zum letzten Male dort gewesen. Dieser Plan wurde aber auf unerwartete Weise durch den nachfolgenden Vorfall vereitelt. Bretschneider hatte kaum seine Reise angetreten und sich kurze Zeit in Wien aufgehalten, als er daselbst durch Privatbriefe die Nachricht erhielt, daß in Lemberg auf Befehl des Gouverneurs Grafen von Geisruck eine Commission, die aus einem Gubernialrathe und drei Professoren bestand, eingesetzt worden sei, um in Bretschneider's Abwesenheit die ihm anvertraute Bibliothek zu visitieren. Die Veranlassung dazu war, daß man bei dem Gouverneur angebracht hatte, aus der Bibliothek wären Bücher entwendet, andere ausgetauscht worden und es herrsche eine völlige Unordnung darin. Dies nöthigte Bretschneider, von Wien nach Lemberg zurückzukehren; er kam aber dort erst an, als die Untersuchung, die volle sechs Wochen gedauert hatte, völlig beendigt war. Das Resultat, wie das aufgenommene Protokoll besagt, ergab, daß keine einzige der Anklagen gegründet befunden wurde, daß man vielmehr

*) Dies muß auch geschehen sein, denn nach Nicolai's Tode wurde die Handschrift von der im Briefwechsel nicht weiter die Rede ist, im Nachlasse Nicolai's gefunden.

nicht leicht eine regelmäßiger eingerichtete und in besserer Ordnung gehaltene Bibliothek finden könne und daß auch kein einziges Buch fehle. Ueber dieses auffallende Verfahren gibt Bretschneider folgenden Aufschluß: Der vorige Gouverneur in Ostgalizien, Graf Brigido, war sein Freund. Als dieser mit 8000 Gulden Pension in den Ruhestand versetzt war, wurden seine Feinde des neuen Gouverneurs Freunde. Bretschneider blieb aber seinem alten Freunde getreu, ohne indessen irgend etwas zu thun, was ihm die Freundschaft der herrschenden Partei hätte zuziehen können. Professor Haquot (der sich von dem Hof- und Pfalzgrafen J. J. Beyer in Nürnberg hatte zum Doctor creiren lassen), dem Bretschneider viel Gutes erwiesen, bei seiner Hinkunft nach Lemberg mit den vornehmsten Familien bekannt gemacht und durch seinen Einfluß bei dem Grafen Brigido zum Titel eines Bergrathes verholfen hatte, schmeichelte sich bei dem neuen Gouverneur ein und ward Bretschneider's Denunciant. Da die Untersuchung indessen ganz den entgegengesetzten Erfolg von dem hatte, was Graf Geisruck erwartete, so verlor Haquot dessen Gunst. Weil gar nichts gegen Bretschneider erwiesen worden war, schämte er sich und suchte die ganze Sache zu unterdrücken. Jetzt beschloß Bretschneider, sich von Lemberg ganz los zu machen. Er fühlte eine unbeschreibliche Begierde nach Ruhe und Friede; denn die geringste Störung machte ihn seelenkrank und unthätig zu allen Geschäften, so daß er nicht einmal imstande war, einen Brief zu schreiben.

Im Juni 1801 reiste er nach Wien und von da in das Trentschiner Bad. Er hatte nun (im Juli) fünfundzwanzig Jahre in kaiserlichen Diensten gestanden und konnte also um seine Entlassung mit der Hälfte seines Gehaltes als Pension nachsuchen. Das that er denn auch, ward aber bei dieser Gelegenheit zu seinem Erstaunen überzeugt, daß die Jesuiten und ihre weltlichen Anhänger seit seinem Abgange aus Ofen immer geheim daran gearbeitet hatten, ihn in eine Falle zu locken, oder auf andere Art zu stürzen. „Wie ich glücklich bin," sagt Bretschneider, „daß ich nichts

davon gewußt habe. Denn ich würde furchtsam geworden sein, und da ich offen und ehrlich zu Werke gegangen bin, so hat mich dieses ohne mein Wissen vertheidigt. Es kränkt diese Leute, daß ich so ganz unversehrt ihren Händen entwischen soll und sie suchen mich für die Zukunft in Dürftigkeit zu versetzen." Dies gelang ihnen aber nicht, sondern der Kaiser bewilligte Bretschneider's Gesuch und versetzte ihn im October 1801 als Hofrath mit 700 Gulden Pension in den Ruhestand, jedoch mit dem Beifügen, daß er, wenn seine Gesundheit sich bessern sollte, wieder in Dienste treten könne.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Uebersiedlung von Lemberg nach Wien im Jahre 1802. — Reise nach Leipzig und Zusammenkunft mit Nicolai. — Besuch der Verwandten in Schleiz, Gera ꝛc. — Rückkehr nach Wien. — Bilder-Sammlung. — Zwei Originalportraits von Luther und seiner Frau. — Ein Gedicht des Superintendenten Stauzius. — Reise nach Jaworow in Galizien. — Rückkehr nach Wien. — Die Kupferstichsammlung von 12.000 Blättern. — Bretschneider als Kochkünstler. — Graf Odonel. — Ein Unfall Bretschneider's.

Bretschneider war, nachdem er den ganzen Sommer 1801 in Bädern zugebracht hatte, im Herbste nach Lemberg zurückgereist. Dort hielt er sich aber nicht länger auf, als erforderlich war, seine Sachen einzupacken und ließ sich im Dezember zu Wien häuslich nieder. Im April trat er die Reise nach Leipzig an, wo dann endlich die gewünschte Zusammenkunft mit seinem Freunde Nicolai stattfand. Diese war eine Erfrischung für seine Seele. Er fand sich seitdem thätiger und in seiner Sympathie mit Nicolai's Art zu denken und zu handeln und in seiner Hochachtung und Liebe für dessen Person gestärkt.

Auf seiner Rückreise besuchte er seine Verwandten in Schleiz, Gera ꝛc. und kam den 4. Juli 1802 in Wien wieder an. Er fand aber diesen Aufenthalt aus physischen und moralischen Gründen

für sich nicht gut. Er gesteht, daß er nicht Herr genug über seinen Gaumen war und nicht Macht genug hatte, den beständigen Einladungen seiner Freunde zu widerstehen, unter denen sich mehrere ordentlich bemühten, seine Lieblingsgerichte ausfindig zu machen. Die damalige Lage der Dinge, die Arroganz mehrerer Menschen von vielem Einflusse und wenigem Verstande und ihr Mißtrauen gegen Menschen, von denen sie glaubten, daß sie weiter sehen, als man es haben wollte u. s. w., alles dieses brachte ihn auf den Entschluß, diesen Leuten aus dem Wege zu gehen und mit seinem einzigen noch übrigen Bruder gemeinschaftlich ein Gut zu pachten.

Von diesem Bruder, der wegen einer in der Schlacht bei Torgau (1760) erhaltenen Wunde als Hauptmann bei dem Cordon in Böhmen angestellt war, sagt Bretschneider, daß er in Ansehung der Philosophie in eben dem Verhältnisse stehe, wie der Onkel Tobias mit dem Herrn Walther Schandy.

Das Gut, welches er mit seinem Bruder pachten wollte, hieß „Katzengrün". Der Pacht kam aber nicht zu Stande. Das hierzu bestimmt gewesene Kapital verwendete nun Bretschneider in Gesellschaft eines Andern auf den Ankauf einer Bildersammlung und sie hofften, daß zwei oder drei Stücke daraus die ganze Auslage ersetzen sollten. Er besaß auch zwei Original-Porträts von Lukas Cranach: „Dr. Luther und seine Frau". Diese standen lange in Leipzig und sollten für hundert Friedrichsd'or verkauft werden; zuletzt ersuchte er Nicolai, ihm zum Preise von sechszig Friedrichsd'or einen Käufer zu verschaffen. Allein auch dieses schlug fehl und Bretschneider mußte sie zurückkommen lassen. Endlich wurden sie von dem Grafen Wrtby angekauft.

Am 15. Februar 1804 schrieb Bretschneider aus Wien an Nicolai: „Vielleicht ist es Ihnen nicht bekannt, daß der selige Superintendent Stauzius in seiner Jugend Verse gemacht hat. Als Dorfpfarrer hat man von ihm folgende Bannverkündigung:

„Geliebteste Zuhörer!
Wer Prediger und Lehrer
Beraubt, der ist verdammt!
Mir stahlen Dathan's*) Rotten
Vom Felde die Karotten,
Ohn' alle Achtung für mein Amt.

So bringt Ihr in die Hütten
Der Priester und Leviten,
Schont Eigenthum nicht mehr;
Ja! selbst dem großen Luther
Stehlt Ihr vom Brot die Butter,
Wenn er noch hier im Fleische wär.

Nur David durft' es wagen,
Das Schaubrot wegzutragen;
Das war ein andrer Mann!
Euch aber, Bauernlümmel,
Verschließ' ich straks den Himmel,
Und thu' Euch alle in den Bann!

Euch aus des Satans Ketten
Durch mein Gebet zu retten,
Gab' ich mir viele Müh';
Nun wasch' ich meine Hände
In Unschuld, Höllenbrände!
Ihr seid nicht Christen, Ihr seid Vieh!

Die Höllenriegel rasseln,
Ich hör das Feuer prasseln,
Dort lauert Belial;
Er siedet Pech und Schwefel
Und rächt an Den den Frevel,
Der seines Priesters Feld bestahl.

Doch auch noch hier auf Erden
Muß er gezüchtigt werden
Für diese Greuelthat.
Ihn plagt Gehasi's**) Krätze
Die Rache der Gesetze
Und Kain's Reue, früh und spat.

Verruchter Missethäter,
Schandbube, Dieb, Verräther,
Du bist Anathema!
Entferne Dich zur Stunde!
Denn draußen sind die Hunde,
Excludit te ecclesia!

Mein Bannstrahl trifft den Bösen
Und Niemand kann ihn lösen
Bis die Posaune schallt;
Auch nicht einmal ein Engel.
Ich hab' in diesem Sprengel
Sanct Peter's Schlüssel und Gewalt.

Auch weicht um meinetwegen
Von diesem Dorf der Segen.
Mord, Pest, Brand, Weh' und Ach
Schleicht schon um Eure Mauern,
D'rum rath' ich Euch, Ihr Bauern!
Ersetzt den Schaden tausendfach.

Beim Raub der Bundeslade
Erfolgte dann erst Gnade,
Als reich geopfert war.
Wollt Ihr zum Heil der Seelen
Ein gleiches Mittel wählen,
So opfert! — Hier ist der Altar!

---

*) Dathan, Sohn Elias, empörte sich mit Korah gegen Moses und kam mit ihnen um.

**) Gehasi, Diener des Elisa, hatte dem Könige der Israeliten die Wunderthaten seines Meisters zu erzählen, mißbrauchte aber den Propheten-Namen, um von Naeman Geld und Kleider zu erhalten; dafür wurde er von Elisa mit Aussatz bestraft.

Bringt mir fünf gold'ne Rüben,
Dann seid Ihr meine Lieben
Und büßt die Sünden ab.
So wie auf gleiche Weise
Fünf goldne Ae— und Mäuse
Einst Israel zur Sühne gab.

Am 15. März schreibt Bretschneider aus Wien an Nicolai: „Chladni ist hier mit seinem Instrument *), so wie auch ein Naturdichter Hiller, dem ich Nachfolgendes in sein Stammbuch schrieb:

„Fahr' fort, lieber Hiller **), sei lustig und froh!
Mach' Nester von Silber und Verse von Stroh." —

Bretschneider blieb noch bis in den Sommer 1805 in Wien, reiste dann zur Hochzeit seines Sohnes nach Jaworow in Galizien und im Herbste nach Piniawa, einem dem Fürsten Adam Czartoryski gehörigen Schlosse. Damals fand sich für seine Kupferstich-Sammlung von 12.000, größtentheils alten und seltenen Blättern, ein reicher Liebhaber, für den er einen Katalog, den Jener wollte drucken lassen, anfertigte. Es scheint aber, daß auch dieser Verkauf eben so wenig zu Stande gekommen ist, als eine Auktion, die er später davon veranstalten wollte.

In den Jahren 1805 und 1806 hatte sein Briefwechsel fast keinen andern Gegenstand, als Aufträge an Nicolai, ihm fehlende Kupferstiche von Chodowiecky, Meil, Rhode und Andern zu verschaffen.

Im April 1807 verlor er die letzte Stütze seiner Hoffnungen, einen Sohn seiner Tochter, der schon in seinem sechsten Jahre, wo er starb, viel versprach und den er sehr liebte. Er ging nun

*) Glasharmonika.

**) Gottlieb Hiller wurde im Jahre 1778 zu Landsberg in Sachsen geboren. Er war der Sohn eines Fuhrmannes und beschäftigte sich in den Stunden, wo er vom Lehmstreichen, Taubennesterflechten und dergleichen ausruhte, mit Versuchen, seine Gedanken in Reime zu bringen und gab seine Gedichte 1805 in Köthen heraus. Er starb 1826 zu Bernau bei Berlin. Seine Selbstbiographie befindet sich vor seinen Gedichten. Er schrieb auch Reisen durch Sachsen, Böhmen, Oesterreich und Ungarn. Köthen 1808.

wieder von Galizien nach Wien und schrieb von da am 22. Dezember an Nicolai: „Als Sie vor ein paar Jahren, oder etwas mehr, ein Herr J. H. S. aus Dillingen zur Aufklärung über den Namen Dismas an jede katholische Schule verwies, so schienen Sie diesen Liebesdienst nicht wohl aufzunehmen, und der gute Herr J. H. S., den seine Sprache und seine Unterschrift verrieth, daß er von der ausgestorbenen Gesellschaft sei, die den Leichentext hat: „Als die Sterbenden, und siehe wir leben“ (sic), wurde darob etwas unsanft mitgenommen. Wie wird es denn mir gehen, da ich mir anmaße, die Rechte einer vierzigjährigen Freundschaft so weit auszudehnen, daß ich Sie zur Auflösung der wichtigen Frage über Abergeiß oder Habergeiß, an jeden Gassenjungen im Elsaß verweise? — Ich wohnte in Landau *) bei einem Bürger, der unter mehreren Kindern einen muntern Knaben hatte, mit dem ich mich oft unterhielt. Einst holte ihn sein Kamerad mit den Worten: „Komm in den Hof, wir wollen Habergeiß spielen!“ Ich ging den Buben nach, um zu sehen, was das für ein Spiel sei? und fand sie beim Kreisel. Nun kam es zu Fragen über den Namen des Spiels. Straks liefen die Bursche, holten Hafer aus dem Stalle und streuten ihn im Hofe umher. Dann peitschten sie auf ihren Kreisel mit der Erklärung, daß dieser eine Geiß (Ziege) vorstelle und sie diese immerfort peitschen müßten, damit sie den Haber nicht fresse.“

Am 9. Februar 1808 an Denselben: „Der Artikel in der Berliner Monatsschrift über das hohe Lebensalter deutscher Dichter hat mich wohl unterhalten. Allenfalls hätten noch zwei feinwollende Poeten erwähnt werden können. Der alte Triller, der einige 80 Jahre erlebt hat und immer noch handfeste Verse machte und den Baron Schönaich. Letzteren habe ich gekannt, er war ein edler, durchaus rechtschaffener Mann, das war auch Schwarz, der traurige Uebersetzer der Aeneide, der, wenn er noch lebt, dem Herrn Otto **) die Ancienneté streitig machen könnte. Schon

*) Während seiner Kriegsgefangenschaft mit dem Corps des Generals Gschray im Jahre 1761. Vergl. das 11. Kapitel.

**) Nämlich Schönaich.

bei den Alten waren gewisse Poeten bessere Menschen als Dichter, ich führe nur das Beispiel im Catull an: „Suffenus ille etc.“ —

Im März 1808 ließ Bretschneider einen Katalog seiner Kupferstichsammlung drucken, wenigstens schreibt er an Nicolai aus Wien am 11. März 1808, daß er dem Buchhändler Degen für den Bogen 15 Gulden bezahlen müßte, und der Katalog 20 bis 22 Bogen stark werden würde. Er hat ihn aber nie vollendet.

Am 18. Juni feierte er in Wien ein Fest, denn an diesem Tage waren es gerade fünfzig Jahre, daß er der Schlacht bei Kolin beigewohnt hatte.

Aus dem damaligen Aufenthalte Bretschneider's in Wien erzählt Gräffer in seinen kleinen Wiener Memoiren *): 1807 oder 1808 trat in die Schaumburg'sche Buchhandlung ein herkulischer Mann, gehüllt in einen einfachen, hellbraunen Ueberrock, zog etwas den runden Hut, musterte das Personal und sah sich in dem Laden um, als ob er Jemanden vermisse. Hierauf sagte er zu einem der Gehilfen: „Ich wünsche, daß Sie mir alle die Kochbücher und auf Kocherei Bezug habenden Schriften vorlegen, in was immer für Sprachen.“ Diese Anrede überraschte, denn der Unbekannte schien durchaus ein Mann von Distinction, man konnte nicht denken, daß er ein Koch, oder wie sich die Köche jetzt nennen, ein Officier de bouche sei. Aber, was liegt daran, wenn er nur kauft. Während man die culinarischen Bücher zusammensuchte, blätterte der Mann in den griechischen und römischen Klassikern, die gleich beim Eingang rechts aufgestellt waren, recitierte Einiges aus Herodot und trat dann an den Ladentisch, die Kochliteratur zu mustern. Er schien die meisten schon zu kennen, legte das Gartler'sche Kochbuch (welches jetzt schon über 30 Auflagen zählt) bei Seite, auch das Magdeburger, auch das Linzer mit der vollbusigen Köchin am Herde, auch Viard's cuisinier impérial, wählte aber doch 6 bis 8 derlei Werke, darunter alle Jahrgänge des Almanac des gourmands. Er fragt nach dem Preise, zahlt und läßt die Bücher

*) 2. Band, Seite 1—4: Ein destinguirter Koch.

zusammenpacken. Indem knarrt die kleine Seitenthür auf und der Chef der Handlung tritt ein. „Ah, mein lieber Schaumburg, wie geht es?“ ruft ihm der Unbekannte entgegen. — „Ah, Herr Hofrath, welche Ehre nach langer Zeit; ergebener Diener“, erwidert Schaumburg. „Gewiß“, setzt er hinzu, „haben Herr von Bretschneider wieder Hungarica oder Philosophica gekauft“. — Der Hofrath Bretschneider lacht, rückt den zerknüllten Hut aufs Ohr, klatscht in die Hände und sagt auf das Packet deutend: „Diese Philosophica sind lauter Kochbücher, und diese Kochbücher sind lauter Philosophica. Kochbücher, lauter Kochbücher!“ — Schaumburg will lachen, unterdrückt es aber und lächelt nur so nach seiner trockenen Weise. „Vermuthlich also“, sagt er, „ein Geschenk für die Frau Schwiegertochter“. „Nein,“ sagt Bretschneider, den Hut auf das andere Ohr schiebend, „ich selbst bin die Frau Schwiegertochter. Wissen Sie denn nicht, daß ich die Kocherei treibe, so wie andere Leute Billard oder Karten spielen, oder Romane lesen, oder herumlöffeln. Es war immer so mein Zeitvertreib, wenn ich Gelegenheit hatte, aber mit Kritik und Raffinement, stets das Neueste und Feinste. Ich bleibe einige Zeit hier. Da müssen Sie mein Gast sein und noch Jemanden mitbringen. Aber die Gelegenheit! Noch logiere ich im Gasthause.“ Schaumburg wußte Rath. Es war da eine Frau von M., eine distinguierte Vermietherin, auch Traiteurin, die eine Art Salon machte. Gleich waren zwei Zimmer und eine artige Küche mit einer artigen Köchin in Bereitschaft. Bretschneider zog hin, kochte, kochte delikat, übertraf den Almanac des gourmands, und tractierte drei bis vier Gäste.

Diese lucullischen Experimente wurden bald ruchbar. Es fanden sich verschiedene Liebhaber und Schüler ein, es gab da eine kleine gastronomische Lehrkanzel, es war wie einige Dutzend Jahre früher in den Küchen und Laboratorien der Goldmacher. Selbst mehrere historische und literarische Celebritäten besuchten diese höhere Schule des höheren Geschmacks. Der Baron Steigentesch, der Herr von Gentz, die arbeiteten und schmauseten mit. Das Institut der Frau von M. kam in großen Ruf, es ging

nobel, fein und lustig zu und es blieb so, selbst da der Großmeister Bretschneider schon wieder fort war. Unter Bretschneider's coquinarischen Werken machten besonders der Pudding und Mockturtle, nämlich unechte Schildkröten, welch' Beide er in England gelernt hatte, eclatante Epoche. —

Es ist schon früher erwähnt worden, weshalb Bretschneider von Wien weggehen und auch ein Gut pachten wollte, ja er hatte sogar die Absicht, seine übrige Lebenszeit außerhalb der österreichischen Staaten zuzubringen. Nachdem er auf sein Gesuch mit Pension und dem Charakter eines k. k. Hofrathes in den Ruhestand versetzt worden war, war es daher nöthig, sich wegen der ihm ausgesetzten Pension abzufinden und dafür eine Pauschal- oder eine Abfertigungssumme zu erwirken. Er schrieb darüber am 13. September 1808 an Professor Meusel in Erlangen: „Dies würde bereits vor dem 13. September 1808 geschehen sein, wenn nicht die Krönung der Kaiserin dazwischen gekommen wäre. Ich eile aber, um Verfolgungen zu entgehen, die mir winken. Damit Sie mir nun nicht die Ehre anthun, mich auf gut Plutarchisch mit dem großen Jean Jaques zu vergleichen, der auch immer Verfolgungen ausstehen mußte, so muß ich Ihnen nur eine kleine Idee meiner Lage geben und ab ovo anfangen, wie die alten Chroniken von der Schöpfung."

„Kaiser Leopold den Zweiten hab' ich in meinem Leben nicht gesehen und weiß diese Stunde noch nicht, wie er erfahren hatte, daß ein Mensch zu Lemberg, hundert Meilen von Wien existiere, der meinen Namen führt. Genug, er befahl dem damaligen Hofrath und galizischen Referenten, Graf Franz O'Donel durch ein Handbillet, mir in geheim auftragen zu lassen, eine Schrift zu verfertigen, worin dargethan werden sollte, daß eine Vereinigung der Ungarn mit den Galiziern höchst schädlich für die Letzteren sei und den galizischen Adel klar und deutlich zu verständigen, was solcher von den Ungarn zu erwarten habe. Dies geschah in der Reichenbacher *) Friedens-Epoche. Ich befolgte den

*) Am 27. Juli 1790 Congreß und Convention in Reichenbach zwischen Preußen, Polen, England, Holland und Oesterreich, wodurch das fernere Bestehen des türkischen Reiches gesichert wurde.

Auftrag getreulich und machte eine Schrift, die sich gewaschen hat, unter dem Titel: „Antwort eines polnischen Edelmanns in der Republik an seinen Freund in Galizien, auf die Anfrage: Was von einer Vereinigung Galiziens mit Ungarn zu halten sey? Non sit alterius, qui suus esse potest. Warschau 1790 4°." Sie wurde ins Polnische übersetzt, gedruckt, vertheilt und wirkte; wofür ich 100 Dukaten bekam." Den Grafen O'Donel hat es vielleicht damals schon verdrossen, daß man diese Arbeit einem Andern und nicht ihm auftrug und der Umstand, daß mich der Kaiser selbst benannt hatte, mag ihn auf die Vermuthung geführt haben, daß ich mit diesem Monarchen in irgend einem Verhältnisse stände. Ich und O'Donel waren vorher schon gut miteinander bekannt. Auf einmal fiel O'Donel bei Leopold in Ungnade. Daran sollte ich Schuld sein und dem Kaiser eine üble Idee von diesem Manne beigebracht haben, obgleich ich wahrhaft ganz frei von dieser Beschuldigung bin."

„Alles zu erzählen und wie O'Donel in der Folge unter Franz II. zur Armee als General-Commissär geschickt wurde und mit einem Defect (sic) von 300.000 Gulden zurückkam, ist zu weitläufig. Genug, er ist seit jener Zeit mein Todfeind und hat mir seither, besonders bei den ungarischen Magnaten, deren Nation ich freilich nicht sehr sanft behandelt und das ex officio in üblen Ruf gebracht. Nun, dieser Mann wurde, zu Jedermanns Erstaunen, aus seinem Exil in der Bukowina hervorgezogen und als Finanzminister hier in Wien angestellt. Er ist eine Wanze, die tiefer sticht als Pantil. Ich kenne den Menschen und weiß, was er zu thun im Stande ist. Den ganzen Zusammenhang aller hierher gehörigen Umstände kann ich nur mündlich erzählen und diese Materie ad modum des ehrlichen Sancho Pansa mit ein paar Sprichwörtern beschließen: Felix quem faciunt aliena pericula cautum. — Procul a Jove, procul a fulmine. Und von welchem Jupiter! Damit sind wir aber noch nicht fertig, mein theurer Freund! Es kommt ein Anliegen. Ich besitze eine Sammlung von etwa 12.000 Blatt Kupferstichen, die ich nicht ins Reich

schleppen, sondern nach Galizien verkaufen will. Es verlangen aber einige Umstände, daß ich einen Katalog darüber drucken lassen muß, und zwar, um der Hypochondrie hiesiger Censur willen, auswärtig. Er ist französisch geschrieben und fast fertig."

Bei der Einnahme Wiens durch die Franzosen im Jahre 1809 ward Bretschneider von einer Ordonanz des Marschalls Massena überritten und sein rechter Arm ward dabei zur Hälfte gelähmt, so daß er seitdem nur schreiben konnte, wenn das Tintenfaß und der Tisch gleiche Oberfläche hatten.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Hofrath Melchior von Birkenstock. — Seine Verdienste um die Wissenschaften — Sein moralischer Charakter. — Sein Schwager Sonnenfels. — Seine Eltern. — Ein interessantes Ereigniß mit seiner Mutter. — Seine Laufbahn. — Der Hofsecretär Ankersberg, geborener Epstein. — Madame Flies, bekannt unter dem Namen Eskeles. — Herr Adalbert von Henickstein. — Birkenstock als Geizhals und Wucherer. — Sein Sohn Hugo von Birkenstock. — Fürst Czartoryski. — Grabschriften auf Birkenstock. — Graf Karl von Zinzendorf.

Während seines achtjährigen Aufenthaltes in Wien hatte Bretschneider unter Anderen auch Bekanntschaft mit dem Hofrathe Johann Melchior von Birkenstock und dem Grafen Karl von Zinzendorf gemacht. Wir lassen ihn über Beide selbst sprechen: Johann Melchior von Birkenstock, ein Mann, der die Alten mit Verstand gelesen hatte, gut Latein schrieb, der schönen Künste und Wissenschaften Kenner, im Studienfache der erste und wahrhaft für das Beste besorgte, einsichtsvolle Mann im ganzen österreichischen Kaiserthume — das war er. Sein moralischer Charakter wird aus dem klar werden, was ich hier historisch verzeichne und ich stehe gut dafür, daß mir in ganz Wien niemand widersprechen wird und kann, wenn er nicht etwa zu denen gehört, die einen Nebenzweck hegen. Einer seiner vornehmsten Widersacher war Sonnenfels, sein Schwager, denn sie hatten zwei Schwestern zu Gattinnen; aber wahrlich, dieser hat

ihn im Angesicht des Publikums immer schonend behandelt. In Schriften, die den Dienst unmittelbar betrafen, war es nicht so, und was sie gegen einander geschrieben haben, liegt bei den Akten begraben und sieht einer fröhlichen aber vielleicht sehr späten Urstände entgegen.

Ich machte Bekanntschaft mit Birkenstock im Jahre 1774 bei dem Kanzler Laroche, dem Gemahle der bekannten Sofie. Birkenstock war stolz. Einst traf sich's, daß wir Beide im Vorzimmer des Barons Bruckenthal, Gouverneurs von Siebenbürgen, warteten, bis wir eingelassen wurden. Der Gouverneur öffnete selbst die Thüre. Birkenstock ging gerade auf ihn zu; er schob ihn aber sanft zurück, rief mich und ließ mich fast eine ganze Stunde nicht los. Dergleichen Warten ist nun freilich unangenehm; ich konnte aber nicht dafür und machte vergebens einige Versuche zu gehen. Seit der Zeit wurden wir kälter zueinander. Ich muß aber doch Birkenstock die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in Dienstsachen, als mein Referent, nie einigen Groll hat blicken lassen, sondern mich da, wo ich Recht hatte, wacker vertheidigte.

Nun, dieser Herr Melchior von Birkenstock hat seltsame Fata gehabt, und was ich hier von seinen Begebenheiten im Mutterleibe erzähle, habe ich dem verstorbenen Hofrath Deinet in Frankfurt zu verdanken, der es aus seinem Munde erfuhr. Sein (Birkenstock's) Vater bekleidete eine Reichs-Charge zu Wetzlar; ich glaube, er war Reichspfennigminister und wird in dem Adreßkalender von 1760 wohl noch zu finden sein. Wenn er Reichs-Pfennigminister war, so ist es kein Wunder, daß sein Herr Sohn in der Folge ein ganz ausnehmend großer Liebhaber — zum Beweise seiner echten Geburt — von Pfennigen wurde. Also dieser Herr Reichs-Pfennigminister heiratete, und das Weibchen, das gar nicht übel gewesen sein soll, wurde schwanger und gebar? — ja es gebar diesen Melchior — aber daran sind wir noch lange nicht. — Die junge Frau hatte mancherlei Zufälle in ihrer Schwangerschaft und war unterrichtet, daß die Lust, welche Frauen, so lange sie in guter Hoffnung waren, bisweilen nach einem

oder dem anderen Dinge verspürten, schlechterdings befriedigt werden müßte. Da bekam denn die Frau Reichs-Pfennigministerin eine gar seltsame Lust. In Wetzlar, wo sie wohnten, war ihnen gegenüber ein Bäckerladen, vor dem sich oft ein hübscher Bäckerjunge sehen ließ, der nach Bäckergebrauch sein Hemd an den Armen aufgestreift hatte, und da gelüstete es die Schwangere, diesen Buben in den Arm zu beißen, zu welchem Ende das ganze Weibercorps den Bäcker in die Wohnstube trieb und unter dem Applause von Hebammen und Gevatterinnen die Execution vornehmen ließ. Da kam aber der Herr Gemahl, der ad hunc actun eben nicht eingeladen war, ungebeten dazu, und nahm das Ding nicht mit dem Vergnügen auf, das die Weiber von ihm prätendierten. Kurz er wollte von dieser Zeit an nichts mehr von seinem Weibe wissen, trennte sich von ihr und anerkannte den jungen Melchior, als er erschien, nicht für sein Kind. So ist auch die Frau geblieben ihr Lebetag und hat die Sorge ihres Knaben allein auf sich nehmen müssen und ihn wohl erzogen. Es kann in den Jahren 1779 oder etwas früher gewesen sein als der Reichs-Pfennigminister starb. Man fand in seinem Testamente des Herrn (Melchior) von Birkenstock nicht erwähnt. Er meldete sich vor Gericht als Erbe und hat, so viel ich weiß, den Prozeß gewonnen.

Der Sohn (Melchior) hat sein Glück in Wien gemacht. Man hat die eben erzählte Geschichte der Kaiserin Maria Theresia, die sich selbst auch oft in guter Hoffnung befand, von einer Seite vorzubringen gewußt, die sie aus Mitleid zu dem Vorsatz bewog, für den jungen Menschen zu sorgen. Seine Carrière begann bei der Krönung des Kaisers Josef, den er als Hofsecretär nach Frankfurt begleitete.

Was soll ich nun weiter von dem Manne sagen, der sich an Kopf, Gelehrsamkeit und Kenntnissen in mancherlei Fächern weit über die Zeitgenossen und des Landes Genossen, in dem er lebte, erhob? Er war geizig und wucherte. Da sind ein paar Beispiele: Bei der böhmischen Kanzlei in Wien ist ein Hofsecretär, der sich das Prädikat als Herr von Ankersberg erkauft hat. Sein angeborener Name ist Epstein, denn er ist ein getaufter Jude

und ein beschnittener Christ. Er kam im Jahre 1772 als elender Judenknabe nach Wien, bettelte bei den vornehmen Juden, studierte Medicin und wurde von jüdischen Familien mit Freitischen genährt, hatte dazu die bekannte, auch unter dem Namen Madame Flies, damals Eskeles, glänzende Maitresse des Cabinets-Secretärs Günther zur Patronin und wußte sich der Schwachheit eines Bruders des Herrn Adalbert von Henikstein, dessen Haus jetzt eines der ersten unter den Bankiers in Wien ist, so zu bemächtigen, daß ihm dieser ein ansehnliches Kapital vermachte und bald hernach starb. Wie sich Epstein, modo von Ankersberg undankbar gegen das Henikstein'sche Haus bewies, das steht geschrieben in den Prozeßacten, die sie mit einander geführt haben. Der Graf Sauer nahm diesen hebräischen, nun durch die Seife des moralischen Wäschers St. Johannis gereinigten Jüngling als Präsidial-Secretär nach Innsbruck. Sauer starb und dieser von Ankersberg wurde Hof-Secretär und ist es noch. Er wucherte und als Wucherer bediente sich Birkenstock seiner. Da zerfielen sie, wie gewöhnlich. Ankersberg hatte 12.000 Gulden Birkenstock'sches Geld mit 10 Perzent Interessen in dem Natorp'schen Hause untergebracht und fallierte. Ankersberg bewies, daß nicht er, sondern Birkenstock der Eigenthümer des Kapitals sei und er nur Bevollmächtigter. Dadurch kamen die Geschichten vor das Publikum. Ankersberg, der auch als schöner Geist glänzen mochte, wollte doch die Freundschaft Birkenstock's nicht so ganz verlieren und beeilte sich ihn mit gutem Rathe von einem andern Verlust zu retten. Er hatte Nachricht, daß ein Haus den Bankerot ansagen würde, welches ein Landgut im Linzer Territorium besaß, worauf der Werth noch lange nicht intabuliert war. Er eilte also dem Hofrathe Birkenstock zu rathen, daß er eilends durch eine Staffete einem Linzer Advokaten auftragen möchte, ihn mit den 30.000 Gulden, die er da zu fordern hatte, vormerken zu lassen und dieser freute sich des guten Rathes. Als er aber vernahm, daß die Staffete 60 Gulden kosten würde, zögerte er so lange, daß ihm ein Anderer zuvorkam. Das ist eine wahre Anekdote, die ihn von der Seite des Wuchers und Geizes ganz schildert.

Birkenstock hatte zwei Kinder. Seine Tochter Antonia, die ein gutes Mädchen war, die ich aber als Frau nie gesehen habe, ist in Frankfurt an einen Herrn Brentano verheiratet. Der Sohn Hugo ist mein Held und ich würde bei allem dem, was sein Vater und seine Gläubiger von ihm sagten, nicht unzufrieden sein, wenn er mein Sohn wäre, wenn ich ihn nur von Kindheit an unter meiner Aufsicht und Leitung großgezogen hätte. Sein Hang zur Liederlichkeit war eine Folge des Geizes seines Vaters. Ich will davon nur das eine Beispiel anführen: Wenn sich z. B. einmal Schuldner des jungen Birkenstock meldeten und der Vater bezahlte sie, so wußte er zu seinem Troste ein Mittel zu erdenken, um einen Theil seiner Auslagen wieder zu erobern. Nachdem er mit dem Sohne tausenderlei versucht hatte und der junge Mensch, der bei dem besten Talente und bei echter Application auf Kunst, Sprachen und Wissenschaften, Freiheit liebte und sie nicht zu brauchen wußte, folglich nicht immer that, was der Vater wollte und zwar so wollte, daß der Sohn es thun sollte, nur weil es des Vaters Wunsch war, der ihn nicht prüfte, inwiefern und mit welchen Hilfsmitteln er zu dem Willen seines Vaters zu bewegen wäre — kurz, nachdem er so viel Unnützes versucht hatte, ließ er ihn Soldat werden und dies war gut. Er war kein schlechter Soldat, avancierte bis zum Oberlieutenant. Seine Vorgesetzten und Jedermann waren mit ihm zufrieden, aber er machte Schulden und warum? Weil ihm der Vater nicht zur rechten Zeit mit Wenigem unterstützte und aus vermaledeitem Geiz in der Kindheit versäumt hatte, ihn mit dem Gelde bekannt zu machen. Nichts ist rathsamer, als daß die Eltern ihren Kindern Geld in Händen lassen, damit sie aus eigener Erfahrung den Werth desselben kennen lernen. Als der junge Birkenstock noch Lieutenant war, sagte mir sein Vater, er gebe seinem Sohne monatlich 25 Gulden Zuschuß. Der Sohn bejahte mir dies; aber er zog ihm monatlich 10 Gulden ab für Schulden, die er vor vielen Jahren für ihn bezahlt hatte. Nach dem Tode des Vaters hat man alte und neue Kreditoren des Sohnes citiert und es belief sich die ganze Summe auf 3000 Gulden

in Bankozetteln. Ist das nennenswerth für den Sohn eines Mannes, der 200.000 Gulden hinterlassen hat?

Nun ist also der Melchior todt und in seinem Testamente sind dem Sohne allein 20.000 Gulden als Fideikommiß vermacht, wovon ihm die Schwester als Universal-Erbin die Interessen zahlen soll. Hugo Birkenstock würde, wenn er wollte, seinen Prozeß ebenso gewinnen, wie ihn sein Vater gegen des Großvaters Testament gewonnen hat; aber der Erblasser hat ein großes Sündenregister des Sohnes, der Tochter zur Bekanntmachung hinterlassen, dessen sie sich bedienen sollte, wenn er nicht schweigen würde. Ich kenne diesen Hugo sehr gut und liebe ihn mit seinen Fehlern, kann auch unmöglich glauben, daß er so unverbesserlich sei, wie ihn der Vater beschrieb. Denn er ist ein eifriger Anhänger der Wissenschaften und diese Art Menschen bleiben selten liederlich. Hätte mir sein Vater gefolgt und ihm zu rechter Zeit eine Frau gegeben — bei diesem Vorschlage wurde der Alte blaß, denn die Unkosten der Heirat fielen ihm schwer auf's Herz — die ihn in der Liebe zu ihr zu erhalten gewußt hätte, so war er gerettet. Jetzt war er schon 30 Jahre alt.

Damit nun meine Erzählung bald ein Ende erreiche, so muß ich melden, daß der Sohn, als er Lieutenant war, 1300 Gulden Schulden gemacht hatte, die der Vater bezahlen sollte und nicht bezahlte. (Sie stecken unter den vorhin erwähnten 3000 Gulden.) Aber seinen Sohn nahm er aus seiner Laufbahn vom Regimente und setzte ihn in ein öffentliches Korrektionshaus in Wien. Da fand man ihn so wenig schuldig, als ehedem Pontius Pilatus den, dem er das Leben absprechen sollte. Man drang darauf, ihn aus dem Hause zu nehmen und Melchior, dem sich neue Ausgaben fürchterlich vor Augen stellten, war in großer Verlegenheit. Da erbarmte ich mich seiner oder vielmehr seines Sohnes und empfahl ihn dem Fürsten Adam Czartoryski. Dieser nahm ihn zu sich und equipierte ihn ganz. Denn der alte Herr hatte ihn aus seiner eigenen alten Garderobe mit altväterischen Gewändern ausstaffiert. Ich kann mit der Original-Correspondenz beweisen, daß ihn der Fürst nur um meinetwillen aufgenommen und ihn

über sechs Monate an seinem Hofe erhalten und 150 Dukaten für ihn verwendet hat. Jetzt ist er Fähnrich bei Weydenfeld-Infanterie und würde Major sein, wenn ihn nicht sein Vater aus der ersten Laufbahn weggerissen hätte.

Ich kann mich enthalten zu erzählen, wie undankbar und ungesittet sich der Vater Melchior gegen mich in seinen letzten Tagen bewiesen hat; aber ich kann mich nicht enthalten, folgende armselige Reimlein auf ihn zu machen:

Grabschrift.

Hier liegt der alte Sündenbock,
Herr Melchior von Birkenstock,
Darob die Musen klagen.
Er schrieb Latein im alten Styl
Und fraß und soff gern gut und viel,
Denn er konnt' was vertragen.
Die Wissenschaften liebt' er sehr,
Doch die Dukaten noch viel mehr;
Konnt' sie doch nicht wegtragen
Mit sich aus dieser Welt davon,
Und gönnte sie nicht seinem Sohn,
Enterbte ihn und fuhr davon
Nicht auf Elias' Wagen. —

* * *

„Der Steinschriftsteller*) Melchior
Enterbte seinen Sohn und wollt'
Auch noch am Styx den Charon prellen
Und ihm statt seines Oboli
Auf Ankersberg und Compagnie
Ein Wechselchen ausstellen.
Da trat Herr Pluto in sein Amt
Und hat den alten Wicht verdammt
Zu einem neuen Höllenamt —
Daß er muß alte Thaler zählen
Und selber täglich sich bestehlen;
Wie sein College Sisyphus
Den Stein beständig wälzen muß —
Und, um ihn kräftiger zu kränken,

---

*) Bretschneider nennt ihn deshalb so, weil Birkenstock im Lapidarstyl mehrere Grabschriften geschrieben hatte.

Wird seine Tochter edel denken,
Nicht auf des Vaters Wegen geh'n,
Das ungerechte Gut verschmäh'n,
Und ohne weiteres Verweilen,
Die Erbschaft mit dem Bruder theilen.

Ueber Graf Karl von Zinzendorf berichtet Bretschneider: „Seine Excellenz der Hoch- und Wohlgeborene Herr Herr Karl, des heiligen Römischen Reichs, Graf und Herr von Zinzendorf und Pottendorf, Oberst-Erbland-Jägermeister in Oesterreich unter der Enns, des hohen Deutschen Ordens Ritter und Rathgebietiger der Ballei Oesterreich, Komthur zu Laibach, Sr. Römisch kaiserlichen und k. k. apostolischen Majestät wirklicher Geheimer Rath und Kämmerer, Staatsminister in inländischen Geschäften*), Landmarschall des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns, u. s. w., u. s. w." Ich würde mich nie unterstehen, diesen vornehmen Herrn anders, als mit seinem völligen Titel anzuführen. Denn ich weiß, welch hohen Werth er auf diese Attribute legt. Doch würdigte er mich eine kurze Zeit lang seines Umganges und zeigte mir etwas, das ich für Freundschaft annahm, weil es mir aus dem Herzen zu kommen schien, und er hat wirklich ein gutes Herz, das wohl oft mit seinem Stolze in Collision kommen mag. Meine Trennung von ihm hat viel Aehnliches mit derjenigen des berühmten Gil Blas von Santillana von dem Erzbischofe von Toledo und dieser hat es der Herr zu danken, daß ich ihm einen Platz in meinen Posthumis zugestehe.

Zur Zeit als ich mich in Wien seiner Herablassung zu erfreuen hatte und oft bei ihm speiste, sprach er fast allezeit mit vieler Emphase von der Thorheit des Hochmuthes, den er auf alle Art verachtete oder ins Lächerliche zog. Er wußte gar nicht zu begreifen, daß Menschen so wenig Selbstkenntniß haben und sich besser als andere dünken könnten, wenn ihnen auch der Zufall, durch Geburt und dergleichen, Vorzüge zugestanden hätte. Er beklagte, daß sich auch so etwas in die Köpfe seiner Familie eingeschlichen habe, aber bei sich lasse er nie so etwas aufkommen

*) Als solcher quittiert im Jahre 1809.

u. s. w. Er liebte übrigens Bonmots und äußerte nie das geringste Mißfallen, wenn ich, gestärkt durch so viel Versicherungen seiner unbefangenen Art zu denken, bisweilen meiner Laune keinen Zwang auflegte. — Man kann mir aufs Wort glauben, daß ich, selbst in meinen jüngeren Jahren, das Decorum im Umgange mit Großen immer beizubehalten beflissen war und auch in den lustigsten Gesellschaften mich immer so benommen habe, daß ich das Verhältniß zwischen mir und dem hohen Stande Derer, die mich ihres Umgangs würdigten, nie aus den Augen setzte. So war es auch hier; ich wich nie aus den Schranken des schuldigen Respects und wenn ich bei seinem guten Weine muntere Laune zeigte, so war er es, der mich reizte, ihr den Lauf zu lassen, ohne den mindesten Unwillen zu zeigen und so ging es, so lange ich in Wien war. Ich reiste ab im besten Einvernehmen mit diesem hohen Gönner und er beehrte mich sogar mit einigen Commissionen an seine Schwester; worunter eine Haubenschachtel von zwei Quadratschuhen Wiener Maaß, nicht die angenehmste war.

Nach meiner Ankunft an Ort und Stelle und nachdem ich mich ganz wohl befand, die Schachtel unversehrt abgegeben zu haben, beredete mich diese seine Schwester, in ihren eigenen Angelegenheiten an ihren Bruder zu schreiben. Hinc illae lacrymae! Ich schrieb und beobachtete zwar alle gebührende Etikette, aber ich glaubte, es würde ihm angenehm sein, wenn ich mich in Briefen eben des munteren Tons bediente, den er an seiner Tafel mit Beifall genehmigte, aber ich wurde bald eines andern belehrt. Se. Excellenz nahmen das höchst übel und bezeugten Ihrer Schwester in einer Epistel das äußerste Mißfallen an der Keckheit, mit der ich mich unterstehen konnte, an ihn in so einem Tone zu schreiben. Sie beredete mich zu einem zweiten Brief, der alle Kennzeichen der tiefsten Ehrfurcht in sich faßte, aber er war wieder nicht recht, denn Seine Excellenz glaubten Spott und Ironie darin zu wittern; und so endigte durch meine Unbesonnenheit eine so ehrenvolle Bekanntschaft. Wir haben einander nicht mehr gesehen und sehen

wollen. Ich hatte freilich damals schon den Gil Blas gelesen, aber weil mein Fall nicht so ganz mit seinem übereintrifft, so dachte ich nicht daran, nun aber tröstete mich sein Beispiel. Solamen miseris etc.

Sechszigstes Kapitel.

Bretschneider's Abreise von Wien im August 1809. — Sein Aufenthalt in Nürnberg, Wiesbaden und in Erlangen bei Professor Meusel. — Gebrauch von Karlsbad. — Aufenthalt im Schlosse des Grafen Wrtby zu Krimitz in Böhmen. — Briefe an Nicolai und Meusel. — Schlaganfall. — Tod am 1. November 1810. — Begräbniß in Weipernitz.

Bald nach dem unglücklichen Zufalle, welcher ihm eine Lähmung des rechten Armes zugezogen hatte, führte Bretschneider seinen Entschluß, Wien zu verlassen, aus. Es war am 11. August des Jahres 1809, als er Wien den Rücken kehrte und nach Nürnberg abreiste. Er hatte sich in Bezug auf seine Pension sichergestellt. Den übrigen Theil des Sommers 1809 brachte er zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit in Wiesbaden zu. Nach der Rückkunft von Wiesbaden nahm er vom September 1809 bis gegen Ende des Monats Mai 1810 seinen Aufenthalt in Erlangen bei seinem Freunde, dem Professor Meusel. Bei dieser Veränderung und bei der damit verbundenen häuslichen Einrichtung verließ er sich ganz auf Meusel und dessen Frau. Auf Bretschneider's ausdrückliches Verlangen wählte sie für ihn eine Wohnung, die nur wenige Schritte von der ihrigen entfernt lag. „Der alte, treue, biedere Freund," sagt Meusel, „wollte ganz eingezogen den Musen und in unserer Gesellschaft leben, weshalb er in der Regel einen Nachmittag um den andern bei uns und wir bei ihm zubrachten und die Zeit mit Spazierengehen, mit Gesprächen oder auch mit l'Hombre-Spielen vertrieben. Mehr als einmal empfahl ich ihm gesellschaftlicheres Leben, z. B. in unserer Harmonie, in der musikalischen Gesellschaft u. s. w.,

zumal da er ein Freund der Tonkunst war. Allein er blieb bei seinem Vorsatz. Nur unseren köstlichen Hildebrandt*), den ich ihm als Arzt empfohlen hatte und dessen Familie und den Professor Esper, **) seinen Verwandten, besuchte er dann und wann."

Bretschneider gefiel sich in dem Umgange, den er in Erlangen fand und blieb den ganzen Winter hindurch dort. Indessen verschlimmerten sich seine Gesundheitszustände. Er ward von einer sonderbaren Krankheit befallen, „die den Aerzten ein Räthsel, den Heiden eine Thorheit und den Christen ein Aergerniß war und ihn um die letzten Freuden dieser Welt, um die Wollust der Zunge brachte." So schilderte er seine Krankheit, denn alles, was er genoß, schmeckte ihm sauer, und doch war sein Magen gesund. Während dieser Zeit starb auch seine Tochter an der nämlichen Krankheit, an welcher ihre Mutter gestorben war. Doch hatte der Gram über den Tod ihres einzigen Kindes ihr Ende beschleunigt.

Der Verlust seines wenigen ersparten Vermögens, der bald darauf erfolgte, machte weniger Eindruck auf ihn. „Ich bin gleichgiltig dabei", schrieb er am 24. Mai 1810 aus Eger (wohin er sich von Erlangen zu seinem Bruder, der dort wohnte, begeben hatte) an Nicolai — „weil ich hier nicht lange mehr hausen werde."

Nachdem er in Franzensbad gewesen, ging er im folgenden Monate nach Karlsbad. „Ich fürchte", schrieb er von dort, „eine lange Entkräftung, die mich früher, als es in meiner Familie Mode ist, dahin bringen wird, wohin ich gehöre. Mein ältester Bruder war Herrnhuter, daher nahm ihn der Heiland schon im 78. Jahre zu sich, mein dritter Bruder ward 84 Jahre alt und starb bei einem Stück Boeuf à la mode und einer Flasche Wertheimer; mein noch lebender Bruder ist seit dem 18. Mai 80 Jahre,

*) Georg Friedrich Hilbebrandt, geboren zu Hannover 1764, Professor der Anatomie zu Erlangen, gab viele Werke medizinischen und chemischen Inhalts heraus. Er starb 1816.

**) Eugen Joh. Christoph Esper, geb. zu Neustedel 1742, Professor der Philosophie zu Erlangen, schrieb viele naturgeschichtliche Werke. Er starb zu Erlangen 1816.

ob er gleich seit der Schlacht bei Torgau eine offene Wunde getragen hat, unsere Mutter wurde 85 Jahre alt."

Aus Karlsbad schrieb er an Nicolai den 9. Juli 1810: „Wir wollen einander, mein liebster Freund, über unser Alter und den Vorzug, wer von uns zuerst abwandern wird, nichts mehr vorschwatzen. Wir sind Beide reif, und mir besonders ist mit dem Wunsche noch lange zu leben, nicht viel gedient, denn ich merke, daß ich mehr Aufwartung brauche, und doch haben mich in diesem Jahre zwei ganz unvermuthete Zufälle um alles das gebracht, was ich mir auf mein Alter erspart hatte. Ich kann also meinen Hofstaat nicht vergrößern und würde sehr unbequem leben, wenn ich noch lange leben sollte. Lange ist aber z. B. acht Jahre, welche ich bis zum Achtzigsten noch brauche 2c. Mein Winterquartier ist schon bestimmt und wird sein zu Krimitz*), eine halbe Stunde von Pilsen. Der Ort gehört einem meiner Freunde, dem Grafen Wrtby, der hat mir für diesen Winter sein Schloß und Garten abgetreten, und ich werde da wohnen, meines kranken Leibes pflegen, schreiben nach Bequemlichkeit und sterben, wenn's Zeit ist."

Durch den Gebrauch Karlsbad's war Bretschneider einigermaßen gestärkt worden und nahm daher das freundliche Anerbieten des ihm schon längst gewogenen Grafen Franz Josef von Wrtby an, dem zu Folge er ihm sein Schloß Krimitz bei Pilsen für den bevorstehenden Winter, oder so lang er wollte, nebst Jagd und Fischfang, Garten und Obst zur Verfügung stellte. In dem Briefe, worin er seinem Freunde Meusel davon in Kenntniß setzte, fügte er hinzu: „Meine Gesundheit ist etwas besser, aber doch nicht ganz hergestellt. Wenn ich aber ganz von mir abhänge, Köchin, Bedienten und zwölf Mädchen täglich zu Frohndiensten habe, dann werde ich meine Arzneikunde walten lassen. Pferde hab' ich auch zu meiner Disposition, so daß ich einmal damit nach Erlangen fahren werde, auf acht oder mehrere Tage."

*) Krimitz (Křimic), ein Dorf, 1 Postmeile weit von Pilsen und am rechten Ufer der Mies. Das Schloß wurde 1732 von Grund aus von Grafen Wenzl v. Wrtby neu aufgebaut.

Noch am 16. September schrieb er an Meusel: „Seien Sie meinetwegen ruhig, ich komme noch diesen Herbst zu Ihnen und wir werden alles Leid vergessen. Am 19. Juli kam ich nach Krimitz und von nun an weiß ich nichts mehr von mir. Ich habe geraset, erinnere mich nur militärischer Phantasien, wobei ich Armeen commandierte und Türken schlug, deren ich auch bisweilen einige in meinem Schlafzimmer zusammenhieb, welche, wie ich in der Folge merkte, ganz unschuldig waren, wenigstens um nichts schlimmer, als die Schläuche des Don Quixote von Mancha."

Leider konnte Bretschneider seinen Vorsatz, den Professor Meusel in Erlangen zu besuchen, nicht mehr ausführen. Er wurde vom Schlage gerührt und schrieb mit kaum leserlicher Hand den folgenden letzten Brief an Nicolai: „Krimitz bei Pilsen, den 6. October 1810. Mich hat der Schlag getroffen und die Hälfte meines Körpers, von der Fußsohle an bis zum Gürtel, ist gelähmt. Die Aerzte prophezeien mir einen nahen Tod, wenn ich nicht esse; hierzu habe ich allen Appetit verloren. Auch Sie werden hier keine großen Sprünge mehr machen — also lassen Sie dort nicht lange auf sich warten*). Von meinem Leben ist leider! noch nicht mehr als 20 Bogen aus der Feder, das sollen Sie lesen. Das Schreiben wird mir sauer, doch muß ich mich zwingen Ihnen noch mancherlei zu sagen, weil es bei mir, ohne allen Spaß, am Ende ist, und zwar auf eine Art, die mir nicht mißfällt. Dem Freund Hein sehe ich entgegen, sans le désirer, sans le craindre."

„Wenn Sie noch leben, und hören, daß ich gestorben bin, so vergleichen Sie die Parentation, die mir Meusel oder ein Anderer macht mit dem, was Sie von meinem Leben gelesen haben; denn es läuft doch immer darauf hinaus: Wie ich unter die Gelehrten gekommen bin? Freilich wie Saul unter die Propheten; wie ich mich gegen die neidischen Jesuiten habe erhalten können, die mir alle Wissenschaften absprachen und so jämmerlich beschämt wurden. Und doch habe ich von der Schule sehr wenig mitgebracht, während meines 15., 16., 17. und 18. Jahres kein Buch

*) Nicolai starb am 6. December 1811.

gesehen und mit keinem Gelehrten Umgang gehabt. Unter uns gesagt: Was klassische Schriftsteller anbelangt, so habe ich dem Freunde Heinrich Frölich *) und meiner Application Alles zu verdanken. Von 1780 an habe ich gelehrte Aemter bekleidet und mehr geleistet als meine Vorgänger, die Jesuiten, die in allem manchen guten Mann, aber excepto Denisio **), schlechte Bibliothekare hatten."

Auch an Meusel schrieb er im October 1810: „Es bleibt dabei, was ich Ihnen geschrieben habe; der Schlag hat mich in der Zeit noch einmal getroffen und ich bin jetzt gerade wie der Mann, den der Prophet Daniel gesehen hat, der Füße von Thon hatte; muß mich dahin tragen lassen, wo ich hin will, aber nach Erlangen wollen sie mich nicht tragen."

Noch am 11. October, folglich kaum drei Wochen vor seinem Hinscheiden, schrieb er an Meusel: „Daß Sie eine Art eines letzten Willens von mir bekommen, versteht sich. Aber auch meinen Sohn ***) werden Sie bei dieser Gelegenheit kennen lernen; denn er wird bei dieser Gelegenheit herauskommen und Erlangen mit seinen Environs kennen. Für Sie werde ich eine ganze Instruction aufsetzen, denn ich kann noch schreiben, aber nicht allzeit." Dieser Brief war schon, wie auch ein paar vorhergegangene, mit zitternder Hand geschrieben. ****) Am 1. November des Jahres 1810 starb Bretschneider, nachdem er 24 Stunden vor seinem Ende alle Besinnung verloren und bevor er das 72. Jahr erreicht hatte. „Und sonach", sagt Professor Meusel, „konnte er jene ihm so erwünschte Einsamkeit, in welcher er einige ihm sehr am Herzen liegende Schriften, die er zum Theil in Erlangen angefangen hatte, ausarbeiten wollte, kaum ein Vierteljahr lang genießen. Bretschneider's entseelte Hülle wurde am 3. November 1810 nach dem von Krimitz dreiviertel Stunden entfernten Orte Weipernitz geführt und dort beerdigt. Bei der Beerdigung waren viele Geist-

*) Siehe das 14. Kapitel.
**) Mit Ausnahme von Denis.
***) Damals k. k. Oberst bei den Frimont-Hußaren.
****) Meusel: Vermischte Nachrichten. S. 35.

liche gegenwärtig, jedoch nicht im Ornat, da Bretschneider nicht römisch-katholisch gewesen.

Bretschneider hatte neun Kinder, von denen aber bei seinem Tode nur mehr am Leben war, der damalige k. k. Oberst von Frimont-Hußaren, Friedrich Freiherr von Bretschneider, welcher 1770 zu Nassau-Usingen geboren, später als k. k. Feldmarschall-Lieutenant und Theresiens-Ordensritter am 3. Juni 1846 zu Mailand gestorben ist.

Schluß-Kapitel.

Bretschneider als Mensch und Schriftsteller.

Professor Meusel in Erlangen, ein vertrauter Freund Bretschneider's, gibt uns über denselben folgende Nachrichten:*)

Der Grundstoff von Bretschneider's Charakter war ein unerschöpflicher Fond von geistiger Heiterkeit und herrlicher Laune, die sich fast immer gleich blieb, selbst bei köperlichen Leiden in den letzten Jahren. Sogar in den letzten Lebenstagen verließ sie ihn nicht. Wie bei anderen dergleichen beneidenswerthen Personen waren damit verbunden: Jovialität, Gesprächigkeit, Geselligkeit, Gastfreiheit, Leutseligkeit, Menschenfreundlichkeit, Mildthätigkeit. In Ausübung der Letzteren war er besonders, insoweit es seine Finanzen zuließen, ein wahrer Wohlthäter der Dürftigen und unterstützte gerne verschämte Arme. Als scharfer Beobachter und Schätzer des Rechtes und Unrechtes, äußerte sich bei ihm überall strenge Gerechtigkeitsliebe. Daher nahm er sich gerne, selbst unaufgefordert, der gedrückten Unschuld an und vertheidigte sie. Von Eigennutz war er weit entfernt. Betrügern und Heuchlern riß er die Maske ohne Gnade ab. In so vielerlei, oft heterogenen Lagen, in die er gerathen

*) Meusel: Vermischte Nachrichten 2c. S. 17.

war und durch Umgang mit Fürsten, Adel und allen Volksclassen, hatte er sich eine seltene Welt- und Menschenkenntniß erworben. Er wurde zu vielen, zum Theil wichtigen und verwickelten Geschäften verwendet, wobei ihm seine Gewandtheit und Gegenwart des Geistes ungemein zu statten kam. Sein heller Kopf verschmähte alles, was Vorurtheil, Aberglaube und Schwärmerei heißt. Mit Geistersehern und Betrügern, mit scheinheiligen und tückischen Leuten lag er stets in offener Fehde.

Bretschneider war schon seit 1761 Freimaurer und nicht der Geringsten Einer. *) Er war auch Kunstkenner und Freund der Tonkunst. Auch wurde schon, aber nur im Allgemeinen, bemerkt, daß er in heterogenen oder ganz verschiedenen Fächern der Wissenschaften bewandert war und nicht gewöhnliche Kenntnisse äußerte. Dies beweist auch unter andern der Umstand, daß er Kenner und Bearbeiter der schönen Wissenschaften, vertraut mit theologischen **) und juristischen Studien, mit praktischer Philosophie und Geschichte, auch kein gewöhnlicher Bücherkenner und im Lesen und Beurtheilen alter Handschriften geübt war.

Ueber den Uebertritt Bretschneider's von der protestantischen zur katholischen Religion wird weder von Professor Meusel, noch von Göcking etwas erwähnt, selbes sogar von Meusel bezweifelt, obgleich es im Allgemeinen Literar. Anzeiger 1799, Nr. 28, S. 280, erzählt wird.

Mit wenig Worten sei noch seiner vielfachen Sprachkenntniß gedacht. Er war der lateinischen, französischen, englischen und polnischen Sprache mächtig und trieb das Sprachenstudium als Denker.

*) Er sagt es selbst in seiner von Göcking herausgegebenen „Reise des Herrn v. Bretschneider nach London und Paris." Seite 152, sowie auch in der Berliner Monatsschrift vom Jahre 1804, Juni, Seite 458, wo er sich nur mit v. B. unterzeichnete.

**) Er fing in Erlangen eine Abhandlung über die Herrnhutische Secte zu schreiben an. Professor Meusel meint, daß die Herrnhuter es sich gefallen lassen konnten, daß diese Abhandlung nicht geendigt und gedruckt wurde, denn er sei mit ihnen nicht sehr säuberlich umgesprungen, auch habe Bretschneider seine Ansichten von der christlichen Religion überhaupt mit eingemischt. (Meusel, vermischte Nachrichten, S. 21.)

Der alte Gräffer sagt von ihm: *) Seine Gesinnung, seine Art sich zu geben, zu reden und zu schreiben erinnerten an Friedrich Trenk **) (den Major) mit dessen Riesengestalt er auch viel Aehnlichkeit hatte."

Karl Julius Weber, der Verfasser des Demokrit ꝛc., urtheilt über Bretschneider: „Er ist nicht nach Würden gekannt, zwar ein Abenteurer, aber ein Mann von hohem Geiste, die Geißel aller Heuchler und Thoren und ein echter Deutscher. ***)

Als Schriftsteller war Bretschneider sehr fruchtbar. Viele seiner Geistesproducte in Prosa und Versen wurden gedruckt, viele blieben ungedruckt, wie z. B. seine Abhandlung über die Herrnhuter-Secte. Die gedruckten Werke erschienen fast alle ohne Angabe seines Namens. Sie sind satyrischen, romantischen, literarischen und dramatischen Inhalts.

Das erste Werk Bretschneider's, welches im Jahre 1768 im Druck erschien, jedoch ohne Namen des Autors, ohne Druckort und Jahreszahl, führt den Titel:

„Graf Esau", ein Heldengedicht mit einer nützlichen Vorrede eines alten Menschenfeindes. kl. 8.

Das Büchlein ist nach Professor Meusel eine Satyre auf einen Gesandten, der, aus bürgerlicher Abkunft entsprossen, sich zu Bedienstungen des Hofes emporgeschwungen hat. „Meines Wissens, sagt Meusel, „galt sie dem damaligen kursächsischen Gesandten Riancourt zu Mannheim. Der poetische Werth ist gering. Den Vorbericht hingegen wird niemand ohne Vergnügen lesen. Er ist gut und launig geschrieben und enthält einige brauchbare Bemerkungen."

Im Jahre 1769 erschien ebenfalls anonym: „Papilloten." Mit dem Motto aus Juvenal: Stulta est dementia, periturae parcere chartae. Frankf. a. M. 8.

Das Buch enthält Bemerkungen über seine Lebensgeschichte, dann einzelne Beobachtungen über allerlei Gegenstände, so wie sie

---

*) Franz Gräffer. Kleine Wiener Memoiren. II. Bd. Wien 1845, S. 71.

**) Nicht zu verwechseln mit seinem Vetter, dem berüchtigten Panduren-Oberst, dieser hieß Franz.

***) Siehe Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. 2. Band. Stuttg. 1834. S. 660.

ein guter und natürlicher Verstand und einige Weltkenntniß an die Hand geben. Sie sind meistens ernsthaft, doch hin und wieder mit lustigen Zügen, Geschichtchen und dergleichen untermengt.

1774 erschien ebenfalls ohne Angabe seines Namens: „Die Religion mit philosophischem Auge betrachtet. Wien 1774. 8."

Bretschneider war in der „Allgemeinen Teutschen Bibliothek" aufgefordert worden, einen Roman zu schreiben. Im October 1774 meldet er Nicolai, daß er dies befolgt habe, und vierzig Bogen schon fertig wären. Da er aber einen feierlichen Schwur gethan habe, nichts ohne den Rath seiner Freunde drucken zu lassen, so würde er ihm die Handschrift zuschicken. Würde Nicolai sie dem Dresdener Thürmer überschicken, so solle dies doch auf des Verfassers Appetit nichts wirken. Raspe in Nürnberg ließ aber 1775 die „Familiengeschichte und Abenteuer Junker Ferdinand's von Thon" drucken, ehe noch Nicolai die Handschrift zur Durchsicht erhalten hatte, woran Nicolai's verspätete Antwort Schuld war. Als diese endlich einging, wollte Bretschneider den Druck hintertreiben, es war aber zu spät. Er forderte indessen Nicolai selbst auf, in der „Allgemeinen Teutschen Bibliothek" nach seiner Pflicht zu handeln, und bat blos um Verschweigung seines Namens. Seine Hauptabsicht bei diesem Roman war, solche Leute satyrisch bloßzustellen, an die sich in Deutschland noch niemand gewagt hatte. Er versicherte indessen Nicolai, daß im ganzen Werke nichts Persönliches enthalten sei. Das Ende des ersten Theiles gab zu einem besonderen Prozesse Anlaß. Bretschneider schrieb in einem seiner hinterlassenen Papiere: er habe einst in einer kleinen Stadt, wo er übernachtete, ein Marionettenspiel gesehen, welches mit obrigkeitlicher Bewilligung aufgeführt wurde und den Titel führte: „Die Zerstörung Jerusalems", was er nicht ohne sonderbare Rührung und Bewunderung gesehen habe und fügt noch bei: „Im letzten Aufzug, da Titus noch einen Versuch zur Güte machen wollte, schickte er seinen Adjutanten, Harlekin, noch einmal in die Stadt, die Juden zum letztenmal aufzufordern, widrigenfalls sollte

die Stadt geplündert und zerstört werden. Harlekin kam mit jämmerlichem Geschrei zurück nnd klagte über Rückenschmerzen, weil ihn die Juden statt aller andern Antwort, unbarmherzig durchgeprügelt hatten. Hierauf declamierte der weise Feldherr mit aller Gravität: „So! so — haben sie das gethan! Nun, so soll auch kein Stein auf dem andern bleiben." Sogleich wurde Befehl gegeben zum Sturme. Die Schwärmer knallten, die Raketen spritzten kreuzweise Feuer in die Höhe; es war ein Teufelslärm — Jerusalem wurde zerstört! Niemand weiß eigentlich noch warum? Aber ich habe mit eigenen Augen und Ohren gesehen und gehört, daß es blos darum geschah, weil der Harlekin geprügelt worden war." Dieses Geschichtchen von Jerusalems Zerstörung brachte Bretschneider am Ende des ersten Bandes seiner „Familiengeschichte des Junkers Ferdinand von Thon" an. In der Recension der „Frankfurter gelehrten Zeitung" wurde die Scene vom Hanswurst bei der Komödie von der Zerstörung Jerusalems, im Auszuge mitgetheilt. Vier Wochen darauf wurde der Herausgeber, Hofrath Deinet, vor das Consistorium citiert, um den Verfasser der Recension anzugeben. Als er zu wissen verlangte, was in der Recension Anstößiges sei, bekam er von dem Senior Mosche und dem Schöffen Glauberg die Antwort, daß man den Freidenkerton und Religionshaß, der in seinen Zeitungen herrsche, schon kenne, Jerusalem sei darum zerstört worden, weil die Juden den Heiland der Welt gekreuziget hätten, also wäre unter dem Hanswurst niemand als Christus verstanden. Deinet bat, sie möchten nur das Buch lesen, so würden sie finden, daß nicht der Recensent, sondern der Autor schuldig sei, wenn diese Stelle wirklich diesen Sinn haben sollte. Man jagte ihn aber fort und drohte, die Sache weiter zu verfolgen. Sie hatte aber weiter keine Folgen, vermutlich, weil die Herren nachher das Buch gelesen haben mochten.

Der zweite Theil dieses Romanes erschien 1776 ebenfalls in Nürnberg.

In demselben Jahre 1775 schrieb Bretschneider auch: „Ankündigung und Probe einer neuen Ausgabe von

D. Johann Fischart's Uebersetzung des ersten Buches von Rabelais Gargantua. Nürnberg 1775. 8°."

Das Werk kam nicht zu Stande, obgleich Bretschneider dazu viele Aufmunterung und Beiträge erhalten hat, besonders von einem Herrn Munker in Nürnberg. Bretschneider selbst äußert später in einem Briefe: „Wohl mir! daß ich in Verhältnisse kam, welche die Ausführung des Werkes verhinderten; ich war ihm nicht gewachsen." (Ein Heft davon war doch gedruckt worden, denn der Herausgeber dieses Werkes sah es bei einem Freunde, welcher eine große Sammlung seltener Bücher besaß).

„Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther, wie sich derselbe den 21. Dezember durch einen Pistolenschuß eigenmächtig ums Leben gebracht. Allen jungen Leuten zur Warnung in ein Lied gebracht, auch den Alten fast nützlich zu lesen. Im Ton: Hört zu, ihr lieben Christen u. s. w. 8°. 1776."

Meusel sagt darüber: „Es ist ein drolliges Schlemperlied, worin dem Verfasser der wahre Bänkelsängerton trefflich gelungen ist."

„Rede am Namenstage der Kaiserin-Königin" (Maria Theresia). Wien 1777. Folio.

„Uebersetzungen einiger Reden aus dem Lateinischen." Temesvar 1779. Ofen 1780. 4.

Die „Rede am Namenstage der Kaiserin" sandte Bretschneider, ohne Unterschrift, an Trattner in Wien. Dieser ließ sie mit den prächtigsten Verzierungen in Groß-Folio drucken, und da man viel Wesens davon machte, so bewog dies einen gewissen Herrn von Schönfeld das alte: »Sic vos, non vobis«, aufs neue zu spielen. Er gab sich für den Verfasser aus und erntete nicht nur Beifall, sondern auch, wie man Bretschneidern sagte, ein Geschenk der Kaiserin ein. Bretschneider selbst that auf den Beifall gern Verzicht, denn nach seinem eigenen Urtheile war diese Arbeit ein:

„Unselig Mittelding von Prosa und Gedicht;
Das Eine soll es sein, daß Andere ist es nicht."

Auch schrieb Bretschneider noch im Jahre 1777: „Zwei Deductionen in Proceßsachen" und eine „Abhandlung von Verbesserung des Nahrungsstandes und der Bevölkerung des Banates Temesvar".

Ferner: „Auf das Einweihungsfest der königlichen hohen Schule zu Ofen.“ 1780. 4⁰.

Es ist dies eine geistvolle Beschreibung der Einrichtung dieser von Tyrnau nach Ofen verlegten Universität.

„Auf die Ankunft Sr. Excellenz des Herrn Grafen Karl Pálffy von Erdöd, königlich Hungarischen Hofvicekanzlers, als bevollmächtigten königlichen Hofcommissär zur feierlichen Errichtung der hohen Schule zu Ofen.“ Ebendaselbst 1780. 8⁰. Eine Ode.

Es wurden zugleich zwei silberne Medaillen geprägt, die Bretschneider im Juli 1780 an Nicolai übersandte. Bretschneider setzte auf jene Schriften, welche er bei Gelegenheit der Errichtung der Universität zu Ofen drucken ließ, keinen besonderen Werth, „aber sie zeichneten sich doch“, wie Göcking sagt, „vor den übrigen aus“.

„Fabeln, Romanzen und Sinngedichte.“ Pest, 1781. 8⁰.

Diese Sammlung ließ Bretschneider auf Ersuchen der Buchhändler Weingard und Köpf in Pest, in ihrem Verlage, im Jahre 1781 erscheinen. „Ich werde mich aber wohl hüten,“ sagt er zu Nicolai, „gegen einen Andern, als meinem besten Freunde, sie für meine Arbeit anzuerkennen, denn obgleich sie nicht alle ganz schlecht sind, so enthalten sie doch Stellen, die mir das Censur-Inquisitionsgericht auf den Hals ziehen würden und darum wird das Büchlein auch außer Landes gedruckt und ausgetheilt“.

„Catalogus nonnulorum librorum rariorum etc.“ H. G. a. B. Pestini 1781. 8⁰ maj.

„Für Bücherliebhaber,“ sagt Meusel, „behält dieser Katalog immer noch einen gewissen Werth, theils wegen der darin verzeichneten seltenen und wie dergleichen Liebhaber sie zu nennen pflegen, haupt-raren Bücher, nach deren Erwähnung man sich in Vogt's, Clement's u. dgl. Verzeichnissen vergebens umsieht, theils auch wegen ihrer sorgfältigen Beschreibungen und der Anmerkungen.“

Dem Erzbischof Patachich zu Gefallen übersetzte Bretschneider dessen lateinische Rede, wollte aber nicht als Uebersetzer bekannt oder beurtheilt sein. Er übersandte auch im Jahre 1781 ein von ihm auf den Fürsten Kaunitz verfertigtes

Gedicht, nebst dem darüber von ihm mit dem Fürsten geführten Briefwechsel. Dies scheint aber nie gedruckt worden zu sein. Das Gedicht hatte in Wien Beifall und erwarb ihm mächtige Freunde. Auch dieses rechnet er unter die unerklärbaren Schicksale seines Lebens. Nun erst fing er an, als Recensent Antheil an der „Allgemeinen Teutschen Bibliothek“ zu nehmen. Seine erste Beurtheilung war die über Fahlendorn, auf welche die von den „Briefen über Galizien“, das Gedicht Xenocrat's (letztere sehr beißend), Eckartshausen's Visionen u. a. m. folgten. Zuweilen weigerte er sich aber, eine Recension zu übernehmen, um dem Schriftsteller, wenn er sein persönlicher Bekannter war, nicht wehe zu thun. Auch machte er um diese Zeit (November 1781) den Anfang, Psalmanazar's Leben zu übersetzen.

Zwei Jahre später (1783) lieferte er die ersten Beiträge in die „Berliner Monatsschrift“, welche größtentheils Jesuitismus, Geisterseherei und dergleichen betreffen. Gleich der erste Beitrag hatte eine Geisterbeschwörung zum Gegenstande, der er in Wien beigewohnt hatte. Ihm war es sehr darum zu thun, solche Schelmereien zum Besten derer, die noch immer betrogen wurden, öffentlich bekannt zu machen.

Im Jahre 1785 ließ er auswärts ohne seinen Namen „Parodien“ drucken. Außer Nicolai scheint niemand erfahren zu haben, daß Bretschneider der Verfasser war. Diese Schrift hatte jedoch nicht den Geist seiner übrigen Werke und war vorzüglich gegen damals lebende Gelehrte gerichtet.

Im folgenden Jahre 1786 schrieb er: „Vorbericht und Anmerkungen zu den Beiträgen zur philosophischen Geschichte der heutigen geheimen Freimaurer und Anti-Freimaurer“. Leipzig 1786, gr. 8°.

Eine Recension in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ 1787, Nr. 125, nennt das Buch: ein in vieler Beziehung merkwürdiges Buch. Die bekannt gemachten Papiere hatte Bretschneider eigentlich dem Professor Kortum in Lemberg zu danken. Vor der Herausgabe führte er darüber eine weitläufige Correspondenz mit Nicolai, auf dessen Bitte einige genannte große Namen wegblieben oder verändert wurden, wodurch freilich das Buch viel an

Interesse verlor. Was der Grund ist, warum es nicht so bekannt wurde, als es zu sein verdiente, läßt sich schwer erklären; vielleicht lag es daran, daß Kortum es auf seine Kosten hatte drucken lassen und die Buchhandlung, der es in Commission gegeben war, den Absatz nicht gehörig betrieb. Von Braunschweig aus lief gegen diese Beiträge eine große Beschwerde ein. Auf diese würden Bretschneider und Kortum keine Rücksicht genommen haben, aber bei dem geringen Absatze und dem für Kortum daraus entstandenen Schaden, der über 300 Gulden betrug, unterblieb die Ausgabe der folgenden Theile. In dem nämlichen Briefe, worin Bretschneider dieses erklärt, meldet er Nicolai, daß er ein paar jesuitische Episteln übersetzt habe, ohne weitere Erläuterung darüber zu geben.

Im Jahre 1788 erschien: „Almanach der Heiligen auf das Jahr 1788". Mit 13 saubern Kupfern und Musik. Mit Erlaubniß der Obern. Gedruckt zu Rom und zu haben in allen Buchhandlungen Teutschlands. kl. 8°.

Der Hofrath von Oesfeld in Berlin übernahm die Herausgabe und ließ die Kupfer dazu von Meil stechen, die Handschrift aber ging durch Nicolai's Hände.

Ueber das Werk selbst spricht sich Professor Meusel aus, wie folgt: „Unstreitig das witzigste und launigste Product Bretschneider's, zugleich aber auch eines der nützlichsten, indem dadurch dummer Aberglaube und Anhänglichkeit an abgeschmackte Gebräuche und Legenden lächerlich gemacht und bestritten werden, die der Eigennutz der Pfaffen finsterer Zeiten erfunden hat und welche die planmäßige Schalkheit gewisser Leute auch in den neuen und sogar noch in den neuesten Zeiten zu unterhalten und wohl noch fester zu gründen sucht."

Ferner: „Musen-Almanach". Lemberg 1788. in 12.

Meusel nennt das Werk: Ein nicht zu verachtender Durcheinander und fügt bei: „Das behaglichste Stück steht am Ende: „Das wunderthätige Puppenspiel", Posse aus dem Spanischen nach Cervantes und Bertuch, auf die deutsche Bühne eingerichtet."

Dieser im Jahre 1788 zu Lemberg herausgegebene Musen-Almanach ist nach einem Briefe vom 1. November 1787 ganz allein von Bretschneider. Es sollte auch ein „Klagelied eines Wieners in Lemberg an seine Frau Mutter in Wien", das ganz im Wiener Ton und zum Theil auch in der Wiener Sprache

abgefaßt war, darin aufgenommen werden. Der Censor in Lemberg, selbst ein Wiener, suchte den Druck dieses Liedes auf alle mögliche Art zu verhindern, aber nach den damaligen Censurgesetzen hätte er ihn dennoch zugeben müssen, wenn es Bretschneider nicht selbst zurückgenommen hätte; doch nicht aus Gefälligkeit gegen den Censor, sondern gegen einen gewissen Hoxa, der den Musen-Almanach in seinem Namen drucken ließ und dem die Bekanntmachung des Liedes großen Verdruß gemacht haben würde. Das Lied wurde später im „Deutschen Museum" abgedruckt, aber mit Veränderungen, die Bretschneider nicht billigte, weil sie Unkunde des Wiener Dialektes und seiner Idiotismen verriethen.

Das von Bretschneider im Jahre 1788 angefangene Werk, welches er unter dem Titel: „Ueber Glauben und Prüfung des Seltsamen und Abenteuerlichen", herausgeben wollte und von dem er bereits einen Abschnitt von etwa sechs Druckbogen fertig hatte, wurde nicht beendigt, was sehr zu bedauern ist.

Recension der Schrift: „Charakter Friedrichs II., Königs von Preußen, beschrieben von D. Anton Friedrich Büsching, königlich preußischer Oberconsistorialrath u. s. w. Wien und Leipzig 1789. S. 55. kl. 8⁰.

Von der Recension der Büsching'schen Schrift wußte selbst der Verleger den Verfasser nicht und Anfangs erfuhr dies blos Nicolai. An diesen schrieb Bretschneider, daß er zwar die Ruhe liebe, es sei ihm aber unmöglich, seinen Abgott so mißhandelt zu sehen. Zwölf Jahre später gestand er Nicolai indessen: „Wenn er jetzt so etwas zu schreiben hätte, so möchte es freilich wohl ganz anders ausfallen, ob er gleich in der Hauptsache ebenso denke." Da Büschings Schrift ins Französische übersetzt worden war, so wünschte Bretschneider dies auch von der seinigen. Als Nicolai diesen Wunsch nicht erfüllte, trug Bretschneider selbst einige Jahre nachher einem Franzosen in Krakau diese Uebersetzung auf. Er wollte sie nach England schicken und dort drucken lassen, weil Büsching's Schrift auch ins Englische übersetzt wurde. Es scheint aber, daß die Sache nicht zu Stande kam.

Im Jahre 1790 fing Bretschneider an, einen neuen Roman zu schreiben, worin, wie Göcking sagt, „kein einziges Wort erdichtet war"; er gab ihm den Titel: „Die erste und letzte

Liebe eines Mannes, der sich dem Alter nähert." Es scheint, daß zu diesem Romane Bretschneider's eigene Liebe zu einem Frauenzimmer in der Nähe von Warschau, das er in seiner Jugend kennen gelernt hatte, den Stoff hergab; aber eben dies mag die Ursache sein, daß ihn Bretschneider nicht vollendete oder wenigstens nicht herausgab.

„Antwort eines polnischen Edelmanns in der Republik an seinen Freund in Galizien auf die Anfrage: Was von einer Vereinigung Galiziens mit Ungarn zu halten sei". Warschau, 1790. 4°.

Diese Schrift, welche auf Befehl Kaiser Leopold II. verfaßt wurde, stellt dar, daß eine Vereinigung der Ungarn mit den Galiziern höchst nachtheilig für die Letzteren wäre und setzt dem galizischen Adel deutlich auseinander, was er von den Ungarn zu erwarten habe. Diese Schrift wurde in das Polnische übersetzt.

„Georg Waller's Leben und Sitten, wahrhaft — oder wahrscheinlich — beschrieben von ihm selbst". Köln bei Peter Hammer 1793. 8°. (Berlin, bei Nicolai).

Meusel sagt darüber: „Unter den Legionen deutscher Romane Einer der vorzüglichsten, der jetzt noch (1816) in keiner Lesebibliothek vermißt werden sollte. Er trägt nicht allein, wie „die Abenteuer Junkers von Thon", das dort von mir gerühmte Haupterforderniß eines guten Romans an sich, sondern übertrifft diesen, indem die Handlung noch rascher fortschreitet und den Leser unaufhaltsam mit fortreißt. Auch hier wie im „Junker Thon" mischte er von seinen eigenen Lebensumständen Manches ein. Die Sitten der Wiener sind ganz nach dem Leben dargestellt. Eine treuere und dabei drolligere Beschreibung des dortigen Tons und der Etiquette wird man nicht leicht finden. Das Buch wurde in Wien verboten, wegen der oft scharfen Rüge gewisser Mißbräuche, Kniffe und Ränke, die z. B. die damaligen Reichshofräthe und ihre Agenten spielten.

Ueber Bretschneider's Recension in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" im Jahre 1792 von Swedenborg's theologischen Werken sagt Professor Meusel:

„Sie ist mehr Abhandlung als Recension, worin Bretschneider seine Ansicht und Erklärung des räthselhaften Charakters dieses seltsamen Schwärmers darlegt und entwickelt."

„Die freiwillige Beisteuer; ein Vorspiel". Lemberg, 1790. 8°.

„Liebe und Wein in Asien; eine komische Oper". Frankfurt a. M. 1793. 8°.

Von diesen beiden Stücken erwähnt Meusel, daß sie außer ihren Druckorten wenig oder gar nicht bekannt geworden zu sein scheinen. Er habe auch nirgends Notizen von ihnen, nicht einmal im Bücherlexikon von Heinsius gefunden.

Im Jahre 1803 schrieb Bretschneider in die Berliner Monatsschrift mehrere Abhandlungen: „Geschrei beim Angriff der Cavallerie"*); dann 1804: „Freimaurer Minuet"**). Dann schon früher in Meusel's historisch-literarisch-biographischem Magazin:***) „Gedanken über ein altes Bauernlied". Dieses Volkslied setzt Bretschneider in die Mitte des 15. Jahrhunderts, beurtheilt seinen ästhetischen Werth und erklärt die darin vorkommenden veralteten deutschen Wörter und Redensarten.

Im Jahre 1802 hatte Bretschneider angefangen, fleißig Beiträge zu einem Universal-Idiotikon zu sammeln, über das er Nicolai seine Idee mitgetheilt und ihm in mehreren Briefen seine Sammlungen zugeschickt hatte. Was damit geschehen, ist unbekannt.

Im Jahre 1804 hatte er ein Werk unter dem Titel: „Theodor" geschrieben. Unter Theodor ist Bonaparte zu verstehen. Der französische Gesandte zu Wien beschwerte sich darüber und man versprach ihm die strengste Untersuchung. Bei dieser fand sich, daß der Buchhändler Degen auf einmal 500 Exemplare aus dem Auslande erhalten hatte. Man befahl ihm, diese sogleich zurückzuschicken; doch wurde dem Gesandten zu überlegen gegeben, ob nicht durch ein solches Remittieren das Buch noch mehr würde verbreitet werden? Der Gesandte kaufte also die 500 Exemplare, jedes zu 3 Francs, an sich.

---

*) Jahrgang 1803, September, S. 232—235; 1803, S. 352—362.

**) Jahrgang 1804, Juni, S. 449—460, in Bezug auf den Jahrgang 1802, Juli, Nr. 2.

***) Zürich, 1790, S. 81—90. Dieses Volkslied wurde dort in Kupfer gestochen.

Einem Briefe vom 5. Juli 1808 zu Folge, schrieb er damals Psalmanazar's Leben, nebst einer Recension seiner untergeschobenen Werke. Dies ist aber nie erschienen, vermuthlich, weil er es nicht vollendet hat.

Zwei Jahre darnach schrieb er:

„Die Springwurzel, oder die böse Liesel; eine komische Oper." Nürnberg, 1810. 8⁰.

Darüber berichtet Professor Meusel:

„Dies ist die letzte Schrift, die Bretschneider noch selbst zum Drucke beförderte. Auf einer Reise nach Würzburg lernte er den dortigen Herrn Kapellmeister Witt und einige Schauspieler kennen, denen er diese Oper vorlas. Sie fand so viel Beifall, daß der Erstere versprach, sie in Musik zu setzen und die Letzteren, sie aufzuführen. Ob es wirklich geschehen sei, weiß ich nicht".

Als Bretschneider im Jahre 1810 seine Papiere in Erlangen musterte, fand er darunter einige Gespräche, die er schon vor 10 Jahren geschrieben hatte. Er machte noch einige neue und eine Vorrede dazu und wollte sie unter dem Titel: „Philipp und sein Roß" der Raspe'schen Buchhandlung in Verlag geben. Die bayerische Censur verlangte aber, daß verschiedene Stellen abgeändert würden. Hierzu wollte sich Bretschneider nicht verstehen und nahm seine Handschrift zurück. Er übersandte sie Nicolai, ersuchte ihn zur Ausbildung des Werkes etwas beizutragen und stellte ihm frei, ob er es selbst verlegen wolle, sonst möchte er es ihm wieder zurücksenden. Dies ist auch geschehen, denn vermuthlich fand Nicolai es bei den damaligen Zeitumständen nicht gerathen, den Verlag zu übernehmen, da wahrscheinlich politische Anspielungen oder Aeußerungen, die Verdruß für den Verleger zur Folge hätten haben können, darin enthalten waren. Dies mag auch der Grund sein, warum das Werk überhaupt nicht erschienen ist.

Hiermit endigte Bretschneider seine Laufbahn als Schriftsteller; noch im nämlichen Jahre 1810 starb er.

Er hat eine Geschichte der Herrnhuter handschriftlich hinterlassen. Von dieser sagt er: (Brief aus Karlsbad vom

21. Juni 1810.) „Sie ist aufrichtiger und kritischer, als alle, die existieren, aber auch für diese Welt zu deutlich".

Mehr zu bedauern ist es, daß er seine Lebensbeschreibung nicht vollendet hat und daß nicht wenigstens die 20 fertigen Bogen in Nicolai's Hände gekommen sind, weil sie dann nicht für die Oeffentlichkeit verloren gegangen sein würden.

Recensionen schrieb Bretschneider viel und mancherlei, vorzüglich in die „Allgemeine deutsche Bibliothek". Unter der oben gedachten Recension über Swedenborg's theologische Werke steht die Chiffre Fi. Folglich sind alle so bezeichnet von ihm. Da aber der Herausgeber dieses Journals, Nicolai, die Chiffren seiner Mitarbeiter von Zeit zu Zeit änderte, so können auch noch andere Recensionen von Bretschneider herrühren.

Viele finden sich auch in dem von 1771 bis 1790 herausgekommenen „Frankfurter gelehrten Anzeiger". Er nahm während seines Aufenthaltes zu Frankfurt und in der dortigen Gegend Theil daran. Lange Zeit schrieb er sie, auf Ersuchen ihres ersten Directors, Hofrath Deinet, fast ganz allein. Als nämlich (1774?) die Mitarbeiter ihn hilflos im Stich ließen und er alsdann in solcher Recensionsnoth alles, was ihm unterkam, es möchte einschlagen, in welche Wissenschaft es wollte, frisch weg, wie einst ein Recensent zu sagen pflegte, abthat und dadurch, zu Deinet's Freude, der Zeitung viele Leser verschaffte, worüber er oft zu scherzen pflegte.

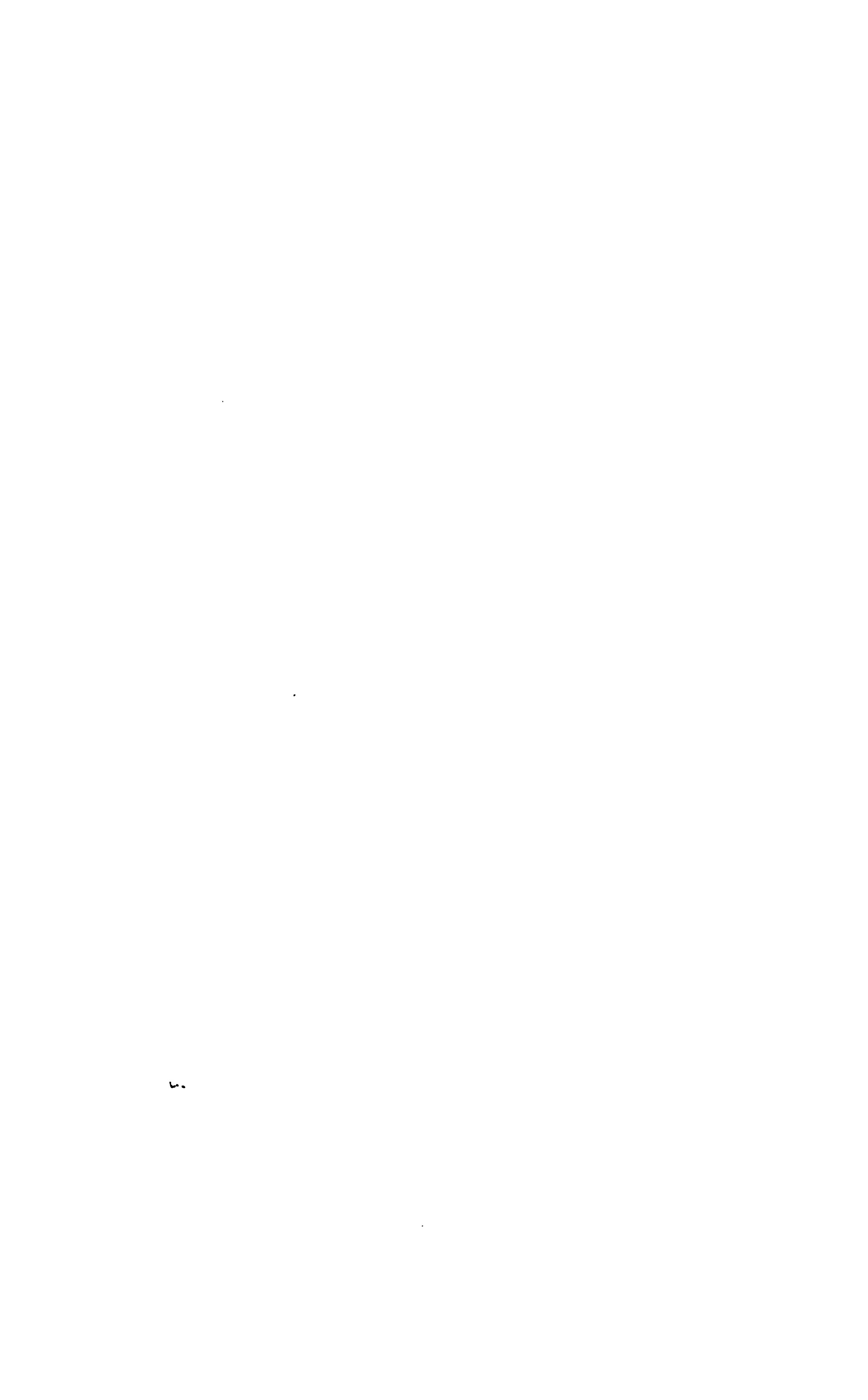
Ende.

Personen-Register.

Berichtigungen.

Man lese:

Adjutant	statt	Adjunkt	Seite	33,	Zeile	4	von	oben.
Rex	„	Rax	„	197,	„	8	„	unten.
reviendront	„	reviendrons	„	267,	„	1	„	unten.
Muße	„	Muse	„	297	„	1	„	oben.




Stockton, Calif.
CT 995 .B7 A3
Denkwurdigkeiten aus dem Leben
Stanford University Libraries
3 6105 041 342 341
CT
995
B7
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.